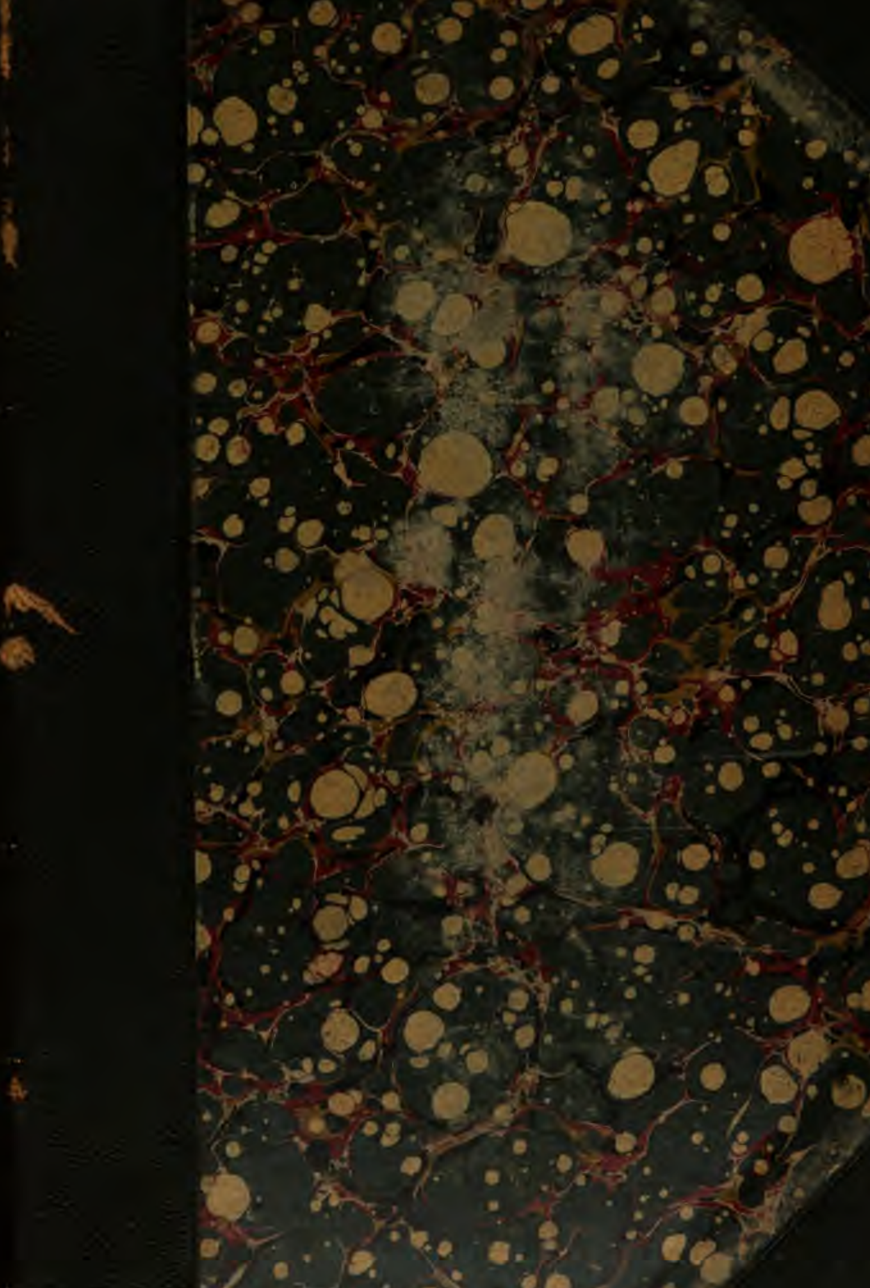
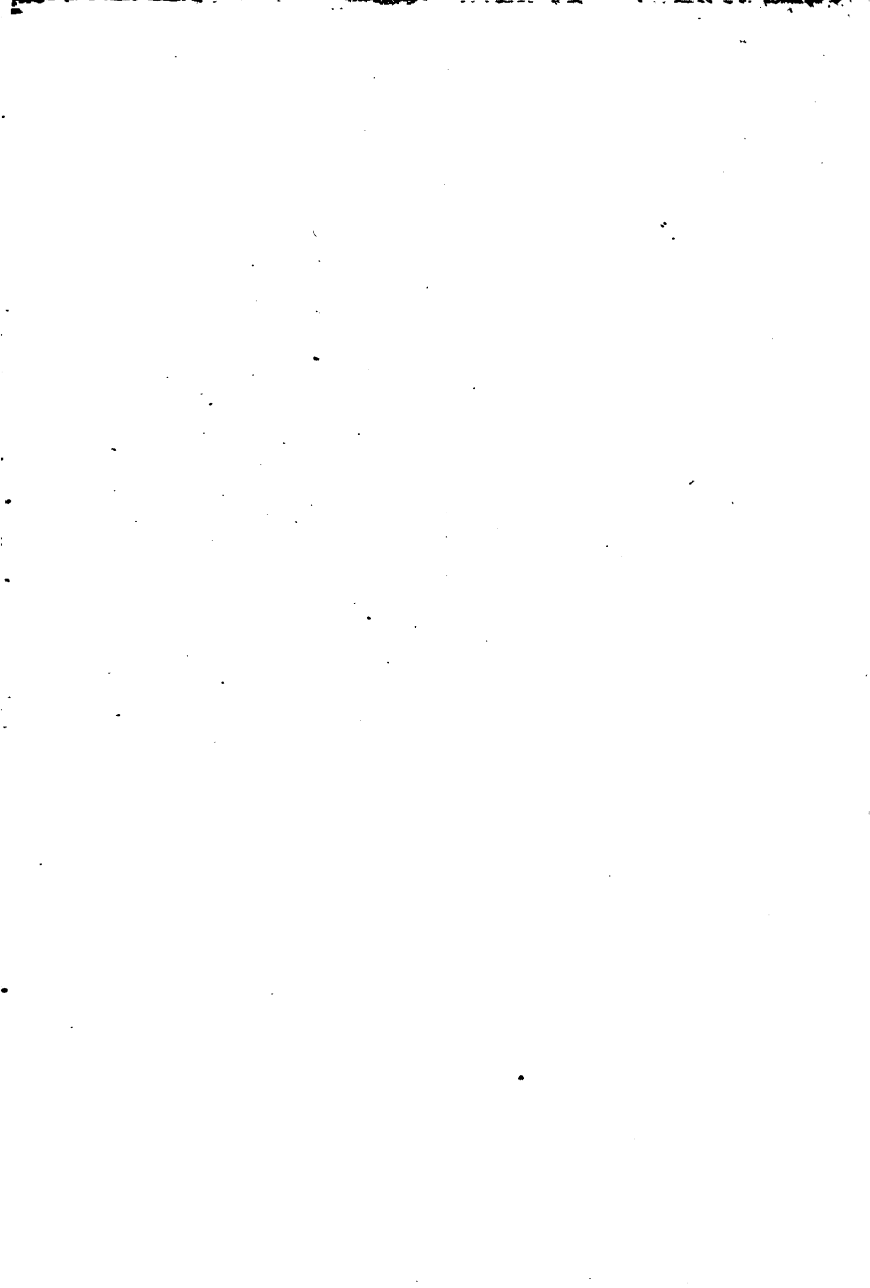
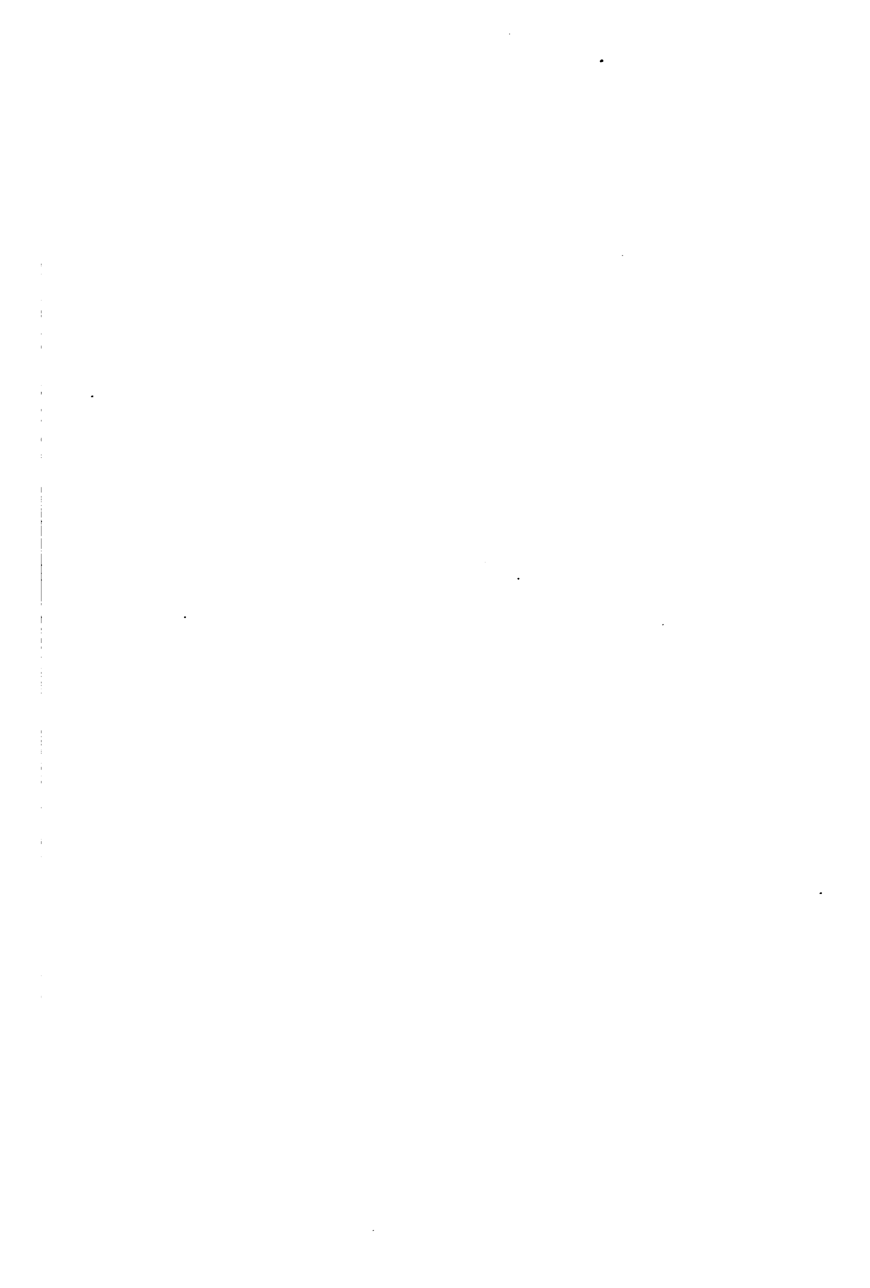
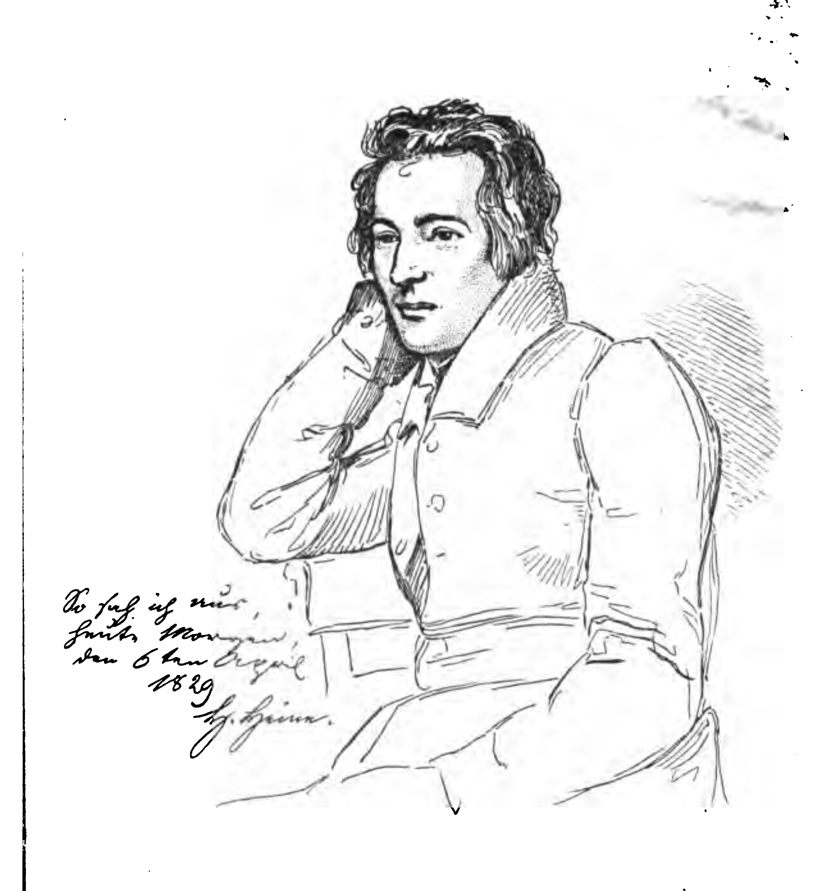












F. Kugler del. E. Mandel sc.

Heine-Briefe

Gesammelt und herausgegeben von

Hans Daffis

I. 60

· Erster Band ·



Pan-Verlag · Berlin 1906

„Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bei mir ausspricht in Torheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit."

Heine an Moser 30. Septbr. 1823.

Mit vollem Recht hat man Dichterbriefe von jeher als die wertvollsten Zeugnisse für den menschlichen und künstlerischen Entwicklungsgang ihrer Schreiber betrachtet. Und gerade bei einem Dichter wie Heine, dessen Briefe, von seltenen Ausnahmen abgesehen, rückhaltlose Geständnisse bedeuten, wird man eine Sammlung der verstreuten Blätter als eine Art Ersatz der oft geplanten „Memoiren" gelten lassen können, die er uns leider schuldig geblieben ist.

Briefe Heines an Freunde geben diesem ersten Bande, der bis zur Übersiedelung nach Paris führt, die Signatur. Hier und da ist ein Plauderbrief an die Schwester, ein Billett an den Schwager, ein Schreiben an eine Größe der Literatur oder irgendeinen Gönner eingestreut, aber jene Freundesbriefe behaupten durchweg die Oberstimme. Des Dichters Liebesleben hat man oft genug beleuchtet, das tiefere Wesen seiner Freundschaft, das zu seinem menschlichen Porträt nicht un-

wesentliche Züge beiträgt, ist zumeist im Dunkel geblieben. Und doch wäre gerade in dem Streit für und wider Heines Menschlichkeit die Art, wie er Freundschaft und Freunde zu fesseln und zu halten weiß, kein zu verachtendes Zeugnis gewesen. — Ein Brief des noch nicht Neunzehnjährigen macht den Anfang. Er ist an den Düsseldorfer Schulfreund Christian Sethe gerichtet und aus Hamburg, dem „verluderten Kaufmannsnest", wohin man Heine, nach fehlgeschlagenen Versuchen, ihn in Frankfurt zum Kaufmann ausbilden zu lassen, 1816 in das Geschäft seines Oheims Salomon Heine geschickt hatte, geschrieben. Gewann er dem kaufmännischen Beruf hier so wenig Geschmack wie dort ab, so war es ein anderer Stern, der ihm in Hamburg lockend leuchtete: „Molly", seine Cousine Amalie Heine, die Tochter Salomon Heines, die leidenschaftlich und unglücklich Geliebte seiner Jugend, die Muse seiner Lieder für manches Jahr, die freilich wenig genug sich um sein Dichten kümmert. Trotzdem, und je weniger er sich um seinen kaufmännischen Beruf Sorge macht, ist er eifrig im Versemachen. Ja, er denkt bereits an eine Drucklegung. Endlich setzt er es bei den Seinen durch, nachdem er auch in einem eigenen Geschäft kläglich Schiffbruch erlitten hatte, sich in Düsseldorf für die Universitätsstudien vorzubereiten und im Herbst 1819 die Universität Bonn zum Studium der Rechte zu beziehen. A. W. Schlegel ist es hier vor allen, der ihm persönlich nahe trat, sich für sein Dichten interessierte und ihm, namentlich in metrischer Beziehung, fruchtbare Winke gab. Er mag ihn auch zu einer Tragödie angeregt haben, zum „Almansor", an dem Heine in den Sommerferien 1820

in dem nahegelegenen Dorfe Beuel arbeitete. Aber die Jurisprudenz und das Gespenst eines Examens drängten, und so ging Heine zum nächsten Wintersemester nach Göttingen, um zu „ochsen". Die Arbeit am „Almansor" läßt ihn vorerst nicht los und noch im Anfang des Winters bietet er Brockhaus ein Manuskript Gedichte „Traum und Lied" zum Verlage an. In Göttingen fühlt er sich wenig behaglich und so ist er beinahe froh, wegen Übertretung der Duellgesetze auf ein halbes Jahr relegiert zu werden. Er geht zunächst wieder nach Hamburg, wo die alte Liebe zu Amalie von neuem Nahrung erhält, aber durch die Nachricht von der Verlobung der Geliebten aufs tiefste erschüttert wird.

Nach kurzer Rast im Elternhause geht er Ende Februar 1821 nach Berlin. Das rege geistige Leben der jungen, glücklich aufstrebenden Universität fesselten und förderten ihn ebensosehr wie der Verkehr in den gastfreien Häusern der Dichterin Elise von Hohenhausen und besonders Varnhagens von Ense und seiner Gattin Rahel. Hier wird er vor allem mit Goethe vertraut, zu dem er bisher noch kein inneres Verhältnis gefunden hatte. Und so ist Goethe auch einer der ersten, denen Heine seine „Gedichte" zusendet, die im Dezember 1821 in der Maurerschen Buchhandlung erschienen, da die Verhandlungen mit Brockhaus sich zerschlagen hatten. Zumeist im Varnhagenschen Kreise machte er eine Reihe interessanter Bekanntschaften, zunächst Ludwig Robert und seine Gattin Friederike (die schöne Schwäbin), Willibald Alexis, Michael Beer, Chamisso, Fouqué, Hitzig, er zechte mit jener berühmt-berüchtigten Tafelrunde bei

Lutter und Wegener, mit Ludwig Devrient, Grabbe, E. T. A. Hoffmann, er trat endlich in einem „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" Eduard Gans, Leopold Zunz und vor allem Moses Moser nahe. Daneben verkehrte er mit alten und neuen Freunden, Sethe, Steinmann, dem Regierungsreferendar Keller. Fast mit allen den Genannten hat er später, bei räumlicher Trennung, mehr oder minder eifrig Briefe gewechselt, am lebendigsten mit Moses Moser, seinem „Erzfreund", der „korrekten Prachtausgabe eines wirklichen Menschen", dem „Epilog von Nathan dem Weisen". Diese Briefe an Moser, der von Haus aus Bankier war, aber mit begeisterter Liebe sich philosophischen und historischen Studien hingab, sind in ihrer Gesamtheit wohl das Schönste und menschlich Wertvollste in diesem ersten Briefband. In allen andern Briefen ist Heine bei aller Offenheit doch stets ein wenig Diplomat, in den Briefen an Moser gibt er sich ohne allen Vorbehalt, weil er die reine, edle Natur des Freundes kennt. Moser ist für Heine in stiller, unmerklicher Art menschlich ein Erzieher geworden. Zeit und Ferne lassen auch zwischen den beiden das Band loser werden, aber immer wieder, bis zur Übersiedelung nach Paris, wissen sie den Weg zueinander zu finden. Ihm schreibt er wirklich jene Briefe „im Negligé-Gewand", von denen er selbst einmal so hübsch im Gegensatz zu den „Gala-Briefen" zu sprechen weiß. — Aber neben und noch über Moser hat Rahel Varnhagen und der Geist ihres Hauses den größten Einfluß auf den Werdenden. Freilich hat er an Rahel nur wenige Briefe geschrieben: „An Frau von Varn-

hagen brauche ich aber gar nicht zu schreiben, sie weiß alles, was ich denke und nicht denke". Er spricht von einer „großen Lebensepoche", als er sie kennen lernte, „die liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele", er bezeichnet sich selbst einmal als von ihr „gehobelt", und ein andermal: „j'appartiens à Madame Varnhagen". Die zärtlich geliebte Schwester ist ihm immer nur ein verhätscheltes, kostbares Spielzeug, seine „kleine, süße Kristallpuppe", seine „liebe, kleine Seele" gewesen, Rahel gilt ihm, der mehr die Weiber als das Weib kannte, lange Zeit als der Begriff des weiblichen Menschen. Auch hier gibt es Verstimmungen, auch hier Mißverständnisse hüben wie drüben, aber die tiefe, wahre Achtung, die Heine vor Rahel hatte, blieb Siegerin über die verletzte Empfindlichkeit des von den Frauen maßlos Verwöhnten.

Mit einer Unterbrechung im Herbste 1822, wo er einer Einladung des Grafen Breza nach Polen folgte, ist Heine bis zum Mai 1823 in Berlin geblieben. Noch vor seiner Rückkehr ins Haus der Eltern nach Lüneburg erschien ein zweites Buch: die „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo", diesmal bei Dümmler in Berlin. Seine dichterische Produktion gewinnt das Übergewicht. Die Rechtswissenschaft wird ihm immer gleichgültiger. Schon denkt er an allerlei historische Studien, die ihm einmal die akademische Laufbahn eröffnen sollen. Dabei ist es mit seinem körperlichen Befinden nicht zum besten bestellt und schon jetzt beginnt jenes beständige Seufzen und Stöhnen über „Kopfschmerzen" und „Jurisprudenz", das in fast jedem seiner Briefe wiederkehrt. Bevor er von Berlin scheidet, knüpft er noch — zunächst nur brieflich — eine Be-

ziehung an, die für ein Jahrzehnt eine wertvolle Bereicherung seines Lebens bedeuten sollte — zu dem Dichter Karl Immermann. Waren Moser und Rahel ihm vor allem menschlich gleichsam Wegweiser geworden, so wurde Immermann sein Beichtiger in literarisch-künstlerischen Dingen. Immermann war der erste, welcher mit tiefem Verständnis die Eigenart Heinischer Dichtung in jener denkwürdigen Rezension im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" von 1822 einem größeren Publikum auseinandersetzte. Das hat ihm Heine nie vergessen. Die treue Freundschaft, die er — bei allem Gegensätzlichem der Naturen — zeitlebens Immermann erwies, hat man nicht selten über seinem bedenklichen Schwanken, gerade in literarischen Beziehungen, übersehen. Ohne, daß der eine des andern Produktionen blind bewunderte, haben sie ehrlich ihr so wesensverschiedenes Schaffen zu verstehen gesucht! Im Feldzug gegen Platen, von dem in den Briefen breit die Rede ist, haben sie Schulter an Schulter gestanden, und selbst als Immermann dem Freunde nicht mehr zu folgen vermochte, hat er doch sein Verhalten zu erklären und zu entschuldigen gewußt. Für Heine, der nicht allzuviel Verständnis für sein künstlerisches Wollen im Kreise der Nächsten fand, war der rege briefliche Gedankenaustausch mit einem kritischen und doch wohlwollenden Gleichstrebenden von entscheidender Bedeutung. Er wurde ihm auch ein Trost in Augenblicken, die in dieser Berliner Zeit nicht selten waren, wo er „krank, isoliert, angefeindet und unfähig, das Leben zu genießen" sich, jeder Stimmung und Verstimmung nur allzu rasch hingegeben, einsam und verkannt fühlte. Dazu kommt die

bange Sorge um die Zukunft, vor allem in pekuniärer Beziehung. In fast allen Briefen, seit der Studentenzeit, spielt die Geldfrage eine große Rolle, für denjenigen, der den Dichter in den Jahren des menschlichen und künstlerischen Reifens gern von den Hemmungen des Alltags befreit sähe, eine beschämend große Rolle. In Heine selbst verträgt sich allerdings Poesie und solche Prosa des Lebens überraschend gut.

Zwar für den Augenblick treten die Geldsorgen wieder zurück: der Oheim Salomon, der ihm die Mittel zum Lebensunterhalt gewährt, hat ihm noch zwei Jahre Studium zugestanden und so schmiedet Heine, hoffnungsfreudiger, allerlei Zukunftspläne. Der Gedanke einer akademischen Laufbahn wird von neuem erwogen, er denkt sogar vorübergehend daran, Diplomat zu werden, und zwar in Frankreich, wie er überhaupt die Möglichkeit, dauernd nach Paris überzusiedeln, von nun an nicht aus den Augen verliert. Vorläufig will er wieder einmal Rast im Elternhause halten und so geht er im Mai nach Lüneburg, wohin die Seinen ihren Wohnsitz verlegt hatten. Hier lebte er, zumal unter dem Einfluß des in der kleinen Stadt herrschenden Judenhasses, sehr zurückgezogen. Er treibt ausgedehnte Lektüre, entwirft die Skizze zu einem neuen Trauerspiele und plant und bildet allerlei Lyrisches. — Trotzdem er noch vor wenigen Monaten an Moser geschrieben hatte: „Ein trüber Unmut wird mich auf immer von Hamburg zurückhalten", ging er doch im Juli dorthin, um vor allem mit dem Oheim Salomon, zu dem seit der Hochzeitsfeier der Schwester Lotte im Juni ein leidliches Verhältnis hergestellt war, den Plan einer Übersiedelung

nach Paris zu besprechen. Der Oheim willigte nicht ein, gewährte ihm aber neben der Zusicherung weiterer Mittel zum Studium, die Möglichkeit eines Erholungsaufenthaltes in Cuxhaven. Er sieht zum erstenmal das Meer und empfängt damit vielleicht den tiefsten seelischen Eindruck des Lebens. Nicht auf einmal erschloß sich ihm seine letzte Schönheit, aber immer wieder von neuem reizt es ihn, sie zu entschleiern und es gewährt einen eigenen Genuß, in den Briefen zu verfolgen, wie der Zauber des Meeres ihn zunächst kalt läßt und er an Schwester Lotte nur zu berichten weiß: „Es sind wenig Menschen hier, triste und ennuyant", bis er ihn ganz gefangen nimmt und sich an Moser die Worte losringen: „die See war mein Umgang und ich habe nie einen besseren gehabt." —

Heine mochte in diesen Wochen für Gemütseindrücke besonders empfänglich sein, war doch in seine Seele in jenen Hamburger Tagen der zündende Funke einer neuen Leidenschaft gefallen, der Liebe zu Therese Heine, der jüngeren Schwester Amaliens. Deutlich gestanden hat er sie sich und ihr wohl erst bei einem erneuten Aufenthalte im Hause des Oheims, bei der Rückkehr vom Seebad. Nach Lüneburg heimkehrend, denkt er nun ernstlicher an seine Jurisprudenz. Einen anregenden Verkehr fand er in Rudolf Christiani, mit dem Heine in der Folge eine Reihe von Jahren eifrig Briefe wechselte. Poetisches ist in dieser Zeit wenig entstanden. Desto mehr Zeit verwendet er auf Lektüre: vor allem auf Goethe. Der Goethekult im Rahelschen Kreise konnte ihn wahrlich nicht unberührt lassen, aber das Unstäte seines äußeren Lebens hatte bisher wenig Muße

zu eindringenderer Beschäftigung mit dem Dichter gegeben. Auch erkannte er instinktiv das Gegensätzliche von Goethes Art und Kunst zu der seinen und hatte in ängstlicher, frostiger Abwehr sich gegen eine intimere Kenntnis seiner Dichtung gesträubt. In der Ruhe dieses neuen Aufenthalts in Lüneburg wird das nun anders. So kann er denn an Ludwig Robert, den Bruder Rahels, schreiben: „Ich habe jetzt bis auf eine Kleinigkeit den ganzen Goethe gelesen"!!! und „Ich bin kein blinder Heide mehr, sondern ein sehender. Goethe gefällt mir sehr gut." —

Mitte Januar 1824 zog Heine, um die juristischen Studien zu beenden, wiederum nach Göttingen, das er damals, als er relegiert wurde, nur allzu gern verlassen hatte. War es bei jenem ersten Göttinger Semester mit dem „Ochsen", um dessentwillen er eigentlich hingegangen war, nicht viel geworden, so gelang es ihm diesmal wirklich, wenn auch nicht in so kurzer Zeit, als er gehofft hatte, der Pandekten Herr zu werden und im Juli 1825 zum Dr. jur. zu promovieren. Ein anderes wichtiges Ereignis dieser Göttinger Zeit fällt noch vor die Promotion: sein Übertritt zum Christentum, der in dem unweit gelegenen Heiligenstadt am 28. Juni vor sich ging. Schon geraume Zeit hatte Heine sich mit dem Gedanken der Taufe getragen. Er hatte einst, als Student, mit Ernst und Eifer an Bestrebungen teilgenommen, die auf eine Reform des Judentums nach innen und außen abzielten. Er hatte sehen müssen, wie solche Bemühungen an der Gleichgültigkeit der einen, der Halbheit der anderen scheiterten, hatte viel und früh unter dem Judenhaß ge-

litten, hatte mit immer wachsender Erbitterung erfahren müssen, daß man nur allzu oft seine Kunst unter dem Gesichtswinkel seiner jüdischen Abstammung betrachtete. Auch hatte er, dessen Wanderjahre zeitig begannen, äußerlich nie recht Wurzel im Judentum gefaßt, so viel es ihm innerlich mitgegeben hat. Dazu kamen rein materielle Gründe. Er durfte hoffen, als Angehöriger der Staatsreligion in Preußen leichter ein Amt zu bekommen wie als Jude. Daß ein rein äußerlicher Übergang ins andere Lager — ein inneres Verhältnis zum Christentum hat er nie gewonnen — nichts besserte, hat er sehr bald in einem Brief an Moser bekennen müssen: „Ich bereue jetzt, daß ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser gegangen sei, im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück." — Neben den juristischen Studien hat Heine in dieser Göttinger Zeit für Poetisches und Literarisches wenig Sinn gehabt. Gelegentlich schrieb er an seinen „Memoiren", einen alten Plan aufnehmend, kämpfte mit dem spröden Stoffe des „Rabbi von Bacherach" und arbeitete seine „Harzreise" aus. Zweimal hatte er inzwischen den Aufenthalt in Göttingen unterbrochen. Im Frühjahr 1824 war er in Berlin, um alte Beziehungen wieder aufzunehmen, neue anzuknüpfen und im Herbst wanderte er in den Harz, wobei er, Thüringen berührend, auch Goethe in Weimar besuchte. Voll Vorurteil und scheuer Verehrung, Zuneigung und Abwehr, kurz in innerer Ratlosigkeit war er vor ihn getreten und die Ungunst der Stunde vermochte nicht das lösende Wort zu bieten. Stärker als je fühlte er das Gegensätzliche ihrer Naturen und, so

wortreich er es auch später den Freunden Christiani und Moser zu erklären suchte — zunächst schwieg er verstimmt und trotzig-beschämt ganz — es unbefangener zu beurteilen hat er erst manches Jahr nachher gewußt.

Ende Juli 1825 kehrte er Göttingen den Rücken, voll von vagen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft. Der Gedanke, an der Berliner Universität als Dozent zu wirken, tauchte von neuem auf, wurde aber bald von dem Vorsatz, in Hamburg Advokat zu werden unterdrückt. Aber zunächst drängte es ihn, nach dem bitteren und mürrischen Ernst des letzten Studienjahres, noch einmal ein paar Wochen völliger Freiheit zu genießen. Wieder zog es ihn zum Meer. Dichtend und träumend verbrachte er wundervolle Spätsommerwochen in Norderney. Vorübergehend hielt er Rast im Elternhause, wo man ihn zu bestimmen wußte, sich nun ernsthaft um eine feste Position im Leben zu bemühen. So zog er denn Mitte November nach Hamburg mit dem Vorsatz, sich eine Stellung als Anwalt zu erringen. Er sieht Therese Heine wieder und der „Bürgerkrieg in seiner Brust" bricht von neuem aus, aber er weiß die schlimmen Geister besser zu bannen als vordem, zumal man ihn im Kreise der Verwandten und Freunde jetzt mit anderen Augen ansieht. Nicht nur, daß er seine akademischen Jahre ehrenvoll beendet hatte, er ist „unterdessen sehr berühmt geworden", wie er getrost an Josef Klein schreiben darf.

Doch all das vermochte nicht, ihn vor Kämpfen und Krisen zu bewahren. Seine Briefe werden sehr bald wieder weniger optimistisch. Die Hoffnung auf ein Amt gibt er rasch auf, die Aussicht, Theresens Hand

zu gewinnen, wird immer geringer, mit dem Schwager gerät er hart aneinander, worunter auch das Verhältnis zu seiner Schwester Lotte leidet („Ich hab' diese Tage meine Schwester verloren", schreibt er lakonisch), im Hause des Oheims wird er von falschen Freunden verleumdet. So ist es ihm in diesen trüben Tagen fast gleichgültig, daß sein neues Buch (der erste Teil der „Reisebilder") bei Campe, der von nun an der eigentliche Heine-Verleger wurde, erschien. Er maß dem Werke keinen großen Wert bei, zumal der Gedanke an einen „Faust" ihm gerade in jener Zeit wieder nahe trat. Im übrigen lebte er bis zum Juli 1826, wo er wiederum nach Norderney reiste, hier in Hamburg sehr eingezogen, im Verkehr mit wenigen Freunden. Immer wieder lockte ihn Paris, als Ziel dauernden Aufenthaltes. Vorerst ging er aber, vor allem, um diesen Plan reifen zu lassen und mit den Seinen zu besprechen, auf einige Monate nach Lüneburg, ohne den geplanten Abstecher nach Holland gemacht zu haben. Im Elternhause ward ihm die nötige Muße, den zweiten Teil der „Reisebilder", auf den er viel Mühe verwandte und große Hoffnungen setzte, in Angriff zu nehmen. Den Druck des neuen Buches in die Wege zu leiten, ging er Mitte Januar 1827 von neuem nach Hamburg. Daneben traf er hier die Vorbereitungen zu einer geplanten Auswahl seiner Lyrik in chronologischer Folge. Nach dem Erscheinen des zweiten Teils der „Reisebilder" ging er im April, einen lange gehegten Plan ausführend, nach London, dessen gewaltige Größe nicht ohne Eindruck auf ihn blieb, während das spezifisch Englische in Land und Leuten ihm nicht sonderlich zusagte. Auf der Rück-

reise blieb er wiederum einige Wochen in seinem geliebten Norderney. Erst Ende September war er wieder in Hamburg. Hier überwachte er die Drucklegung des „Buchs der Lieder", einer neuen Zusammenstellung alter Gedichtzyklen, die noch 1827 erschien. Inzwischen hatten Verhandlungen zwischen ihm und Cotta, die darauf abzielten, ihn für München und die Redaktion der „Neuen Allgemeinen Politischen Annalen" zu gewinnen, zu einem befriedigenden Abschluß geführt. Ende November traf er nach mancherlei Umwegen in München ein.

Auf dieser Reise merkte er, wie bekannt er mittlerweile weithin geworden war, so daß er füglich an Campe schreiben konnte: „Überall auf meiner Reise fand ich die „Reisebilder" en vogue, überall Enthusiasmus, Klage und Staunen, und ich hätte wirklich nicht geglaubt, schon so berühmt zu sein." Trotz allen freundwilligen Bemühungen Cottas hat Heine sich in München nie ganz einleben können, so daß er ohne rechte Trauer die „Annalen" schon im Sommer 1828 eingehen sah. Ihn drängte es nach Italien. Mitte Juli reiste er über Innsbruck, Verona, Mailand, Genua nach den Bädern von Lucca und Florenz, wo er friedliche, glückliche Tage verbrachte. Die Sorge, endlich ein sicheres Amt zu erlangen, hatte ihn veranlaßt, sich um eine Professur in München zu bemühen. Die Unruhe, wie sich diese Angelegenheit gestalten würde und plötzliche Sorge um den Vater trieben ihn Hals über Kopf nach Deutschland zurück. Jetzt kam alles zusammen, um ihn schwer zu treffen. Noch auf der Reise erhielt er die Nachricht vom Tode des Vaters, Therese

Heine war ihm auf immer verloren, die Hoffnungen auf die Münchener Professur zerschlugen sich, Zwist mit der Familie und eigene Krankheit kamen hinzu — als ein Gebrochener geht er zu Beginn des Jahres 1829 von neuem nach Berlin und Potsdam. Im August und September zog es ihn wieder ans Meer, seinem „wahlverwandten Element", und zwar nach Helgoland. Von hier begab er sich nach Hamburg. Noch vor Schluß des Jahres erschien der dritte Teil der „Reisebilder", der ihm nicht allein wegen der heftigen Ausfälle gegen Platen, seine Antwort auf dessen boshafte Angriffe, viele Feinde machte. —

Im März 1830 finden wir Heine in dem nahen, stilleren Wandsbeck. Drei Monate verbrachte er hier in ruhiger Zurückgezogenheit und ernster Lektüre und Arbeit. Die Bibel und die Revolutionsgeschichte des Thiers, in seltsamem Vorausfühlen der kommenden Ereignisse, beschäftigten ihn vor allem. Die „große Woche" in Paris und ihre Folgen erschütterten ihn stark. Dazu kamen private Mißhelligkeiten. Das Verhältnis zu Salomon Heine wurde immer unhaltbarer, der Versuch, in Preußen eine Anstellung zu finden, scheiterte, ebensowenig gelang es ihm, in Hamburg das Amt eines Syndikus zu erhalten. So trat der Gedanke einer Übersiedelung nach Paris bestimmter auf. Die Arbeit an dem vierten Bande der „Reisebilder" wurde noch rasch zu Ende geführt. Dann rüstete er allmählich zum Abschied. Im Mai geht er, unterwegs in Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe gemächlich Rast haltend, nach Paris, seiner neuen Heimat. —

---

1. An Christian Sethe.

Hamburg, den 6. Juli 1816.

An Christian Sethe! . . . . . .

(Ich weiß nicht, hast Du lieber hochgeboren oder wohlgeboren? kannst Dir's daher selbst beim Namen schreiben.)

Ja! ich will jetzt an meinem Freunde Christian schreiben. Zwar ist es nicht die dazu am besten geeignete Stunde. Wunderseltsam ist mir zumute und bin gar zu herzbewegt, und habe mich wohl in acht zu nehmen, daß kein leises Wörtlein entschlüpfe, das mir den inneren Gemütszustand verraten kann. Ich sehe schon wie zwei große wohlbekannte blaue Augen mich anstarren würden; die habe ich zwar sehr lieb, sind aber glaub ich nur zu kalt. — —

Ich habe mich wieder hingesetzt Dir zu schreiben und habe alles aus dem Herzen rauschen gelassen, was Dir immer spanische Dörfer bleiben. Ich habe Dich ein bißchen sehr lieb. Wie geht's Dir, Alter? Erfreust mich gar herrlich und königlich, wenn Du mir brav schreibst. Tue es. Aber viel beten kann ich selbst zu unserm lieben

Herrgott nicht. — Mir geht's gut. Bin mein eigener Herr, und steh so ganz für mich allein, und steh so stolz und fest und hoch, und schau die Menschen tief unter mir so klein, so zwergenklein; und hab meine Freude dran. Christian, Du kennst ja den eitlen Prahlhans? Doch

Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt,
Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
Dann greif ich zum Griffel rasch und wild,
Und male mit Worten das Zaubergebild. —

— Aber auch verwünschte Prahlerei, es scheint, als sei mir die Muse untreu geworden, und habe mich allein nach Norden ziehen lassen, und sei zurückgeblieben. Ist auch ein Weib. Oder fürchtet sie sich vor die furchtbaren Handelsanstalten, die ich mache? Wahr ist es, es ist ein verludertes Kaufmannsnest hier. Huren genug, aber keine Musen. Mancher deutsche Sänger hat sich hier schon die Schwindsucht am Halse gesungen. Muß Dir was erzählen:

Als ich ging nach Ottensen hin,
Auf Klopstocks Grab gewesen ich bin.
Viel schmucke und stattliche Menschen dort standen,
Und den Leichenstein mit Blumen umwanden,
Die lächelten sich einander an
Und glaubten wunders was sie getan. —
Ich aber stand beim heiligen Ort,
Und stand so still und sprach kein Wort,
Meine Seele war da unten tief
Wo der heilige deutsche Sänger schlief: — —

— — —

Nun? Sieh! selbst auf Klopstocks Grab verstummt meine Muse. Nur erbärmlich mit miserable kann ich noch zusammenreimen. Hauptsächlich, lieber Christian, muß ich Dich bitten, Dich des armen Levys anzunehmen.

Es ist die Stimme der Menschlichkeit, die Du hörst. Ich beschwöre Dich bei allem, was Dir heilig ist, hilf ihm. Er ist in der größten Not. Mein Herz blutet. Ich kann nicht viel sprechen; die Worte brennen mir in den Adern.

Ich wasche meine Hände in Unschuld, Du hast alles auf Deine Seele. — — —

Meine Adresse ist Harry Heine bei Witwe Rodbertus auf die Große Bleiche in Hamburg, Nr. 307.

Freu Dich, Freu dich: in 4 Wochen sehe ich Molly.

Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück.

Seit 2 Jahren hab ich sie nicht gesehen. Altes Herz, was freust du dich und schlägst so laut! — Leb wohl, lieber Christian, denke mein.

Dein Freund

Harry Heine.

Pellmann zu grüßen, vorzüglich den guten Zugemaglio (bitte Zugemaglio, er soll ein Brief an mich bei Dir einschlagen). Unzer, Lottner und Wünneberg nicht zu vergessen. Spielt brav, und befutelt Euch untereinander.

Grüße Deine werte Eltern und Geschwister.

2. An Christian Sethe.

Hamburg, den 27. Oktober 1816.

An den Studioso Christian Sethe
in Düsseldorf.

Sie liebt mich nicht! — Mußt, lieber Christian, dieses letzte Wörtchen ganz leise, leise aussprechen.

In den ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himm
aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hö
— Könntest Du Deinem armen Freunde nur ein bißc
ins Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht, und
waltig verstört und wahnsinnig, so würde sich Dein
rechter Unmut wegen des langen Stillschweigens s
bald zur Ruhe legen; am besten wäre es zwar, wenn
einen einzigen Blick in seine inn're Seele werf
könntest, — da würdest Du mich erst recht lieb gewinn

Eigentlich, mußt Du wissen, lieber Christian,
jeder meiner Gedanken ein Brief an Dich, oder wenigste
gestaltet er sich so, und ich habe Dir unlängst schon ein
ellenbreit langweiligen Brief zusammengekratzt, wo
Dir mein ganzes Innere seufzend aufschloß, vom Ei d
Leda an bis Trojas Zerstörung; aber diesen Brief ha
ich weislich wieder vernichtet, da er doch zu nichts dien
konnte, als in fremde Hände zu fallen und mir alsdan
vielleicht den Garaus zu machen. Kannst mir ja so nic
helfen. —

Einen kleinen Spaß will ich Dir erzählen. D
weißt, Christian, von demselben Augenblick an, als i
Dich zum ersten Male sah, ward ich unwillkürlich zu D
hingezogen, und ohne mir selber davon Rechenschaft gebe
zu können, warst Du mir immer ganz unendlich lieb un
teuer. Ich glaube Dir in dieser Hinsicht schon läng
davon gesprochen zu haben: wie ich oft in Deinen Ge
sichtszügen und vorzüglich in Deinen Augen etwa
bemerkte, was mich auf eine unbegreifliche Art zugleic
von Dir abstieß und zugleich wieder gewaltsam zu Di
hinzog, so daß ich meinte im selben Augenblick liebende
Wohlwollen und auch wieder den bittersten, schnöden

eiskalten Hohn darin zu erkennen. Und siehe! dieses nämliche rätselhafte Etwas habe ich auch in Mollys Blicken gefunden. Und eben dieses ist es was mich auch so konfus macht. Denn obgleich ich die unleugbarsten, unumstößlichsten Beweise habe: daß ich nichts weniger als von ihr geliebt werde — Beweise, die sogar Rektor Schallmayer für grundlogisch erkennen und kein Bedenken tragen würde, seinem eigenen Systeme obenan zu stellen, so will doch das arme liebende Herz noch immer nicht sein concedo geben, und sagt immer: was geht mich deine Logik an, ich habe meine eigene Logik. — Ich habe sie wiedergesehen, —

„Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sei der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schöne Weib."

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudere nur, ich schaudre auch. — Verbrenne den Brief. Gott sei meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht. — Du! Du! hauche nicht zu stark, da hab ich eben ein wunderhübsches Kartenhaus aufgeschichtet, und ganz oben auf steh ich und halte s i e im Arm! —

Sieh, Christian, nur D e i n Freund konnte seinen Blick zum Allerhöchsten erheben (erkennst Du ihn hieran?); freilich scheint es auch, als wenn es sein Verderben sein wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen, lieber Christian, wie mein Verderben so herrlich und lieblich

aussieht! — Aut Caesar aut nihil war immer me
Wahlspruch. Alles an allem.

Ich bin ein wahnsinniger Schachspieler. Sch
beim ersten Stein habe ich die Königin verloren, u
doch spiel ich noch, und spiele — um die Königin. S
ich weiter spielen? —

„Quand on a tout perdu et qu'on n'a plus d'espoir,
La vie est une opprobre et la mort un devoir."

Schweige, verfluchter, lästerlicher Franzose, m
deinem feigen Verzweiflungsgegreine! Kennst du nicht d
deutsche Minne? Die steht kühn und fest auf zwei ew
unerschütterliche Säulen, Manneswürde und Glau
ben. — Nur halte mich, o Gott, in sicherer Hut vor di
schleichende, finstre Macht der Stunde. — Entfern
von ihr, lange Jahre glühende Sehnsucht im Herze
tragen, das ist Höllenqual, und drängt höllisches Schmerz
geschrei hervor. Aber, in ihrer Nähe sein, un
doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinseligmachende
Anblick oft vergebens schmachten, u — u — und —
und — O! — O! — O Christian! Da kann auch da
frömmste und reinste Gemüt in wilder wahnsinnige
Gottlosigkeit auflodern. —

Ach Du bist klug, Christian, und wirst mich gewiß
meines langen Stillschweigens wegen nicht strafen
wollen. — Du weißt nicht welch ungeheuer Weh mir
der dolchscharfe Widerhaken macht, mit welchem sich
jedes Wort aus meiner Seele hervorreißt; andern Leuten
kosten die schwarzen Striche nichts, können sie nach Be-
lieben hin und her stellen, schreiten auf dem Kothurm, um
besser durch den Dreck zu kommen. Dies, was Du hier
für Kothurn ansehen magst, sind riesig hohe Schmerz-

gestalten, die aus den gähnend weiten blutigen Herzwunden hervorsteigen. — Sei nicht böse, Christian, ich bin Dir ja so gut, so gut, und bin so gewaltig unglücklich dran. Willst Du mich auch verstoßen? Ach, die Stimme im Herzen hat mich sehr getäuscht, wird sie auch diesmal Lügnerin sein? Christian, sag ja oder nein. Du bist allein übergeblieben, sag ja oder nein. Bei allem, was Dir heilig ist, sag mir die Wahrheit. — Ja? nun so hab ich auch Hoffnung, daß mir die Stimme des Herzens auch bei Molly nicht lügt. Nein? nun — — —

Schreib bald, lieber Christian, ja, willst Du?

Das ist auch eine herzkränkende Sache, daß *sie* meine schöne Lieder, die ich nur für sie gedichtet habe, so bitter und schnöde gedemütigt und mir überhaupt in dieser Hinsicht sehr häßlich mitgespielt hat. — Aber solltest Du es wohl glauben, die Muse ist mir demohngeachtet jetzt noch weit lieber als je. Sie ist mir eine getreue tröstende Freundin geworden, die ist so heimlich süß und ich liebe sie recht inniglich. Wie tief treffen mich jetzt die Worte Goethes im *Tasso*:

„Alles ist dahin! — Nur eines bleibt:
Die Träne hat uns die Natur verliehen,
Der Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles, —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide."

Ich dichte viel; denn ich habe Zeit genung, und die *ungeheure Handelsspekulationen* machen mir nicht viel zu schaffen; — ob meine jetzigen Poesien besser sind, als die früheren weiß ich nicht; nur das ist

gewiß, daß sie viel sanfter und süßer sind; wie in Honig getauchter Schmerz. Ich bin auch gesonnen, sie balde (das kann indessen doch noch viele Monate dauern) in Druck zu geben. Aber das ist die Schwerenotssache: da es dazu lauter Minnelieder sind, würde es mir als Kaufmann ungeheuer schädlich sein; ich kann Dir dies nicht so genau erklären, denn Du kennst nicht den G e i st , der hier herrscht. Und gegen Dich kann ich's aufrichtig gestehen: außerdem daß in dieser Schacherstadt nicht das mindeste Gefühl für Poesie zu finden ist, — es seien denn eigens bestellte Hochzeits — Leichen — oder Kindtaufs-C a r m i n a d e n , — so hat sich auch noch dazugesellt seit einiger Zeit eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden, und die ich, um sie von den Beschnittenen zu unterscheiden: getaufte Juden benamse, heißen auch vulgo: Christen). Bei so bewandten Umständen läßt sich leicht voraussehen, daß Christliche Liebe die Liebeslieder eines Juden nicht ungehudelt lassen wird. Da ist guter Rat teuer; auch ohnedies weiß ich nicht, wie man eine Buchherausgabe bewerkstelligt, und darin sollst Du mich belehren, Christian; verstehst das ja besser.

Ich lebe hier ganz isoliert; aus obigen Andeutungen kannst Du Dir dies sehr leicht erklären. — Mein Oheim lebt auf dem Lande. Dort geht es sehr geziert und geschwänzelt zu, und der freie unbefangene Sänger sündigt sehr oft gegen die Etikette. Diplomatisches Federvieh, Millionäre, hochweise Senatoren 2c. 2c. sind keine Leut für mich. Der homerisch göttliche herrliche Blücher aber war unlängst hier, und ich habe das Glück gehabt in seiner Gesellschaft zu speisen bei Onkel; so ein Kerl macht Freude.—

Der Neffe vom großen (???) Heine ist zwar überall gern gesehen und empfangen; schöne Mädchen schielen nach ihm hin, und die Busentücher steigen höher, und die Mütter kalkulieren, aber — aber — bleib allein; niemand bleibt mir übrig als ich selbst. Und wer dieser Sonderling ist, das weiß Christian besser als ich. — Ich bin sehr verlegen, ob Dich dieser Brief noch zu Hause antrifft, oder ob Du ihn, wie ich gewiß erwarte, nachgeschickt erhältst. Auf jeden Fall, wenn noch ein Funken Freundschaft übrig geblieben ist, schreibe mir sogleich, ob Du ihn richtig erhalten hast. Ich kann des Inhalts wegen, eher nicht ruhig schlafen. — Wie geht's Dir? Schreib. Zwar macht es mir viel Vergnügen, Deine Schriftzüge zu entziffern, aber ein bißchen mehr Deutlichkeit könnte nicht schaden. Indessen bin ich auch mit Geschmier zufrieden. — —

In religiöser Hinsicht habe ich Dir vielleicht bald etwas sehr verwunderliches mitzuteilen. Ist Heine toll geworden? wirst du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich scheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid. Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.

„Werdet wie die Kindlein" lange wähnte ich dies zu verstehen, o ich närrischer Narr! — Kindlein glauben.

Schon beinahe ein Monat liegt dieser Brief in meinem Pult; da ich erst nach Düsseldorf geschrieben

habe, um zu wissen, ob Du schon weggereist. Soeben erhalte ich Deinen lieben Brief. Bei Gott! alle Freuden sind mir noch nicht abgestorben. Verzeih mir, guter, edler Christian, ich habe Dich zwar immer von ganzer Seele geliebt, aber auch oft, vielleicht immer verkannt. Dein Stolz erlaubte Dir dem armen Harry dreimal zu schreiben, ohne zu wissen, ob Du vielleicht Antwort erhältst? Nun, bei Gott! der arme Harry ist so arm nicht mehr! — Aus dem Brief wirst Du sehen, wie mir ums Herz ist; ist noch immer so. Aber ich trage den Schmerz jetzt viel männlicher. Ich fühle aber ein inneres Ersterben; auch Poesie verschwimmt in blasse Nebelbilder. O M. . . Du kost mir viel! — Ich umarme Dich Christian, aber drücke nicht so fest, auf die nackte Brust hängt eine schwarze eiserne Kette, und daran, gerade, wo das arme Herz schlägt, hängt ein viel und scharfzackiges schwarze eiserne Kreuz, darin liegt M—s Locke. Hu! Das brennt! . . . o Christian!

Ich kann nicht mehr, im Augenblick geht die Post fort. Onkel will mich hier weg haben, auch Vater beschwert sich, daß ich keine Geschäfte mache ohngeachtet der großen Ausgaben; aber coûte ce que coûte bleib ich hier. Schreib mir bald.

Sobald ich Gelegenheit find, erhältst Du den Toback.

3. An Charlotte Heine.

Bonn, den 22. März 1820

Liebes Lottchen!

Ich beziehe mich auf alle meine Briefe. — Du sollst mir schreiben, wie es Euch dort geht, und wie es bei

Eurer Abreise herging. Der Saal des Musikvereins ist gewiß mit schwarzem Flor behangen worden, 14 Tage ist dort gewiß kein Allegro gehört worden, nur Adagio. — Und die Straßen, wie müssen die jetzt tot sein! — Hast Du auch geweint wie Du fortfuhrst? — Wie ist es Euch auf der Reise gegangen? Ich habe manche Nacht auf meinem Holzstuhl gesessen und in meinen großen gelehrten Büchern mechanisch fortgelesen, während meine Gedanken sich auf der Lüneburger Heide herumtrieben und ängstlich zusahen: ob auch Euer Kutscher nicht schläft, ob Euer Wagen auf der rechten Spur, ob Euch kein Rad bricht. —

Bist Du auch wert, daß ich Dich so lieb habe? —

Harry Heine, stud. juris.

4. An Friedrich von Beughem.

An Fritz von Beughem!

Mein Fritz lebt nun im Vaterland der Schinken,
Im Zauberland, wo Schweinebohnen blühen,
Im dunkeln Ofen Pumpernickel glühen,
Wo Dichtergeist erlahmt, und Verse hinken.
Mein Fritz, gewohnt, aus heil'gem Quell zu trinken,
Soll nun zur Tränke gehn mit fetten Kühen,
Soll gar der Themis Aktenwagen ziehen, —
Ich fürchte fast, er muß im Schlamm versinken.
Mein Fritz, gewohnt, auf buntbeblümten Auen
Sein Flügelroß mit leichter Hand zu leiten,
Und sich zu schwingen hoch, wo Adler horsten;
Mein Fritz wird nun, will er sein Herz erbauen,
Auf einem dürren Prosagaul durchreiten —
Den Knüppelweg von Münster bis nach Dorsten.

Es war mir recht erfreulich, lieber Fritz, einen Brief von Dir zu erhalten. Mit Vergnügen habe ich daraus ersehen, daß Du Dich wohl befindest; aber mit Leidwesen sah ich auch, daß Du, der sonst so gern Musen und Busen gereimt hat, sich jetzt so ganz und gar vom Busen der Musen losreißen will. Ich habe oben meine wohlgereimte und ehrlich gemeinte Gesinnungen darüber ausgesprochen. Ich muß Dich wahrlich mit einer vierzehnknötigen Sonett-Geißel wieder zur alten Rüstigkeit aufgeißeln. Denn ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß die Musen, wie eitle Weiber überhaupt, jede absichtliche Vernachlässigung gar fühlbar zu rächen wissen. Auch ich hab mal (schöner Busen halber) die Musen vernachlässigt. Meine Bestrafung hast Du selbst gesehen, nämlich meine poetische Unfruchtbarkeit vom vorigen Winter, die mich insofern ärgerte, da ich mich auf immer von den Musen verlassen wähnte, und nicht einmal ein poetisches Klagelied hierüber zustande bringen konnte. Aber der alte Schlegel, der überhaupt mit den Damen umzugehen versteht, hat die zürnenden Schönen wieder mit mir versöhnt; und da er ihrer vielgenossenen Reize satt ist, oder sie vielleicht nicht mehr selber bespringen kann, so hat er sie mir gütigst zugekuppelt, und allen neun Schwestern habe ich bereits wieder dicke Bäuche gemacht.

Über mein Verhältnis mit Schlegel könnte ich Dir viel Erfreuliches schreiben. Mit meinen Poesien war er sehr zufrieden, und über die Originalität derselben fast freudig erstaunt. Ich bin zu eitel, um mich hierüber zu wundern. Ich habe mich sehr gedocken gefühlt, als ich neulich von Schlegel förmlich eingeladen wurde,

und bei der rauchenden Kaffetasse stundenlang mit ihm plauderte. Je öfter ich zu ihm komme, desto mehr finde ich, welch ein großer Kopf er ist, und daß man sagen kann:

Unsichtbare Grazien ihn umrauschen,
Um neue Anmut von ihm zu erlauschen.

Seine erste Frage ist immer: wie es mit der Herausgabe meiner Gedichte stehe? und scheint solche sehr zu wünschen. Auch Du, lieber Fritz, scheinst mich hierüber ebenfalls zu fragen. Leider habe ich, wegen der vielen Veränderungen, die ich auch Schlegels Rat gemacht habe, noch viele Gedichte wieder abzuschreiben und viele ganz neue Gedichte und metrische Übersetzungen der Engländer noch hinzuzuschreiben. Letztere gelingen mir besonders gut und werden meine poetische Gewandtheit bewähren. Genug des Selbstlobs.

Du kannst Dir nicht vorstellen, lieber Fritz, wie oft und wie lebhaft ich an Dich denke. Um so mehr, da ich jetzt ein höchst trauriges, kränkelndes und einsames Leben führe. Neue Freundschaften zu suchen, ist bei dem jetzigen Zustand der Dinge ein mißliches und unratsames Geschäft; und was meine alten Freunde betrifft, so scheine ich denselben nicht mehr zu scheinen. Eines Besuches von Seiner Herrlichkeit, dem Staatsrat, habe ich mich lange nicht zu erfreuen gehabt. In stattlicher Schnödigkeit und vornehm nickend sehe ich ihn zuweilen bei mir vorüber schreiten. Seine Obskuranz, der Herr Konsistorialrat Bölling, den ich während seiner Krätz-Krankheit vorigen Winter tagtäglich zu bekneipen pflegte und während den Ferien oft den ganzen

Tag mit mir herumschleppte, um seine Teufel zu bannen, besagter Bölling ist, gottlob, wieder gesund. Doch sehen wir uns jetzt nur im Universitätsgebäude; da ich es jetzt bin, der krank und teufelbesessen ist, und e r jetzt auf dem Strumpf ist. Das ist ganz in der Ordnung. Daniels und Schopen stecken meistens zusammen, und speisen zusammen, und lesen zusammen, und medisieren zusammen. Das ist auch ganz in der Ordnung! Mit Pelmann stehe ich jetzt wieder auf intimem Fuß, und wir wünschen uns oft auf der Straße einen guten Tag. Alle andern freuen sich ihres Daseins.

Steinmann, ein Jude, ein Poet, der Prinz Witgenstein und dessen Hofmeister sind jetzt mein ganzer Umgang. Die Ferien über will ich wieder hierbleiben und durchochsen. Oktober aber werde ich mich nach Göttingen verfügen, und werde, auf meiner Durchreise, Dich in Hamm besuchen.

Das ist wieder eine von jenen freundlichen Rosen, die auf meinen dornigten Lebenswegen so sparsam gestreut sind.

O lieber Fritz! die Dornen ritzen mich jeden Augenblick; aber sie können mir nicht mehr so sehr wehe tun wie sonst. Denn ich sehe jetzt ein, daß die Menschen Narren sind, wenn sie über große Schmerzen klagen. Der Schmerz ist nicht so groß, aber die Brust, die ihn beherbergen soll, ist gewöhnlich zu eng.

Bonn, den 15. Juli 1820.

Mit dem heutigem Postwagen sende ich Dir den längst versprochenen Pfeifenkopf.

5. An Friedrich Steinmann.

Göttingen, den 29. Oktober 1820.

Mit zusammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich just im Begriff, einen Himmel und Hölle zersprengenden Fluch herauszudonnern, womit ich den dritten Akt meiner Tragödie schließen wollte, als ein königlich hannövrischer Beamte im Scharlachrock meine Stubentür öffnete und mir einen Brief von Dir übergab. Herzlich, recht herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat sich mein ganzes Wesen; doch der Fluch, der hübsche Fluch ist dadurch zum Teufel gegangen. Indessen, der Schaden ist so groß nicht, Heine kann nicht lange in einer seelenvergnügten Stimmung bleiben, und vielleicht schon die nächste Stunde schickt mir Ärger an den Hals; die bösen Geister steigen wieder ins Haupt und besagter Tragödienfluch bricht um so furchtbarer heraus.

Wirklich schon, während ich diese Zeilen schreibe, verfliegt allmählich meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben sich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Brust ist, und diese ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmut hör ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör ich greinen, Fräulein Reue — so wird diese Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterscheide ich die Worte: „Du hättest in Bonn bleiben sollen."

Das sind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn ich sie in allerlei Variationen nachgreine, und die ganze Tonleiter durchseufze! — Ich habe es ja nicht besser

gewollt, und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig seine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Ärger seine Strümpfe denselben nachwarf.

Ja, wie sehr ich mich auch dadurch blamiere, so will ich euch doch ehrlich bekennen, daß ich mich hier furchtbar ennuyiere. Steifer, patenter schnöder Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeschiedener leben. Nur gut ochsen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft, wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradiesischen Beuls zur Zeit der Dämmerung dämmerte, sah ich im Verklärungsglanze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Ochsens, in Schlafrock und Pantoffeln, mit der einen Hand Mackeldeys Institutionen emporhaltend, und mit der andern Hand hinzeigend nach den Türmen Georgia Augustas. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauscht:

> Ochse, deutscher Jüngling, endlich
> Reite deine Schwänze nach;
> Einst bereust du, daß du schändlich
> Hast vertrödelt manchen Tag!

Klingt das nicht höchst tragisch? Wahrlich, es liegt ein ernsterer und schauerlicherer Sinn drin, als im Schwanengesang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieser Brief, wie ihr an der Aufschrift ersehen könnt, ist an euch beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen sollte, jedem von euch privatim zu schreiben; sintemal ich doch sehr gut weiß, daß das, was ich dem einen schreibe, dem andern nicht gleichgültig ist. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreise gelebt, was ich in Beul gesagt und gesungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben

habe, wirst Du gewiß schon an Rousseau erzählt haben, lieber Steinmann; ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den dritten Akt meiner Tragödie geschlossen. Das war der schwerste und längste Akt. Hoffentlich werde ich diesen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, so wird es doch wenigstens ein großes Aufsehen erregen. In dieses Stück habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen, mitsamt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne weiteres dem Drucke. Es wird schon aufs Theater kommen — gleichviel wann — Anstrengung hat mir das Stück schon genug gekostet. Und aufrichtig gesagt, ich fange fast an zu glauben, daß eine gute Tragödie zu schreiben viel schwerer sei, als eine gute Klinge zu schlagen; obzwar man in einer Paukerei auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht. — Ich habe mich ganz an den Komment des Aristoteles gehalten, und habe seine Mensur in Hinsicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewissenhaft angenommen. — Ich habe ferner auch gesucht, etwas Poesie in meine Tragödie zu bringen; freilich nicht so viel als im „Cervantes" von Hofrat G. Döring. Über meine Gedichte nächstens. — Du siehst, mein guter Steinmann, daß ich, gegen meine Gewohnheit, viel auf einmal gedichtet habe. Von Dir hoffe ich dasselbe zu hören. Mit wieviel hundert Stanzen ist Deine Muse niedergekommen? Sind die Kindlein wohlgestaltet? Schone nicht das kritische Amputiermesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein

anderes Gewächschen mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen Dich selbst; das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube, Dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben. Mit unserm „Poeten" geht's, gottlob! recht gut. Er hat bisher, wie Du weißt, mit der Muse in wilder Ehe gelebt, hat mit seinem Gassenmensch, der Demagogia, manchen Wechselbalg erzeugt, und wenn er ja mal die echte Muse schwängerte, so hatte er bei solcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte. Ich darf mich rühmen, daß ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunst geführt, seine Hand in die der wahren Muse gelegt, und über beide den ehelichen Segen ausgesprochen habe. Ich bin freilich nicht würdig genug, um solche Weihe der Poesie auszuüben; doch wo der Priester fehlt, da kann auch oft eine schlichte Hebamme die Nottaufe verrichten. Wahrlich, lieber Steinmann, Du wirst vor Bewunderung die Augen aufsperren, wenn Du siehst, welch ein tüchtiger Poet unser „P o e t" jetzt geworden ist. Er hat meine Ermahnungen beherzigt, und die oben angedeuteten zwei Hauptfehler: das Dichten, ohne dabei zu denken und das Follenische Kraftworteressieren endlich abgelegt. Ich habe lange nichts so Hübsches und Zartes gelesen, wie eins seiner Sonette; seine Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetische Schönheiten und ergreifende Stellen; endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umsungen hat, duftet und flimmert wie goldener Johannisberger in einem schöngeschliffenen Kristallpokal. — Du weißt, ich lobe selten; aber wenn ich Grund zum Loben habe, so quillt es mir um so unaufhaltsamer aus der

Herzgrube. Ringe nur freudig und rüstig, mein lieber Poet; den Lorbeer verdienst Du, und daß man ihn Dir nicht vorenthalten soll, dafür laß nur mich sorgen. Aber Du mußt mir auch folgen. Kümmere Dich nicht um bellende Hunde. Der Mond wird noch immer im selben Glanze leuchten, wenn längst die Hunde verstummt sind, die ihn anbellten. Sein Goldschimmer erstreckt sich über die ganze Erde. Aber wie weit erstreckt sich die Stimme eines Hundes? — Ich habe mehrere Tage in Hamm zugebracht; dort habe ich auch endlich die persönliche Bekanntschaft von Dr. Schulz gemacht. Mit seinem Associé habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zusammen machten. Recht gut bin ich von beiden aufgenommen worden. Aber mein wundersüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, geborne Poesie, hat sich dort sehr ennuyiert. Ich habe meinen Vorsatz aufgegeben, auf den Sandsteppen der Mark einige Blumen aus unserm Poesiegärtlein zu verpflanzen und den Samen derselben dort wuchern zu lassen; denn mit dem Unterhaltungsblatt ist durchaus nichts anzufangen. Dr. Schulz hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und Wundermann liebt nötigenfalls nur Gedichte aus der Gleimschen Schule. Ich habe zwar Deine Gedichte, welche Du mir mitgegeben, demselben zugestellt, lieber Steinmann; doch bei der obigen Bewandtnis der Dinge zweifle ich nicht, daß es mit dem Abdruck sehr saumselig zugehen wird. — Wer weiß, ob mich nicht das Verlangen nach Euch, liebe Freunde, nächsten Sommer wieder nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweifle nicht, Ihr werdet beide einer auf den andern wohltätig gewirkt haben.

Rousseau wird sich an Steinmanns löbliche plastisc
Umrisse gewöhnt haben, und Steinmann an Rousseau
romantischen Farbenschmelz und Wortfluß. Aber kein
soll sich an der Eigentümlichkeit des andern vergreifen. –
Ich werde Euch nächstens mehr schreiben über mein
Studien, mein Poetisieren, meinen Umgang usw. Ic
habe Dr. Hundeshagens sämtliche Aufträge richtig be
sorgt, welches ich ihm nächstens selbst schreiben werde
da jetzt die Post abgeht und es zu spät ist, noch etwa
zu schreiben. — Denkt Euch, Hofat Beneke ist hier de
einzige, welcher über altdeutsche Literatur liest, und nur
(horribile dictu!!) 9 (sage neun) Zuhörer hat. Unter
diese gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen
nächsten Sommer über Nibelungen lesen wird, so möchte
mich dieses wahrscheinlich nach Bonn zurückziehen. Dir,
lieber Steinmann, bemerke ich nur noch, daß ich Deinen
Brief erbrochen (in England steht darauf der
Galgen) erhalten habe, und daß Dein Solinger Freund
nur ein neues Kuvert mit meiner Adresse über den er-
brochenen Brief gezogen hatte. — — Schreibe mir nur
recht viel, lieber Steinmann, ich hatte lange auf Briefe
von dir gewartet, und erhalte nach so langem Warten
nur wenige Zeilen. Grüße mir alle unsere Freunde. —
Lebt wohl, sonst geht mir die Post ab. Schreibt! schreibt!
schreibt bald!

6. An F. A. Brockhaus.

Göttingen, den 7. November 1820.

Beiliegend erhalten Sie ein Manuskript, betitelt:
„Traum und Lied", welches ich Ihnen zum Verlag an-

biete. Ich weiß sehr gut, daß Gedichte in diesem Augenblick kein großes Publikum ansprechen und daher als Verlagsartikel nicht sonderlich geliebt sein mögen. Deshalb aber habe ich mich eben an Sie, Herr Brockhaus, gewandt, da es mir auch nicht unbekannt geblieben sein konnte, daß es Ihnen beim Verlag von Poesien auch ein bißchen um der Poesie selbst zu tun ist, und daß Sie das anspruchslos Gute in unserer schönen Literatur ebenso wirksam zu befördern suchen, wie Sie den gespreizten Dünkel niederzuzerren und zu aller Welts Freude zu demütigen wissen.

Ich kann daher auch, nach dem Beispiel mehrerer meiner Freunde, einem Manne wie Sie die Bestimmung des Honorars gänzlich überlassen, und bemerke nur, daß mir am letzteren weit weniger gelegen ist als an dem guten Papier und Druck, womit Sie gewöhnlich Ihre Verlagsartikel so liberal ausstatten.

Ich wünsche recht sehr, daß Sie selbst mein Manuskript durchlesen möchten, und bei Ihrem bekannten richtigen Sinn für Poesie bin ich überzeugt, daß Sie wenigstens der ersten Hälfte dieser Gedichte die strengste Originalität nicht absprechen werden. Dieses letztere, welches heutzutage schon etwas wert ist, mußten mir auch die zähesten Kunstrichter zugestehen, vorzüglich mein Meister A. W. v. Schlegel, welcher (vorigen Winter und Sommer in Bonn) meine Gedichte mehrmals kritisch durchhechelte, manche Auswüchse derselben hübsch ausmerzte, manches Schöne besser aufstutzte, und das Ganze, Gott sei Dank, ziemlich lobte.

Da mich leidige Verhältnisse zwingen, jedes Gedicht, dem man irgend eine politische Deutung unterlegen

könnte, zu unterdrücken, und meist nur erotische Sache in dieser Sammlung aufzunehmen, so mußte solc freilich ziemlich mager ausfallen. Doch außer sech Gedichten, welche ich vor zirka vier Jahren in einer Ham burger Zeitschrift „Der Wächter" abdrucken ließ, sin alle Gedichte des Manuskripts noch ungedruckt, und si mögen schon hinreichen als Belege zu meinen Ansichte über neuere Poesie, welche in dem beigelegten Aufsatz zusammengedrängt ausgesprochen sind.

Recht sehr bitte ich Sie, mir doch sobald als möglic anzuzeigen, ob Sie von meinem Manuskript Gebrauc machen wollen; und ich das nicht der Fall, so ersuche ic Sie, mir solches unter untenstehender Adresse per Fahr-post zukommen zu lassen.

Meine Adresse ist: An den Rechtskandidaten H. Heine,
bei Dr. Wyneker in Göttingen.

7. An Friedrich von Beughem.

Göttingen, den 9. November 1820.

Lieber Fritz!

Soeben bin ich aufgestanden, die Kaffekanne steht dampfend auf dem Feuerbecken, und Zucker, und Brot, und Butter, und Milch, und alles steht in schöner Ordnung drum herum. Und doch vermisse ich etwas. Ich meine immer, nun müsse auch ein alter gelber Flausch kommen und sich freundlich plaudernd neben mir hin-

setzen. Das ist der alte gelbe Flausch, worauf ich mehrere Nächte so behaglich geschlafen, und worin mein guter Fritz beim Frühstück wieder so hübsch paradierte. Die schönen Tage in Aranjuez sind aber vorüber. — Von meiner Reise kann ich Dir nicht viel Sonderliches erzählen. Bis Soest bin ich per pedem gewandert. Dort blieb ich die Nacht und den folgenden Tag, da ich erwarten konnte, daß der Staatsrat gegen Abend kommen würde. Ich habe mich auch wirklich in meiner Erwartung nicht getäuscht gefunden. Da hat sich das alte ♡ wieder mal recht gefreut. Mir war's, als wär der Christian vom Himmel herabgefallen. Doch nur bis zur nächsten Stadt fuhr ich mit dem Postwagen. Dort blieb ich den Rest der Nacht, und machte mich den andern Morgen wieder auf den Weg nach Göttingen. Ohne sonderliches Pech bin ich angelangt. Denk Dir, ich habe sogar noch einen ganzen Louis mitgebracht. — Es schien mir bis jetzt noch gar nicht in diesem gelehrten Neste. Hätte ich nicht die Länge des Wegs aus Erfahrung gekannt, so wäre ich richtig wieder nach Bonn zurückgelaufen. Patente Pomadehengste, Prachtausgaben wässrichter Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter — da hast Du das hiesige Burschenpersonal .... Hundeshagens und Radlofs Empfehlungen haben mir bei Beneke sehr genutzt und mir viele Auszeichnungen verschafft. Ich höre Benekens Kollegium über altdeutsche Sprache mit großem Vergnügen. Denk Dir, Fritz, nur 9 (sage neun) Studios hören dieses Kollegium. Unter 1300 Studenten, worunter doch gewiß 1000 Deutsche, sind nur 9, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse

haben. O Deutschland! Land der Eichen und des Stumpfsinns!

Die ersten vierzehn Tage meines Hierseins habe ich durchaus nichts anders getan, als daß ich den dritten Akt meiner Tragödie schrieb. Dieser war der größte. Die noch übrigen zwei Akte werde ich erst künftigen Januar schreiben. Denn jetzt muß ich furchtbar ochsen. Dies geschieht auch. Ging ich ja doch des Ochsens halber hierher. Meine Bonner Freunde schreiben klägliche Briefe über meinen Abgang von Bonn. Besonders Steinmann.... Sei nur ruhig, lieber Fritz, ich will schon zusehen, daß ich diesen Winter etwas loskriege. — Über meine Gedichte werde ich dir wohl schon nächstens Erfreuliches mitteilen können. — — —

Du, guter Fritz, Du gehörst wahrlich zu jenen seltenen Menschen, durch deren Freundschaft das Gemüt nicht gewaltsam aufgeregt und im tollen Tanz der Gefühle mit sich herumgeschleudert, sondern still erquickt, von alten Wunden geheilt, ich möchte fast sagen, veredelt wird. Und mein tolles zerrissenes und verwildertes Gemüt, wie sehr bedarf dieses einer solchen Besänftigung, Heilung und Veredlung.

8. An Friedrich Steinmann.

Göttingen, den 4. Februar 1821.

Staune! staune! staune! — ich habe hier das Consilium abeundi erhalten!

Ich habe wegen allerlei Mißhelligkeiten schon seit drei Monaten in beständiger Unruhe gelebt, ward von

manchem fatalen Pech heimgesucht, und wurde endlich vorige Woche

wegen Übertretung der Duellgesetze auf ein hab Jahr konsiliiert. Nur unter dem Vorwand, daß ich zu krank sei, das Zimmer zu verlassen, hat man mir's erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben. An ... kannst Du diese Nachricht zeigen, aber Du mußt ihm erst das Wort abnehmen, daß er sie nicht weiterplappert. Denn die dortigen Düsseldorfer würden es erfahren und nach Hause schreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannst Dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorstellen; sehnsüchtig Spieße von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen, das Zimmer zu hüten, so sitze ich schon den ganzen Morgen, und schrieb soeben jemand ins Stammbuch:

Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich wie's Verhängnis
Des Consiliums Bedrängnis,
Und weit fort von seinen Lieben,
Muß der Mensch sich weiter schieben.

Aber wohin soll ich mich schieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältnisse halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, daß man mir von Haus die Universität bestimmen wird, wohin ich mich begeben soll. Wahrscheinlich wird es Berlin sein. Ich werde Euch dieses näher anzeigen.

Mit Vergnügen sehe ich, daß Du Dir die Schuhe mit eisernen Nägeln beschlagen hast, um besser den Helikon zu erklimmen. Ich habe mit herzlichem Wohl-

behagen Deine übersandten dramatischen Proben gelesen und abermals gelesen. Doch daß Du mein Urteil über dieselben verlangst, setzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menschen im allgemeinen, um nicht zu wissen, daß man nur Lob erwartet, wenn man auch allerdemütigst um die strengste Beurteilung bittet, daß man doch im Herzen letztere ungerecht ansieht, wenn sie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daß, wenn man auch den ehrlichen Beurteiler deswegen just nicht hassen wird, man ihn doch deshalb nicht noch desto mehr lieben wird. Denn die Menschen sind die eitelsten Kreaturen, und die Poeten sind die eitelsten unter den Menschen. Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein doppeltes Majestätsverbrechen.

Das ist eben mein Wahnsinn, und das macht mich eben allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich sehe Dir an, guter Steinmann, Du hast mich beim Rock erfaßt, und bestehst drauf, daß ich mich über Deine Dramen aussprechen soll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da Du es doch dringend verlangst, über meine eigene Tragödie zu sprechen.

Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend schöne Stellen und Szenen sind drin; Originalität schaut

überall draus hervor, überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so daß das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopft, und erklärt das Ganze für — eine schöne Drahtfigur. „Eine Tragödie muß drastisch sein“ — murmelt er, und das ist das Todesurteil der meinigen. — Hab ich kein dramatisches Talent? Leicht möglich. Oder haben die französischen Tragödien, die ich sonst sehr bewundert habe, unbewußt ihren alten Einfluß ausgeübt? Dies letztere ist etwas wahrscheinlicher. Denke Dir, in meiner Tragödie sind alle drei Einheiten höchst gewissenhaft beachtet, fast nur vier Personen hört man immer sprechen, und der Dialog ist fast so preziös, geglättet und geründet wie in der „Phèdre“ oder in der „Zaire“. Du wunderst Dich? Das Rätsel ist leicht gelöst: ich habe versucht, auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu verbinden. Deshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schicksal haben mit Schlegels „Jon“. Nämlich weil letzterer ebenfalls in polemischer Absicht geschrieben ist.

Nach Deinen Probeszenen zu urteilen, glaube ich nicht, daß Deine Dramen diesen Fehler haben werden. (Von der Überschrift „dramatisches Gedicht“ nehme ich keine Notiz; so etwas besticht mich nicht.) Wenigstens wirst Du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben. Doch ob auch gute? „Das ist die Frage“ — sagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unaus-

stehlich sind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurteil, nur den fünffüßigen Jambus lasse ich dort gelten. Doch dürfen diese nicht reimen; höchstens in ganz lyrischen Stellen, wie z. B. das Gespräch von Romeo und Julie, durchaus nicht in ruhig gehaltenen Expositionsszenen, wie in Deiner „Anna von Cleve". Der Anfang von letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metrischer Hinsicht finde ich die Jamben weit besser, als ich Dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengesindel mit ihren Flickwortskrücken, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen „hold", dem ich, wie Du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetischen Bilder in jenen zwei Proben sehen aus wie Pharaos magere Kühe. Was mich am meisten bei Dir wundert, ist, daß alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die „Anna von Cleve" fertig. Ich glaube, Du könntest sie auf die Bühne bringen, wenn Du Anspielungen auf den Prozeß der jetzigen Königin von England einwebtest. Studiere jenen Prozeß. Aber überhaupt sei streng gegen Dich selbst. Dieses ist bei jungen Dichtern nicht genug zu empfehlen. Lieblich singt der persische Goethe, der herrliche Saadi:

> Streng sei gegen dich selbst. Beschneide die üppigen Reben;
> Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Aber besonnene Strenge gegen sich selbst ist ganz etwas anderes, als das unbesonnene Gedicht-Autodafé eines wahrscheinlich Besoffenen. Indessen, ich kenne zu gut das Gemüt des Dichters, um nicht zu wissen, daß ein Poet sich weit eher die Nase abschneidet, als daß er seine Gedichte verbrennt. Letzteres ist nur ein stehender Ausdruck für Beiseitelegen. Nur eine Medea kann ihre

Kinder umbringen. Und müssen nicht Geisteskinder uns viel teurer sein, als Leibeskinder, da letztere oft ohne sonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu ersteren aber ungeheure Anstrengung und viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat Dir des „Poeten" Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht satt dran ergötzen. Ich habe es wenigstens schon zwanzigmal laut vorgelesen und die Schönheiten desselben mit gewaltig kritischer Miene entwickelt. Den „Rheinisch-westfälischen Musenalmanach" hab ich hier nicht erhalten können. Was macht der „Poet?" Hätt ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machst Du? Ich spreche jetzt sehr oft von Dir mit Deinem Freunde Funcke. Viel Vergnügen hat mir die Bekanntschaft des letztern gemacht. Er ist ein herzlich guter Junge. In seinen Gedichten spielen zwar die alten heidnischen Götter die Hauptrolle, und die schöne Daphnis ist seine Heldin; doch haben seine Gedichte etwas Klares, Reines, Bestimmtes, Heiteres. Er hat mit sichtbarem Vorteil seinen Goethe gelesen, und weiß ziemlich gut, was schön ist. Sein Hauskamisol Waldeck ist ein sehr guter Poet und wird mal viel leisten. Ich habe durch Wort und Beispiel beide tüchtig angespornt, habe denselben meine Ansichten über Poesie faßlich entwickelt, und glaube, daß wenigstens bei letzterm dieser Same wuchern und gute Früchte tragen wird. — Erzähle mir doch frei, welche Studenten in Bonn katholisch geworden sind? Nun muß ich endlich doch in den sauren Apfel beißen und Dir sagen, wie es mit meinen Gedichten steht. Du tust mir unrecht, wenn Du glaubst, daß ich an der Verzögerung

der Herausgabe schuld bin. Ich habe dieselben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerst zierlichen und höflichsten Antwort: daß er gar zu sehr in diesem Augenblicke mit Verlagsartikeln überladen sei. Ich will jetzt sehen, daß ich sie irgend anders unterbringe. Es ist dem großen Goethe ebenso gegangen mit seinem ersten Produkt. Frage mal den „Poeten", ob er Rat weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken lassen. Lebe wohl!

Ich werde wahrscheinlich übermorgen abreisen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreise nach dem Harz machen. Du und der „Poet", ihr könnet mir daher nicht eher schreiben, bis ich Euch nochmals geschrieben habe. Dies soll in vier Wochen geschehen.

9. An H. Straube, Dr., zu Hause.

Göttingen, den 5. Februar 1821.

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf
Dann schwimmen die Sternlein hinterdrein.
Wenn der Sänger zwei süße Äuglein sieht
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüt.
Doch Lieder und Sterne und Blümelein
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
Ist es doch noch lang nicht die Welt!

Ja, die Welt besteht noch aus andern Ingredienzen. Wenn Du mal in meinem großen Naturepos lesen wirst von den unzähligen Goldäderchen, die den Weltkörper durchweben, so wisse nur, daß ich darunter Dukaten,

Louisd'ore und Frd'ore verstehe. Ich denke heut mit meinen Spießen aufs Reine zu kommen. Bin jetzt am Packen. Schick mir gleich auf der Stelle: 1° Rousseaus Brief, 2° den Manfred und 3° das englische Buch. Vergiß nicht, Lausangel.

Dein Dich herzlich liebender Freund und Gönner
H. Heine, Stud. Juris.

10. An H. Straube.

Februar-April 1821.

Liebster Mensch!

Ich hab's ja vorausgewußt und hab's Dir auch vorausgesagt. Kaum betrat ich das Weichbild Hamburgs, so war's mir plötzlich, als ob ich nie dieses Nest verlassen hätte und alles, was ich in jenen zwei Jahren der Abwesenheit erlebt, gedacht und gefühlt, erlosch aus meinem Gedächtnis. Ich saß eine Stunde schweigend und fast ohne eigentlich an etwas zu denken. Diese Stunde ist ein bedeutungsloser und dennoch vielsagender Gedankenstrich im Buche meines Lebens. Wie wird dieses Buch endigen? Hat der göttliche Autor eine Tragödie oder ein Lustspiel schreiben wollen. Dieu merci, ich habe auch noch ein Wort mitzusprechen, von meinem Willen hängt die Katastrophe ab, und es kostet mir nur ein Lot Pulver, um dem Helden des Stücks die Narrenkappe vom Kopfe zu donnern. Was liegt mir dran, ob die Galerie pfeift oder klatscht? Auch das Parterre mag zischen. Ich lache. Auch das kurzbeinige herzliebe Männlein mit der Wünschelrute mag immerhin

wimmern: das Stück ist schlecht. Ich lache. Alle himmlische Heerscharen mögen pochen. Ich lache!!! — — —

Ich lache ob den Gimpeln und den Laffen,
Die mich anglotzen starr und lauwarm nüchtern,
Ich lache ob den kalten Bocksgesichtern,
Die hämisch mich beschnüffeln und begaffen.
Ich lache ob den kunsterfahrnen Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Splitterrichtern,
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.
Denn wenn des Glückes hübsche Siebensachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen,
Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerschnitten und zerschnitten und zerstochen,
So bleibt uns doch das hübsche gelle Lachen!

Ja, wenn die weitklaffende Todeswunde meines Herzen sprechen könnte, so spräche sie: ich lache.

Aber oben in der Eckloge sitzt ein gar hübsch geputztes Sonntagspüppchen, bei dessen Fabrikation der himmlische Kunstdrechsler sich selbst übertroffen. Dieses wunderliebe Frätzchen sollte doch nicht lachen, und es wäre mir sogar lieb, wenn diverse Kristalltröpfchen aus diesen zwei Aquatophanaäuglein hervorquöllen. Ja, das ist die Klippe, woran mein Verstand gescheitert ist, und die ich dennoch in Todesangst umklammern möchte. Es ist eine alte Geschichte. Aber der Königl. franz. geheime Oberhofmaximenverfertiger François Duc de la Rochefoucauld sagt ganz mit Recht: „l'absence diminue les médiocres passions, et augmente les grandes, comme le vent éteint les bougies et allume le feu“.

Vous avez raison, Monseigneur!

Es ging schon gegen Mitternacht, da begab ich mich nach dem Hause meiner Dulcinea de Toboso, um unter ihren Fenstern die Rolle meines Almansor in der Wirklichkeit zu spielen. Aber ich hatte leider keinen Mantel wie mein Almansor, und mußte frieren wie ein Schneider. Auch hatte ich statt einer hellgestirnten andalusischen Sommernacht nur einen aschgrauen Himmel, feuchten Hamburger Nationalwind, und durchfröstlendes Regengeträufel. Denn der gelbe Kuppler, der mich so oft belogen, hatte sich aus Scham hinter seine Wolkenbatterien verkrochen, und beleuchtete nur mit einzelnen Strahlen das Haus aller Häuser. — Ich brauche Dir nicht zu erzählen, liebster Wimmer, wie sehr ich da gewimmert. Alle Tollhäuser hatten ihre Wahnsinnsbilder losgelassen und mir auf den Hals gejagt. In meinem Gehirn feierte dieses verrückte Gesindel seine Walpurgisnacht, meine Zähne klapperten die Tanzmusik dazu, und aus meiner Brust ergossen sich warme Ströme von rotem, rotem Herzblut. Unheimlich umrauschten mich diese Blutwogen, betäubend umnebelte mich der Duft ihrer Nähe, und sie selbst, sie selbst erschien oben am Fenster, und nickte herab, und lächelte herab, in all ihrer leuchtenden Schönheitsglorie, so daß ich zu vergehen glaubte vor unendlicher Sehnsucht, und Wehmut und Seligkeit. —

Doch doppelschneidender Schmerz zerriß mein innerstes Gemüt, als ich bemerkte, daß meine Phantasie mich wieder in den April geschickt hatte. Das schaurigsüße Lockenköpfchen, das mir so huldreich herabgenickt, war nur die alte Gouvernante, die ihre Jalousien zugemacht, der wundersame Duft, der meine Sinne umnebelte, war nur der Geruch aus einem nahen Käseladen, und der

herabrauschende Blutstrom war nur der — — — inhalt, den eine — — aus ihrem Fenster herabgoß. Ich möchte Dir noch vieles schreiben, wie es mir ging mit meinem armen verrückten Herzen, doch bin ich unpäßlich, schreibe diese Zeilen im Zimmer meiner Eltern, muß vorsichtig sein, daß mir niemand über die Schulter sieht. Kurz, ich bin geniert.

Ich habe meine Familie in einem höchst traurigen Zustand gefunden. Mein Vater leidet noch immer an seiner Gemütskrankheit, meine Mutter laboriert an Migräne, meine Schwester hat den Katarrh und meine beiden Brüder machen schlechte Verse. Dieses letztere zerreißt mir das Herz. Für den jüngern gebe ich nicht alle Hoffnung verloren. Meine Gedichte gefallen ihm nicht. Das ist ein gutes Zeichen. Meine Schwester fällt aber ein besseres Urteil über meine poetischen Verdienste. Als ich ihr jüngst eins meiner besten Geisteswerke vorlas, bemerkte sie: „O! das geht". Dieses Mädchen singt wie ein Engel. Mein jüngerer Bruder wird Medizin studieren. Der ältere studiert jetzt praktisch die Landwirtschaft. Aus brüderlicher Liebe will ich beide verschonen mit meinen Kunsttheorien.

11. An Friedrich Raßmann.

Berlin, den 20. Oktober 1821.

Einliegend erhalten Euer Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zum „Rheinisch-westfälischen Musenalmanach".

Aus den paar Worten, die ich im „Gesellschafter" über den Almanach gesagt habe, ersehen Ew. Wohl-

geboren, daß mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung desselben diesmal eine beträchtliche Einsendung machen, wenn nicht just alle meine vorzüglichsten Gedichte in einer geschlossenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Presse ist und im Verlag der Maurerschen Buchhandlung unter dem Titel „Gedichte von H. Heine" nächsten Monat erscheinen wird. Ja, ich befürchtete, daß der Almanach wieder so spät erscheinen möchte, daher hielt ich es nicht für ratsam, etwas zu schicken, was in jener Sammlung enthalten ist.

Vor vier Wochen schrieb mir mein Freund Rousseau, daß Ew. Wohlgeboren für die Dichtergalerie biographische Notizen über mich von ihm verlangt haben. Ich untersagte es ihm ernstlich, diese zu geben, aus dem einfachen Grunde: weil ich es jetzt noch gar nicht wert bin, als Dichter genannt zu werden, und erst durch Werke beweisen muß, daß es mir mit der Poesie gar besonders Ernst ist, und weil ich zweifle, ob Rousseau meine äußern Verhältnisse kennt. Ist daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, so bitte ich, sie zu streichen; ist es indessen doch der Fall, so erbitte ich mir die Kopie davon. Späterhin schrieb mir Rousseau, daß mein Verbot zu spät kam.

Wenn Ew. Wohlgeboren wünschen, etwas von meiner Persönlichkeit dem Namensverzeichnisse des Almanachs beizufügen, so bitte ich, bloß von folgender Notiz Gebrauch zu machen:

„H. Heine, 24 Jahre alt, geboren in Düsseldorf, erhielt im dortigen Gymnasium seine Schulbildung, studierte Jurisprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woselbst er jetzt lebt."

Über meine literarischen Hervorbringungen ist schwerlich was zu sagen.

Ich empfehle mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgeboren und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Wohlgeboren

ganz ergebener

H. Heine.

Behrenstraße Nr. 71, 3. Etage.

12. An J. W. v. Goethe.

Berlin, den 29. Dezember 1821.

Ich hätte hundert Gründe Ew. Exzellenz meine Gedichte zu schicken. Ich will nur einen erwähnen: Ich liebe Sie. Ich glaube, das ist ein hinreichender Grund. — Meine Poetereien, ich weiß es, haben noch wenig Wert; nur hier und da wär manches zu finden, woraus man sehen könnte, was ich mal zu geben imstande bin. Ich war lange nicht mit mir einig über das Wesen der Poesie. Die Leute sagten mir: frage Schlegel. Der sagte mir: lese Goethe. Das hab ich ehrlich getan, und wenn mal etwas Rechts aus mir wird, so weiß ich, wem ich es verdanke.

Ich küsse die heilige Hand, die mir und dem ganzen deutschen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt hat, und bin Ew. Exzellenz

gehorsamster und ergebener

H. Heine, Cand. Juris.

13. An Adolf Müllner.

Berlin, den 30. Dezember 1821.

Herr Hofrat!

Wenn ich Dichter geworden bin, so war Ew. Wohlgeboren „Schuld" schuld daran. Diese war mein Lieblingsbüchlein, und ich hatte dieses so lieb, daß ich es als Liebesgeschenk der Geliebten verehrte. Schreiben Sie auch so etwas, sagte die Holde mit spöttischem Tone. Versteht sich, daß ich hoch und teuer versicherte, noch etwas Besseres zu schreiben.

Aber Ew. Wohlgeboren können es mir aufs Wort glauben, daß es mir bis auf dieser Stunde noch nicht gelingen wollte, meine Versicherung zu erfüllen. Indessen zweifle ich nicht im geringsten, daß ich in einigen Jahren den Alleinherrscher im Reiche des Dramas von seinem Bretterthrone verdrängen werde. „Schrecken Dich nicht —s und —s blutige Häupter, in kritischen Blättern warnend aufgesteckt? Nicht das Verderben vieler Tausende, die ihre Schmach in gleichem Wagnis fanden?" Nein, ich bin unerschrocken.

Wo ein großer Bau unternommen wird, da fallen auch Späne; und das sind die Gedichte, die ich heute so frei bin Ew. Wohlgeboren zu überreichen. Letzteres geschieht nicht, weil ich Ew. Wohlgeboren so sehr verehre; ich hüte mich wohl dieses merken zu lassen. Auch geschieht es nicht aus Dankbarkeit für die schönen Abende, die ich Ew. Wohlgeboren verdanke; denn erstens bin ich undankbar von Natur, weil ich ein Mensch bin, zweitens bin ich undankbar gegen Dichter aus Gewohnheit, weil

ich ein Deutscher bin, und drittens kann jetzt von Dankbarkeit gegen Ew. Wohlgeboren bei mir nicht die Rede sein, weil ich jetzt glaube, daß ich selbst Dichter bin.

Den beiliegenden Band Gedichte übersende ich Ew. Wohlgeboren bloß, weil ich eine Rezension derselben im lit. Blatte zu sehen wünsche.

Ich gewinne viel, wenn die Rezension gut ausfällt, d. h. nicht gar zu bitter ist. Denn ich habe in einem hiesigen lit. Klub gewettet, daß Hofrat Müllner mich parteilos rezensieren wird, selbst wenn ich sage, daß ich zu seinen Antagonisten gehöre.

14. An Christian Sethe.

Berlin, den 14. April 1822.

Lieber Christian!

Du weißt, ich schreibe selten Billette; drum mache Dich darauf gefaßt, etwas Höchstwichtiges, vielleicht auch Höchstvernünftiges zu lesen.

Ich habe mir diese Nacht, als ich nicht schlafen konnte, recht vieles überlegt, und hab mir alles aufgezählt, was ich liebe; und das ist:

Nr. 1 ein weiblicher Schatten, der jetzt nur noch in meinen Gedichten lebt.

Nr. 2 eine köstliche Idee, die in dem Polen steckt.

Nr. 3 einen Menschen, den ich mir bisher in Dir gedacht.

Nr. 4 meine Tragödie.

Nr. 5 eine olla Potrida von Familie, Wahrheit, französische Revolution, Menschenrechte, Lessing, Herder, Schiller usw. usw. usw.

Mit Nr 3 hat es jetzt seine eigene Bewandtnis. Ich werde Dich noch immer lieben; das hängt nicht von mir ab. Letztere Erfahrung habe ich längst gemacht. Aber Freunde können wir nicht bleiben.

Ich erkläre Dir: daß ich vom 15. April an Dein Freund nicht mehr sein werde, daß ich mich alsdann aller Pflichten gegen Dich entbinde, und daß Du alsdann nur Ansprüche an konventioneller Höflichkeit und Urbanität machen kannst. Sollte es der Fall sein, daß Du, obschon ich es nie ganz glauben konnte, mein Freund wärest, so entbinde ich Dich ebenfalls aller Pflichten derselben für die Folge; nach den Gesetzen des Völkerrechts zwischen ehemaligen Freunden erwarte ich, daß Du nichts von all dem sprichst, was ich mit Dir vor dem 15. April gesprochen, und wovon ich vielleicht wünschte, daß es kein anderer erfahre. Aber was ich nach dem 15., ich glaube, der ist schon morgen, mit Dir spreche, das kannst Du jedem sagen und auch an Klein sagen, und Klein mag's wieder an seinen Bruder, und der an seine Clique, und diese an Berlin, und Berlin an ganz Deutschland sagen. — Es steht Dir alsdann auch frei, mich, den gelehrtesten der jetzt lebenden Menschen, als unwissend, dumm und kenntnislos allgemein zu verschreien, nur bitte ich immer dabei zu sagen: daß wir keine Freunde mehr sind, damit die Leute wissen, was sie von Deinem Urteil zu halten haben. Ich glaube gewiß, und gebe Dir mein Wort drauf, ich

bin davon überzeugt: daß keiner in Deutschland so viel weiß als ich, nur daß ich nicht prahle mit meinem Wissen, und — lieber Christian, glaube nicht, daß ich Dir böse sei; wenn ich Dir sage, daß ich Dein Freund nicht mehr sein kann, so geschieht dieses, weil ich immer offen und ehrlich gegen Dich handelte, und ich Dich auch jetzt nicht hintergehen möchte. Ich lebe jetzt in einer ganz besonderen Stimmung, und dies mag wohl an allem den meisten Anteil haben. Alles, was deutsch ist, ist mir zuwider; und Du bist leider ein Deutscher. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt meine Ohren. Die eigenen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, daß sie auf Deutsch geschrieben sind. Sogar das Schreiben dieses Billets wird mir sauer, weil die deutschen Schriftzüge schmerzhaft auf meine Nerven wirken. Je n'aurais jamais cru que ces bêtes qu'on nomme Allemands, soient une race si ennuyante et malicieuse en même temps. Aussitôt que ma santé sera rétablie, je quitterai l'Allemagne, je passerai en Arabie, j'y menerai une vie pastorale, je serai homme dans toute l'étendue du terme, je vivrai parmiss des chameaux qui ne sont pas étudiants, je ferai des vers arabes, beaux comme le morlaccat, enfin je serai assis sur le rocher sacré, où Mödschun a soupiré après Leila. O Christian, wüßtest Du, wie meine Seele nach Frieden lechzt, und wie sie doch täglich mehr und mehr zerrissen wird. Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen. Im Traume seh ich meine sogenannten Freunde, wie sie sich Geschichtchen und Notizchen in die Ohren zischeln, die mir wie Bleitropfen ins Gehirn rinnen. Des Tags

verfolgt mich ein ewiges Mißtrauen, überall hör ich meinen Namen, und hinterdrein ein höhnisches Gelächter. Wenn Du mich vergiften willst, so bringe mir in diesem Augenblick die Gesichter von Klein, Simons, Bölling, Stucker, Plücker und von Bonner Studenten und Landsleuten vor Augen. Das miserable Gesindel hat auch das Seinige dazu beigetragen, mir die Berliner Luft zu verpesten. Und Dir verdanke ich auch so manches, o Christian! Christian!

Aber glaube nur nicht, daß ich Dir böse sei, daß ein besonderes Faktum Ursache dieses Billetts sei.

Ich hoffe, lieber Christian, daß wir uns, solang ich noch in Berlin sein werde, recht oft sehen und sprechen werden. Ich wünsche, daß Du mich auch mal besuchst, damit ich nicht zu oft Gefahr laufe, Dich in Gesellschaft schauderhafter Gesichter zu treffen. Ich werde Dich diese Tage besuchen, und Dir auch die „Flegeljahre" mitbringen. Es tut mir sehr leid, lieber Christian, daß ich Dir erst den 1. Mai die 9 Taler geben kann, und daß ich vielleicht Ursache bin, daß Du in Geldverlegenheit bist. Es ist schauderhaft von mir, daß ich sie Dir nicht vor einigen Monat gab, als ich meinen Wechsel erhalten. Sonst pflegte Zuverlässigkeit zu meinen Tugenden zu gehören. Ich werde auch diese Tage Deine Familie besuchen. — Leb wohl, lieber Christian, und sei mir so gut, wie Du es bei den bewandten Umständen sein kannst.

Bis morgen Dein Freund

H. Heine.

15. Sr. Wohlgeboren dem Herrn Regierungs-Referendarius Keller in Potsdam.

Berlin, den 27. April 1822.

An Hartmann vom Rhein, ehemaliger Westfalensenior, jetzt Mitglied der Gesellschaft zur Verbreitung der Vernunft, Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, Sprecher für Gewerbefreiheit usw., Lichtritter usw., usw., sowie auch Regierungsreferendarius zu Potsdam.

Wie ennuyieren sich Ew. Wohlgeboren in Potsdam? Können's wohl glauben, daß mir Ihre Abwesenheit oft sehr merkbar wird. Ich werde Sie recht bald dort besuchen. Es zieht mich sehr nach Potsdam, da ich dort auch eine Geliebte habe. Es ist eine von den Mamorstatuen, die in Sanssouci auf der Terrasse stehen. — Ich werde Ihnen auch Ihren Anzeiger mitbringen, sowie auch eine Tasche voll Berliner Neuigkeiten. Von Schulz hab ich Brief gehabt, er ist ganz in Altertumsforschungen versunken. Mein zweiter Brief aus B[erlin] wird Ihnen schon zu Gesicht gekommen sein; ich wünsche, daß er Ihren Beifall etwas mehr gewinne als der erste. Alles, was wir schreiben, ist ja meistens gerichtet an diejenigen, in deren Nähe wir leben. Wenn Sie dort das Brockhausische Konversationsblatt lesen, so werden Sie finden, daß jemand in einer Korrespondenz aus Berlin auf m e i n e n ersten Brief und „die reflektierende Portiers in Wein- und Kaffeehäusern und ihre phisionomische Bemerkungen" gestichelt und meine armen, unschuldigen

Gedichte mit grimmiger Rancune ausgehunzt hat. Daß letztere ausgehunzt zu werden verdienen, das weiß ich selbst, aber daß jenes Aushunzen nicht ohne Gründe, und bloß von einigen nichtssagenden Redensarten unterstützt, geschehen darf, das weiß ich auch, und ich wünschte sehr, daß jener Aushunzer sich auf eine wirkliche Beurteilung meiner Gedichte einlassen möge. Sie würden mich sehr verbinden, lieber Keller, wenn Sie mir dazu behilflich sein wollten und folgende Anfrage in das Brockhausische Konversationsblatt einrücken ließen:

„Der Verfasser des Briefes aus Berlin vom 18. April in Nr. 90 dieses Blattes wird ersucht, die einfachen Fragen zu beantworten: Ist Poesie in Heines Gedichten? Und wenn sie denn so ganz ungenießbar sind, warum werden sie dann von so vielen genossen?"

Wenn Sie diese Anfrage mit Ihrer eigenen Chiffre unterzeichnen wollten, so wäre es mir gewiß sehr lieb. Tragen Sie indessen Bedenken, das zu tun, lieber Keller, so setzen Sie das erste beste noch ungebrauchte Zeichen darunter. Ich möchte nicht den Schein tragen, als hätte ich von jenem Ausfall Notiz genommen und habe dennoch höchst wichtige Gründe, obige Frage beantwortet zu sehen. Sie tun mir einen großen Gefallen. Der Ochs befindet sich gesund und wohl, stößt noch hie und da mit den Hörnern; aber wo man einen Hörnerstoß bekömmt, weiß man gleich, daß er vom Ochsen herrührt .... Hier ist alles still bis auf die Kabinetts-Odre. Der König hat zwei neue Köche bekommen; der eine heißt Louis, bekömmt 600 Taler mehr als ein Geheimer Regierungsrat und macht ganz süperbe Auffsätze. Wenn

Sie hier Aufträge für mich haben sollten, so wäre es meine Freude, sie pünktlich auszurichten. Meine Adresse ist: H. Heine aus Düsseldorf, stud. juris. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

16. An Ernst Christian August Keller.

Berlin, den 15. Juni 1822.

Mon cher Hartmann du Rhin!

Ich bin wirklich ein Flegel, daß ich auf Ihre zwei lieben Briefe noch nicht geantwortet. Ich wäre längst nach Potsdam gekommen, wenn ich nicht gar zu sehr litte an meinen gewöhnlichen Kopfschmerzen, die mir fast das Schreiben erschweren. Ich denke aber doch, Sie bald dort zu bekneipen. Über die hiesigen Hochzeitsfeierlichkeiten werden Sie im Anzeiger wenig lesen. Mein dritter Brief, den ich zur Hälfte gestern erst abgeschickt, wird sehr mager an Notizen ausfallen. Außer dem Benzenbergschen Witz hatte mir Schulz im vorigen Briefe wenig gestrichen. Über den zweiten Brief wäre ich schier in öffentlichen Federkrieg geraten mit dem Baron v. Schilling (der jetzt Schulden halber auf der Vogtei sitzt) und ich habe ihm erklärt, daß ich ihn in jenem Brief nicht beleidigen wollte. Der Ausfall gegen mich im Konversationsblatt war von einem meiner Freunde, namens Köchy, und alles, was ich dagegen tun werde, ist: daß ich diesen jungen Mann im dritten Briefe tüchtig lobe. Wahrhaftig, das tu ich.

Ich hatte an Schulz geschrieben, daß meine Ge-

dichte wegen der Anzeigerschen Korrespondenz gemißhandelt worden, und habe dadurch erlangt (o vanitas), daß ich im Anzeiger gepriesen wurde. Die Rezension von Immermann hat mich fast zu Tränen gerührt. Ich stutze wirklich, daß man mich in Münster am tiefsten begriffen. Überhaupt die Empfänglichkeit, die meine Landsleute für meine geringe Talente gezeigt, und die Gründlichkeit, womit man dieselben beurteilt, hat mich sehr gefreut; um so mehr, da hier alles Gefühl täglich mehr abgestumpft wird und die Rezensenten fast die Schriftsteller an Flachheit übertreffen. — Schlumberg und Stuhr seh ich wenig. Letzterer hat sich nicht totgeschossen. Ich gehe wenig aus. Bei dem Ochs seine Frau war ich lange nicht. Den Ochsen seh ich oft in der Börsenhalle. Dort pflegt er Exzerpten aus dem Anzeiger zu machen. Gegen das, was über mich gesagt worden, wird er gewiß einen Witz loslassen. Er will durchaus das poetische Gleichgewicht in Westfalen erhalten. Er ärgert sich über die gottlosen Gedichte, die ich jetzt im Gesellschafter abdrucken lasse. Ihr Heft des Anzeigers habe ich ihm schon vor sechs Wochen gegeben. Haben Sie es noch nicht zurück. — Hier ist alles totstill. Der Diplomat ist, wie vorauszusehen war, erkniffen und hat viele Schulden hinterlassen. — Das Zensuredikt gegen Brockhaus ist erneuert. Ihr Aufsatz über Baranthe steht im neuesten Heft des Hermes. — Hier ist man für Fonk, wie Sie wohl denken können. Ich hoffe, daß mein Brief richtig ankomme, denn Ihre Adresse hab' ich wieder vergessen. Ich bin wieder aufs neue ausgezogen und wohne: Mauerstraße Nr. 51. — Nicht wahr, ich habe heute keine Mädchenhandschrift?

Leben Sie wohl, lieber Keller, und behalten Sie mich in gutem Andenken. Ich bin,

alter Westfalensenior, Ihr Freund und Landsmann
H. Heine.

17. An Ernst Christian August Keller.

Gnesen, den 1. September 1822.

Mein braver, wackerer Hartman vom Rhein!

Sie werden sich wundern, einen Brief aus Polen von mir zu erhalten. Wenn ich auch lange gesäumt habe, Ihren letzten, lieben Brief zu beantworten, so habe ich nichtsdestoweniger oft an Sie gedacht; ja, um so öfter, da ich mir täglich Vorwürfe machte, Ihnen noch nicht geschrieben zu haben. Von einem Tag zum andern wurde ich an der Nase herumgeführt von jemand, der mir das von Ihnen verlangte Blatt der gelehrten Göttinger Anzeigen verschaffen wollte, und mittlerweile, vor vier Wochen, reiste ich ab von Berlin. — Ich sollte nach Dresden und Töplitz reisen, um meine Gesundheit herzustellen. Aber meine wilde Natur trieb mich nach den Wäldern Polens. Ich wollte das Land kennen lernen und einige befreundete Polen wiedersehen. Das Land ist abscheulich; einen melancholischen Anblick gewähren die polnischen Dörfer, wo der Mensch wie das Vieh lebt. Ja, liebster Doctrinär, mir wurde gar wehmütig zumute, als ich jene Resultate einer ausgebildeten Aristokratie, der elende Zustand der polnischen Bauern, betrachtete. Daß es in unserm geliebten Deutschland nie zu einem ähnlichen Zustand, zu einem Rückfall ins Mittelalter kommen wird, dafür bürgen mir die vielen Kämpfer

für Recht und Wahrheit, deren eiserne Stimmen noch überall erschallen, dafür bürgen mir Männer wie der Doctrinär von der roten Erde, der, ein strenger Gotteswärtel im großen Natursaal, jedem seinen rechtmäßigen Platz anweist, dem wurmartig zertretenen Mauschel auf die Menschenbank hinauf hilft, und den lachenden Zünftler von seinem mit weichen Privilegien gepolsterten Faulsitz herunter peitscht.

Aber die Menschen in Polen sind gut. Der Edelmann ist wacker und brav, er verdient, daß man ihn achte. Deutsche, die Polen durchreist haben und ein entgegengesetztes Urteil nach Deutschland mitgebracht, haben gewöhnlich die Polen durch die deutsche Brille betrachtet, oder sie trugen Nationalvorurteile in der Brust.

Ich schwärme in dieser Gegend hin und her. Morgen reise ich wieder nach Posen, um einige Altertümer und die Kopien altdeutscher Manuskripte, die Professor Schottky von Wien mitgebracht, nochmals zu beschauen. In drei bis vier Wochen bin ich wieder in Berlin. Ich habe noch immer den festen Vorsatz, Ihnen einen Besuch in Potsdam zu machen. — Dr. Schulz schrieb mir vor vier Wochen, daß er Oktober in Berlin sein wird. Wenn Sie, lieber Keller, ihm diese Tage schreiben, so schreiben Sie ihm, daß ich jetzt in Polen mich herumtreibe, aber Oktober wieder in Berlin bin; ich vergaß, ihm dieses anzuzeigen, und werde ihm erst in vier Wochen schreiben. Nächsten Winter gedenke ich noch in Berlin zuzubringen. Meine Studierzeit, drei Immatrikulationsjahre, ist zerronnen. Aber ich glaube, daß mir noch einige Jahre zugesetzt werden. Ich werde diese Zeit dem Quellenstudium der mittlern Geschichte widmen. Ich hoffe, später im-

stande zu sein, den Katheder zu besteigen und der unmündigen Jugend die Vorzeit im Lichte der Wahrheit zu zeigen. Ich hoffe, daß Ew. Wohlgeboren in einigen Jahren eine bessere Meinung von mir gewinnen, als diejenige dubiöse Meinung ist, welche Hochdieselben vorig Jahr von mir zu hegen geruheten. — Mit der edlen Poeterei beschäftige ich mich noch sehr viel. Ich hoffe, bald etwas aufs Theater zu bringen; nicht in Berlin. Diesen Winter erst wird wieder ein Band Dichtungen von mir in Druck erscheinen. Von allen Seiten vernehme ich, wie viel über mich (als Dichter) räsonniert worden und wird. Ob man mich lobt oder tadelt, es rührt mich nicht, ich gehe meinen strengen Weg, den ich mal als den besten erkannt habe. Einige sagen, er führt mich in den Dreck, andre sagen, er führe mich nach dem Parnaß, wieder andere sagen, er führe direkt in die Hölle. Gleichviel, der Weg ist neu, und ich suche Abenteuer. Aber gerührt hat mich doch die Liebe, womit meine Landsleute mich aufgenommen. Wahrlich, ich bin besser behandelt, als ich es verdiene.

Die Ochs befindet sich wohl, sie ochst. Sie hat Scotts Ivanhoe längst fertig, und derselbe wird nächstens erscheinen. Mit Byron treibt sie noch immer geistig Unzucht. Was Sie, lieber Keller, in Ihrem Briefe über Byron sagen, ist sehr schön gesagt. Aber man klopft den Rock, und des Freundes Buckel fühlt die Schläge. Arbeiten Sie noch viel am Brockhausischen Konversationsblatte? Schreiben Sie viel? Ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen. Einige Wochen vor meiner Abreise von Berlin lernte ich den Dr. Eduard Gans kennen und fand in ihm einen braven, rüstigen, jungen Mann, der

in jeder Hinsicht meine unbeschränkte Achtung verdient und der gewiß mehr wert ist, als alle jene Herren, die ihn, den Mosaisten, aus christlicher Liebe gehörig anfeinden. Seine Tüchtigkeit der Gesinnung setze ich fast höher als die Gelehrsamkeit, wovon er öffentliche Beweise gegeben, und die, so viel ich das Wissen eines Menschen zu beurteilen vermag, nicht vom gewöhnlichen Schlag ist, da Dr. Gans gründliche Kenntnisse besitzt, mit scharfem Selbstdenkerblick in die Wissenschaften eindringt und überall überraschend neue und gute Ansichten zutage fördert. Gans hat, weil ich vielleicht wenig Blößen gegeben, eine zu günstige Meinung von meiner Gelehrsamkeit, und machte mir den Vorschlag, mit ihm und noch einigen anderen eine Berliner kritische Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaft herauszugeben; indem er mir, bei dem fühlbaren Mangel einer wirklichen Literatur-Zeitung in Berlin, das Gedeihen einer solchen Zeitschrift wahrscheinlich machte, und sich erbot, für Verleger usw. zu sorgen, so daß ich bei der Sache nichts zu riskieren hätte, als einige Rezensionen staatswissenschaftlicher Werke. Wie Sie es von meiner Ehrlichkeit erwarten können, lieber Keller, gestand ich ihm, wie wenig zu einem solchen Vorhaben meine Kenntnisse hinreichend sein möchten, und ich versprach ihm, Sie, den tüchtigen Staatswissenschaftler, für dieses Unternehmen zu gewinnen. Ich bitte Sie daher, mir Ihre bestimmte Gesinnung darüber zu erkennen zu geben. Im Fall Sie meinen Antrag, Mitherausgeber jener projektierten Zeitschrift zu sein, genehmigen, so wünscht Gans, daß Sie mir bald melden, welche Federn Sie als Mitarbeiter der Zeitschrift zu gewinnen gedächten, und überläßt diese

Bestimmung gänzlich Ihrem Gutdünken. Er seinerseits wird Ihnen anzeigen, welche Mitarbeiter er besorgen konnte. Ich wünschte, daß ich bei meiner Zurückkunft in Berlin Ihre Antwort über diesen Gegenstand vorfände. Adressieren Sie Ihre Antwort

An den stud. juris. H. Heine,
abzugeben an den Dr. Eduard Gans in Berlin.

Wenn Sie unterdessen nach Berlin kämen und mit Gans selbst über meinen Antrag sprechen wollten, wär mir noch lieber. Er wohnt auf der neuen Friedrichstraße, ich glaube 48.

Meine Gesundheit ist noch immer in schlechtem Zustande, meine Reise wird mich wahrscheinlich nicht auf den Strumpf gebracht haben. — In meinem dritten Briefe aus Berlin ist auf unverzeihliche Weise geschnitten worden. Schulz schreibt, es sei die Zensur gewesen. Nicht allein, daß jener Brief, die Spuren meiner krankhaften Stimmung tragend, unerquicklich ausfiel, mußte die Zensurscheere noch verursachen, daß ich Unsinn sprach. — Ich werde schwerlich mehr als zwei Briefe noch schreiben. — Leben Sie recht wohl, wackerer Keller, halten Sie mich lieb, und sein Sie überzeugt, daß ich mit Leib und Seele bin Ihr Freund

H. Heine.

18. An Karl Immermann.

Berlin, den 24. Dezember 1822.

Sie sollten längst schon einen Brief von mir haben. Wie ich die menschenversöhnenden Liebesworte las, die

Sie vorigen Sommer im „Anzeiger" über meine „Gedichte" ausgesprochen, nahm ich mir vor, Ihnen zu schreiben. Unterdessen sandte mir unser gemeinschaftlicher Bekannter Dr. Schulz Ihre Tragödien, und ich wollte, statt Ihnen Lobeserhebungen und andere leere Worte zu schicken, Ihnen erst Ihren Liebesdienst wirklich vergelten und in der Domkirche der Literatur, im kritischen Berlin, bei Ihrem Geisteskinde Gevatter stehen, und ihm den rechten verdienten Namen geben, und es besonders dem Schutze und der Pflege der Frauen empfehlen. Als ich bald drauf — das Wort „Domkirche" ist wohl nicht das rechte, und statt dessen sollte stehen: Packhaus, Börse, Rumpelkammer, Notstall, Spinnhaus, Tanzsaal und Gott weiß was, aber ich liebe nicht das Ausstreichen, und fahre also lieber fort — als ich bald drauf eine große Reise antrat, nahm ich zwar Ihre Tragödien und die „Papierfenster" mit, beschäftigte mich geistig mit Ihnen auf der ganzen Reise und wurde sehr vertraut mit Ihnen, aber das Schreiben unterblieb. Bei meiner Zurückkunft hierher wollte ich Ihnen mit Freude gleich schreiben, wie überall, wo ich die Saat Ihres Ruhmes hingestreut, tausendfältige, schwere Halme mir jetzt entgegenwallten; aber Krankheit und Unmut ließen mich nicht dazu kommen. Vor sechs Wochen reiste von hier nach Münster mein bester Freund, der Referendarius Christian Sethe, der wegen einiger Umwegsreisen vielleicht erst jetzt dort eingetroffen, und durch diesen war ich willens Ihnen einen Brief zustellen zu lassen. Aber ich habe noch nicht seine Adresse und will nicht so lange mehr warten, da ich gestern zufällig erfahre, daß Sie in kurzem nach Berlin kommen würden. Zwar glaube ich

es nicht, da alles, was mir am liebsten wäre, nie geschieht. Doch ist es mir selber unerklärlich, wie das, was mich eigentlich zu einer Verlängerung meines Stillschweigens veranlassen sollte, mich just am meisten antreibt, Ihnen schnell zu schreiben. Es ist vielleicht die Besorgnis, daß ich bei Ihrer Hierherkunft Ihnen nicht frei ins Gesicht sehen könnte, weil ich so lange damit säumte, Sie meiner höchsten Achtung und innigsten Liebe zu versichern. Ja, ich bin begierig, Ihnen das alles mündlich zu sagen, und wenn Sie nicht herkommen, so will ich deshalb diesen Frühling zu Ihnen nach Münster kommen. Wenn dieser Brief Sie noch in Münster trifft und mein Freund Sethe schon dort ist, so wünschte ich, daß Sie seine Bekanntschaft machten; Sie sind ihm schon bekannt, und er wird Ihnen sagen, daß ich der Mann bin, der um einer Sache willen, die andere Leute eine bloße Grille nennen, imstande ist, eine bedeutende Reise zu machen. Vielleicht sagt er Ihnen sogar, daß ich seinet- und Ihrethalben schon längst das Projekt gefaßt, dieses Frühjahr nach Münster zu kommen. — Ich sehe diese Tage eine kleine Pièce über Goethe und Pustkuchen von Ihnen angezeigt. Sagen Sie doch an Schulz und Wundermann, daß man sie mir gleich herschicke.

Ihre Gedichte haben mich nicht befriedigt; denn ich las die Tragödien früher. Ein andermal mehr über diesen Punkt, der vielleicht greller aussieht, als er ist. Es ist vielen so gegangen, und ich sage es Ihnen offenherzig, weil ich Sie für den Mann halte, dem man seine Meinung ohne Umschweife sagen kann. Aber wie wäre es mir möglich, das ganze große Foliolob Ihrer Tragödien auf diesem Quartblättchen niederzuschreiben! Ich

muß dieses schöne Geschäft mir aber doch vorbehalten für eine schönere Zeit, wo mich nicht Krankheit so sehr niederdrückt wie jetzt. Empfangen Sie nur vorläufig meine heilige Versicherung, daß ich Sie nächst Oehlenschläger für den besten jetzt lebenden Dramatiker halte (denn Goethe ist tot). Ich werde nie den schönen Tag vergessen, wo ich Ihre „Trauerspiele" erhielt und las und halb freudetoll allen Freunden davon erzählte. Die laue Anzeige derselben im „Gesellschafter" von Varnhagen v. Ense hat mir mißfallen; ich hatte anders mit ihm gewettet. — Einen Gruß muß ich Ihnen bestellen von einer Ihrer Verehrerinnen, der Frau von Hohenhausen, der ich in Ihrem Namen ein Exemplar der „Trauerspiele" verehrte. Ich hoffe, Sie werden dieses eigenmächtige Verfahren nicht mißbilligen; die gute Frau hat ehrlich Wort gehalten, zur Verbreitung der Tragödien beizutragen, obschon das, was sie in mehreren Zeitungen, besonders im Leipziger „Konversationsblatte" darüber schrieb, auch ehrlich flach ist; sie hatte eine bessere Rezension derselben an Müllner geschickt, die dieser bloß benutzt zu seinem Wischiwaschi. An eine Aufführung Ihrer Tragödien auf dem hiesigen Theater glaube ich nicht; sie sind zu gut. Mein Freund Köchy, der nächstens im „Konversationsblatte" über Ihre Tragödien etwas Besseres sagen wird, hat ein Exemplar derselben, das ich ihm auf einer Reise nach Braunschweig mitgegeben, dem dortigen Direktor Klingemann mitgeteilt und von demselben das Versprechen erhalten, den „Petrarcha" aufzuführen. — Mein Brief würde zu lang werden, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie sehr hier Ihre Tragödien gefallen, wie sie gepriesen worden,

kritisiert und getadelt — von Dichterlingen. Letztere sind die natürlichen Feinde der guten Dichter, und dieses Geschmeiß wird nicht ermangeln, Ihren schönen Lorbeer anzufressen. Sie haben bis jetzt noch das besondere Glück gehabt, daß, in dem obskuren Münster, Ihre Persönlichkeit den meisten verborgen war. Aber wo der wahre Dichter auch sei, er wird gehaßt und angefeindet, die Pfennigsmenschen verzeihen es ihm nicht, daß er etwas mehr sein will als sie, und das Höchste, was er erreichen kann, ist doch nur ein Martyrtum. Tief ergriffen haben mich die bedeutungsvollen Worte, die Sie im „Anzeiger" über meine „Gedichte" ausgesprochen; ich gestehe es, Sie sind bis jetzt der einzige, der die Quelle meiner dunklen Schmerzen geahnt. Ich hoffe aber bald ganz von Ihnen gekannt zu werden, vielleicht gelang es mir in meiner nächsten poetischen Schrift, den Passepartout zu meinem Gemütslazarette niederlegt zu haben. Ich werde dieses Büchlein bald in Druck geben, und es wird zu meinen größten Seelenfreuden gehören, wenn ich es Ihnen mitteile; eigentlich sind es doch nur wenige, für die man schreibt, besonders wenn man, wie ich getan, sich mehr in sich selbst zurückgezogen. Dieses Buch wird meine kleinen malitiös-sentimentalen Lieder, ein bildervolles südliches Romanzendrama und eine sehr kleine nordisch düstre Tragödie enthalten. Toren meinen, ich müßte wegen des westfälischen Berührungspunkts (man hat Sie bisher für einen Westfalen gehalten) mit Ihnen rivalisieren, und sie wissen nicht, daß der schöne klar leuchtende Diamant nicht verglichen werden kann mit dem schwarzen Stein, der bloß wunderlich geformt ist, und woraus der Hammer der Zeit böse, wilde Funken

schlägt. Aber was gehen uns die Toren an? Von mir werden Sie immer das Bekenntnis hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden. Professor Gubitz hat mir längst den Auftrag gegeben, Sie für den „Gesellschafter" zu werben; aber ich kann Ihnen nicht raten, sich durch Zeitblätter zu versplittern, bewundre indessen Ihre literarische Tätigkeit. Die Natur muß Ihnen außer der Poesie noch das schöne Geschenk einer guten Gesundheit gemacht haben. Sie können viel, unendlich viel Gutes wirken. Ich fand dieser Tage eine kleine Burschenschrift: „Ein Wort zu seiner Zeit von Immermann". Ich glaube, sie ist von Ihnen, und mit Freude habe ich daraus ersehen, wie Ihnen schon früher ein starkes Wollen des Guten und Rechten inne wohnte. Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Torheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampfe, so reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poesie ist am Ende doch nur eine schöne Nebensache.

Adresse: H. H. aus Düsseldorf.
beim Universitätspedellen zu erfragen.

19. An Ferdinand Dümmler.

Berlin, den 5. Januar 1823.

Herrn Ferd. Dümmler in Berlin.

Gemeinschaftliche Bekannte haben mir Ihre Tätigkeit und Loyalität gerühmt. Weil ich, durch Erfahrung gewitzigt, diese beiden Eigenschaften bei einem Buchhändler am höchsten achte, mehr als jedes andere In-

teresse, so mache ich Ihnen hiermit das Anerbieten, ein Buch von mir in Verlag zu nehmen. Dieses enthält: 1. eine kleine Tragödie (etwa 3½ Druckbogen stark), deren Grundidee ein Surrogat für das gewöhnlich Fatum sein soll, und die Lesewelt gewiß vielfach beschäftigen wird, 2. ein größeres dramatisches Gedicht, genannt „Almansor", dessen Stoff religiös-polemisch ist, die Zeitinteressen betrifft, und vielleicht etwas mehr als sechs Bogen beträgt, und 3. ein drei bis drei und ein halb Druckbogen starker Zyklus humoristischer Lieder im Volkstone, wovon in Zeitschriften Proben standen, die durch ihre Originalität viel Interesse, Lob und bittern Tadel erregt. Die kleine Tragödie, die ich für die Bühne bestimmt habe, und die gewiß auch aufgeführt wird, nenne ich Ihnen und teile ich Ihnen mit, sobald ich Sie meinem Anerbieten nicht abgeneigt finde; ich wünsche nämlich nicht, daß sie hier bekannt werde, bevor der Druck angefangen, und ich habe sie hier nur zwei Personen, dem Professor Gubitz und dem Legationsrate Varnhagen v. Ense, lesen lassen.

Über meinen eigenen Wert als Dichter darf ich selbst wohl kein Urteil fällen. Nur das bemerke ich, daß meine Poetereien in ganz Deutschland ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregt, und daß selbst die feindliche Heftigkeit, wobei man hie und da über dieselben gesprochen, kein übles Zeichen sein möchte. Von den zahlreichen öffentlichen Ausbrüchen der Art schicke ich Ihnen nur beiliegendes Blatt, erstens weil ich nur dieses besitze, und zweitens weil der Tadel darin ziemlich bedeutend ist. Es ist halb und halb eine Entgegnung auf Karl Immermanns unbedingt lobendes Urteil über mich in derselben

Zeitschrift, schließt sich an das, was in den westfälischen und rheinischen Blättern in so vollem Maße über mich gesagt worden, und ist in süddeutschen Blättern (Hesperus, Morgenblatt, Rhein. Erholungen usw.) ebenfalls auf ungewöhnliche Weise ausgesprochen worden.

Ich glaube nicht, daß ich hier in Berlin sehr bekannt bin; aber desto mehr bin ich es in meiner Heimat, am Rhein und in Westfalen, wo man, wie ich von allen Seiten erfahre, auf das Erscheinen meines lang erwarteten poetischen Buches sehr gespannt ist, und wo dasselbe gewiß den größten Absatz finden wird.

Ich habe nächste Tage das Vergnügen, Sie persönlich zu besuchen und mit Ihnen über das übrige, Honorarbestimmung und dergl. zu sprechen. Ich bin

mit Hochachtung und Ergebenheit

H. Heine.

Taubenstraße, Nr. 32.

20. An Karl Immermann.

Berlin, den 14. Januar 1823.

Lieber Immermann!

Ich will Ihnen eine gute Meinung beibringen von meiner Pünktlichkeit im Schreiben, Berichten, Auskunftgeben usw.; darum zögere ich nicht mit der Beantwortung Ihres lieben Briefes vom 31. — Meine Freunde wollen mich zwar in diesem Punkte nicht sonderlich loben; der gute Sethe — sagen Sie ihm aber, ich schreibe ihm mit nächster Post — wird gewiß auch kein

Loblied anstimmen über meine Briefschreibungs-Ordentlichkeit; aber das ist alles bloßes Vorurteil.

Obzwar wir uns durch Ihr freundliches Schreiben näher gerückt sind, gewiß zwanzig Poststationen, etwa bis Potsdam, so ist unsere Entfernung voneinander doch immer noch zu weit, und ein Zentner Briefporto ist zu teuer, und das Briefschreiben ist zu mühsam, und meine Faulheit ist zu groß — als daß ich mit nötiger Ausführlichkeit Ihnen sagen könnte, wie Ihr Brief mir das Gemüt erregt und bewegt und erfreut und getröstet und gestärkt.

Ich will mich daher lieber an das Geschäftliche halten, und Ihnen meine Meinung über das Verlegerwesen mitteilen.

Durch Professor Gubitz hatte sich die Maurersche Buchhandlung zu dem Verlage meiner „Gedichte" b e - q u e m t , und außer vierzig Freiexemplaren, wovon mir bis auf diese Stunde noch zehn Exemplare aus filziger Knickrigkeit vorenthalten werden, habe ich keinen Pfennig erhalten. Dieses sage ich Ihnen sub rosa zu Ihrer Tröstung, da ich zweifle, ob das Honorar für Ihr erstes Werk besonders bedeutend gewesen sein mag. Durch ihre häßlichen Winkelzüge und schmutzigen verletzenden Kniffe ist mir aber die Maurersche Buchhandlung (ihr Chef heißt B.) jetzt so verleidet, daß ich ihr dieser Tage meinen Unwillen auf die empfindlichste Weise zu erkennen gab, und mein zweites Buch gewiß nicht bei Maurer erscheinen wird, und ich schon diese Woche einen andern Verleger dazu suchen will. Bei meiner angebornen Unbeholfenheit in allen Geschäften, die ins

Merkantilische einschlagen, wird mir dieses nicht sehr leicht werden.

Ich schreibe Ihnen dieses Detail, damit Sie sehen, daß ich Ihre Tragödie oder die Zeitschrift in diesem Augenblick Maurer nicht anbieten kann; ich wünsche daher Ihren Bescheid, ob Professor Gubitz in Ihrem Namen besagter Buchhandlung den „Periander" antragen soll. Zwar glaube ich nicht, daß Maurers gegenwärtig zum Verlag belletristischer Artikel geneigt sind; in honorierender Hinsicht sind sie immer die größten Filze. Ich denke aber noch in diesem Monate für meine Dramen einen Verleger zu finden, und da werde ich nicht ermangeln, ihm Ihr Drama und die Zeitschrift anzubieten. Ich bin hier mit keinem Buchhändler außer Maurer persönlich bekannt; doch dieses ist nicht notwendig, wenn man einen Verleger sucht. Es ist hier der Gebrauch, daß der Schriftsteller der Buchhandlung einen schriftlichen Antrag macht. Wollen Sie, daß ich dieses bei einigen hiesigen Buchhändlern in Ihrem Name tue, so geben Sie mir dazu den bestimmten Auftrag. Ich rate Ihnen aber, schreiben Sie lieber selbst von Münster an bekannte hiesige Buchhandlungen und bemerken denselben, daß Sie mir den Auftrag gegeben, noch besonders mit ihnen zu sprechen über Ihre Anträge, sowohl des „Perianders" als der Zeitschrift. — Ich hoffe, daß Sie mich trotz meines konfusen Schreibens verstanden haben. Das Verlegersuchen gehört zu den Anfängen des schriftstellerischen Martyrtum. Nach dem buchhändlerischen Verhöhnen und dem Insgesichtgespuktwerden kommt die teegesellschaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobs, die literaturzeitungliche Kreuzigung

zwischen zwei kritischen Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte man nicht an die endliche Himmelfahrt!

Ich hoffe, daß Ihnen in der Verlegernot der Legationsrat Varnhagen v. Ense nützlich sein wird, wenn Sie ihn ebenso als nachhelfenden Buchhändlerbesprecher gebrauchen wollen. Er ist ein Mann, dessen äußere Stellung, Charakter, Kritik und Loyalität das höchste Vertrauen verdient, dessen Zuneigung ich mir ebenfalls durch die schöne Vermittlerin Poesie erworben habe, der übrigens der einzige ist, auf den ich in diesem falschen Neste mich verlassen kann, und dessen freundschaftliche Teilnahme an Ihrem Wirken das Schönste und Beste ist, was Ihnen hier meine Vermittlung erwerben konnte. Ich habe ihm, um ihn über die Verlegersache zu konsultieren, Ihren Brief an mich nebst den Pustkuchiana gleich mitgeteilt, und um Ihnen eine Freude zu machen, und zu gleicher Zeit um nicht nötig zu haben, Ihnen selbst meine Meinung über diese zwei Broschüren zu sagen, schicke ich Ihnen das Billett, das mir vorgestern Varnhagens Frau darüber geschrieben. Zum Verständis desselben bemerke ich nur, daß in den von Goethe so schön gewürdigten Briefen über die „Wanderjahre", die im „Gesellschafter" standen, die mit „Friederike" unterzeichneten aus der Feder von Frau v. Varnhagen geflossen sind, und daß in dem einen (es ist der erste) einige mit Ihrer Schrift gleichlautende Ausdrücke vorkommen. Übrigens ist das die geistreichste Dame, die ich je kennen gelernt, und ich wünsche dieses Billett gelegentlich von Ihnen zurückzuerhalten. Daß mir dessen Inhalt wie aus der Seele herausgeschnitten ist, versteht sich von selbst. Wie Varnhagen über Ihre kritische Schrift urteilt,

werden Sie in seiner Anzeige im „Gesellschafter“ lesen. Er läßt Ihnen sagen, daß Sie es doch nicht unterlassen möchten, an Goethe und an Tieck ein Exemplar derselben zu schicken. Wir haben vorgestern abend viel von Ihnen gesprochen; auch Herr v. Varnhagen verspricht sich viel von einer Zeitschrift, worin Sie einen Teil der kritischen Gerechtigkeitspflege ausüben. Ich interessiere mich gern für dieses Projekt; doch kann ich in betreff literarischer Arbeiten keine bestimmte Zusagen machen; von meinem Gesundheitszustande wird alles abhängen. — Mit Freude habe ich Ihre lieben Worte über meine Poetereien gelesen; Ihre schöne Freimütigkeit beweist mir, daß Sie es gut mit mir meinen. Sobald ich Ihnen in Hinsicht der Verlegerangelegenheiten tröstlichere Bescheide mitteilen kann, schreibe ich Ihnen; das Ihnen heute Gesagte mag Ihnen dienen zu einem politischen Verhalten gegen Ihren jetzigen Verleger. Dr. Schulz ist mir immer sehr wacker und brav vorgekommen. — Grüßen Sie Sethe recht freundschaftlich; sagen Sie ihm, daß ich ihn sehr vermisse. — Von ganzer Seele ist Ihnen gut

H. Heine.

21. An Karl Immermann.

Berlin, den 21. Januar 1823.

In betreff der Verlegerfrage habe ich, bester Immermann, Ihnen einen Nachtrag zu meinem letzten Briefe zu geben. Herr v. Varnhagen schreibt dieser Tage an Brockhaus in Leipzig, daß er Ihnen den Rat zukommen lasse, sich in Verlagsangelegenheiten an ihn zu wenden.

Varnhagen wird zu gleicher Zeit obigen Buchhändler in Kenntnis setzen, wie vorteilhaft es für ihn ist, literarische Produktionen von Ihnen in Verlag zu nehmen. Sie können daher schon mit umghender Post an Brockhaus schreiben und ihm Ihren „Periander" und die Zeitschrift zum Verlag anbieten. In Hinsicht des „Periander" werden Sie selbst wissen, was Sie ihm, außer den Honorar- und übrigen Bedingungen, als zweckmäßig schreiben müssen; in Hinsicht der Zeitschrift wird es nötig sein, daß Sie ihm den ganzen Plan und die Tendenz derselben mitteilen. Ich sollte meinen, Leipzig liegt für ihren Zweck nicht gar zu entfernt. Literarische Entfernungen können nicht nach Meilen berechnet werden.

Professor Gubitz, den ich in meinen eigenen Verlegerangelegenheiten gebraucht, habe ich über denselben Gegenstand befragt, und er erbietet sich, Ihren „Periander" unterzubringen bei einer sich eben etablierenden, mit großen Fonds versehenen Buchhandlung (ich glaube: die Vereinsbuchhandlung), die schon jetzt viel Bedeutendes druckt, sich meistens mit Verlag beschäftigen wird, und von den besten deutschen Schriftstellern schon Verlagszusicherungen hat. Gubitz wünscht daher, daß Sie ihm Ihre Honorarbedingungen und das Manuskript mitteilen. Ich überlasse es Ihnen, wie Sie von dieser Offerte Gebrauch machen wollen.

Varnhagen und Gubitz sind bis jetzt die einzigen, die ich mit Ihrem Verlegergesuche bekannt gemacht. Ich habe jetzt, wegen meiner eigenen Produkte, mit Dümmler angeknüpft, will aber noch nicht mit ihm über Ihren „Periander" sprechen, bis Sie es verlangen; sein Verlag ist unbedeutend. Mir ist es um baldigen Druck zu tun.

Ich freue mich wie ein Kind auf das Erscheinen meines eigenen Buches; eben weil so viel infames Gesindel mich anfeindet. Warten Sie nur, auch Ihnen werden die Stiefkinder der Muse auf den Hals rücken. Auf Ihren „Erwin", sagt man mir, wird heillos geschimpft; Ihr „Petrarcha" aber soll unter aller Kritik sein. Ich habe den Grundsatz angenommen, alles zu ignorieren, was man über mich schimpft und schimpfen wird. Ich weiß, es hat sich ordentlich eine Sozietät gebildet, die systematisch durch schnöde Gerüchte und öffentliche Kotbewerfung mich in Harnisch bringen will. Einliegend ein Pröbchen aus dem „Freimütigen". Scheint mir von einem armen Edelmann, namens Uechtritz, herzurühren, der geglaubt hat, als das einzige dramatische Licht der Zeit, sobald er auftrete, angebetet zu werden, und der mir die geheime Bosheit nicht verzeihen kann, daß ich in seinen Gesellschaftskreisen die Existenz eines Immermann verkündigte. Ich kann mir's denken, daß Sie bei Ihrer Gesundheit über Misere und Witzmangel lachen würden.

Ihre Schrift über Goethe und Pustkuchen habe ich nochmals gelesen und nicht genug bewundern können. Sie verdienen die größte Würdigung. Ein Gleichgesinnter wird diese bald im Literaturblatt des „Morgenblatts" aussprechen. — Leben Sie wohl, gedenken Sie meiner mit Wohlwollen. Wenn Sie mich aus einzelnen Ausdrücken und Beschwernissen für einen Kleinlichkeitskrämer halten, so will ich Ihnen gern gestehen, daß ich es bin. Vielleicht rührt's her von meinem Gesundheitszustand, vielleicht aber weil ich noch so halb Kind bin. Es ist ein Kniff, daß ich mir gern die Kindheit so lang

als möglich erhalte, eben weil sich im Kinde alles abspiegelt: die Mannheit, das Alter, die Gottheit, sogar die Verruchtheit und die Konvenienz. — Ihr Sie liebender

H. Heine.

22. An Christian Sethe.

Berlin, den 21. Januar 1823.

Lieber Christian!

Ich sollte Dir eigentlich gar nicht schreiben, eben weil ich Dir alles schreiben müßte. Außerdem kannst Du es Dir wohl selbst vorstellen, wie ich jetzt lebe und gestimmt bin. — Du bist nicht mehr hier. Das ist das Thema, alles übrige ist Glosse.

Krank, isoliert, angefeindet und unfähig, das Leben zu genießen, so leb ich hier. Ich schreibe jetzt fast gar nichts und brauche Sturzbäder. Freunde hab ich fast gar keine jetzt hier; ein Rudel Schurken haben sich auf alle mögliche Weise bestrebt, mich zu verderben, verbinden sich mit alten Titularfreunden usw. Meine Dramen werden gewiß in sechs bis acht Wochen erscheinen. Dümmler wird sie wahrscheinlich verlegen. Ich schicke Dir mit der nächsten Post meinen Aufsatz über Polen, den ich für Breza und unter dem Wasser der Sturzbäder geschrieben, und den Professor Gubitz auf schändliche Weise mit Surrogatwitzen verändert und die Zensur tüchtig zusammengestrichen. Dieser Aufsatz hat mich bei den Baronen und Grafen sehr verhaßt gemacht; auch höhern Ortes bin ich schon hinlänglich angeschwärzt. Teile doch Immermann das Stück mit, wo von seiner

kritischen Schrift die Rede ist. Immermann hab ich sehr lieb gewonnen, durch das wackre Wesen, das sich in ihm ausspricht. Ich wünschte Dein Urteil über ihn zu hören. Mehr noch wünschte ich, daß Du mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen tretest. Ihm hab ich ebenfalls diesen Wunsch geäußert. Ist das der Fall, so besuche ich euch in Münster. — Leb wohl und hab mich lieb.

Meine Adresse ist: H. H. aus D., Taubenstraße 32. — Du kannst gar nicht glauben, wie sehr ich Dich vermisse, Dich, den ich so liebe, und gegen den ich nicht zu fürchten hab, daß ich mich blamiere.

Leb wohl und bleibe mir gut.

H. Heine.

23. An Moritz Embden.

Berlin, den 2. Februar 1823.

Lieber Embden!

Ihr Brief vom 23. v. Mts. hat mich mit vieler Freude erfüllt. Ich gratuliere zu Ihrer Verlobung mit meiner Schwester. Obschon die Nachricht derselben mich sehr bewegt, gewiß mehr als man mir es zutraute, so kam sie mir doch nicht vor wie eine „seltsame Schicksalslaune", sie erschien mir vielmehr als etwas, was ich längst gewußt, und zwar schon vor vielen Jahren gewußt, und was ich während meiner inneren und äußeren Lebensstürme allmählich vergessen hatte.

Ich hoffe, daß Sie und meine Schwester ein glückliches Paar sein werden, da Lottchen imstande ist, den

Wert Ihres Charakters zu fühlen, und da auch Sie den Charakter meiner Schwester zu würdigen verstehn, weil Sie gewiß nicht, wie unsere verbildete schöne Welt, an einem Weibe einseitig hervorstehende Vorzüge des Verstandes, oder des Herzens, oder des Körpers schätzen, und weil Sie gewiß, wie ich Sie beurteile, nur im schönen Ebenmaße aller Seelenkräfte die wahre Bildung, und in der Harmonie von Seele und Körper die wahre Liebenswürdigkeit erkennen. Mein Lottchen ist Musik, ganz Ebenmaß und Harmonie — der Bruder braucht sich gegen den Bräutigam solcher Ausdrücke nicht zu enthalten.

Der politische Teil Ihres Briefes hat mich sehr gefreut; es ist mir lieb, daß der künftige Mann meiner Schwester kein Revolutionär ist. Auch finde ich es sehr natürlich, daß ein Mann, der à son aise und glücklicher Bräutigam ist, nicht den Umsturz der bestehenden Formen wünscht, und für seine und Europas Ruhe besorgt ist. Bei mir sind andere Verhältnisse obwaltend, und außerdem fühle ich mich ein bißchen seltsam gestimmt, wenn ich zufällig in den Zeitungen lese, daß auf den Straßen Londons einige Menschen erfroren, und auf den Straßen Neapels einige Menschen verhungert sind. Obschon ich aber in England ein Radikaler, und in Italien ein Carbonari bin, so gehöre ich doch nicht zu den Demagogen in Deutschland, aus dem ganz zufälligen und geringfügigen Grunde, daß bei einem Siege dieser letztern einige Tausend jüdische Hälse und just die besten, abgeschnitten werden. — Mögen indessen unsere Ansichten über die Erscheinungen des Tages noch so grell voneinander abweichen, oder sich gar entgegen-

gesetzt sein, so bin ich überzeugt, daß dieses nicht im mindesten einen unfreundlichen Einfluß ausüben wird auf unsere verwandtschaftliche Freundschaft, die auch in der Ferne (ein trüber Unmut wird mich auf immer von Hamburg zurückhalten) durch gemütliche Teilnahme, durch verständige Berichtigung und durch liebevolle Aufmunterung, mich, der ich noch in Verstimmung, Irrtum und Kampf lebe, oft erheitern, belehren und beruhigen wird.

24. An Immanuel Wohlwill.

Berlin, den 1. April 1823.

An Wolf, genannt Wohlwill!

Glaube nur nicht, Aimabelster, daß an der so lang verzögerten Beantwortung Deines lieben Briefes eine Freundschaftserkaltung von meiner Seite schuld sei; nein, wahrlich, obschon in diesem strengen Winter manche Freundschaft eingefroren ist, so hat sich Dein geliebtes dickes Bild aus den engen Pforten meines Herzens noch nicht herauswinden können, und der Name Wolf, oder besser gesagt: Wohlwill, schwebt warm und lebendig in meinem Gedächtnisse. Noch gestern sprachen wir von Dir anderthalb Stunden — unter wir mußt Du immer verstehen: ich und Moser. Es ist wirklich auffallend, welche äußere Ähnlichkeit Du hast mit Herrn Hang-hoh, einem von den zwei chinesischen Gelehrten, die auf der

Behrenstraße für sechs Groschen zu sehen sind. Gans findet diese beide sehr interessant, und in seinem neuen Buche wirst Du, bei Gelegenheit des chinesischen Erbrechtes, folgendes Zitat finden: „Siehe die Chinesen auf der Behrenstraße Nr. 65, sowie auch meine Nankinghose, und vgl. damit Teu-zing-leu-li, B. x. Kap. 8". — Man will hier zwar behaupten, daß diese zwei Chinesen verkleidete Österreicher sind, die Metternich hergeschickt hat, um an unserer Konstitution zu arbeiten. Zunz hat die Chinesen noch nicht gesehen ... Ich mag ihn gut leiden, und es schmerzt mich bitterlich, wenn ich sehe, wie dieser herrliche Mensch so sehr verkannt wird wegen seines schroffen, abstoßenden Äußern. Ich erwarte viel von seinen nächstens erscheinenden Predigten; freilich keine Erbauung und sanftmütige Seelenpflaster; aber etwas viel Besseres, eine Aufregung der Kraft. Eben an letzterer fehlt es in Israel. Einige Hühneraugenoperateurs (Friedländer u. Co.) haben den Körper des Judentums von seinem fatalen H a u t geschwür durch Aderlaß zu heilen gesucht, und durch ihre Ungeschicklichkeit und spinnwebige Vernunftsbandagen muß Israel verbluten. Möge bald die Verblendung aufhören, daß das Herrlichste in der Ohnmacht, in der Entäußerung aller Kraft, in der einseitigen Negation, im idealischen Auerbachtume bestehe. Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zutragen, zu fasten, zu hassen und aus Haß zu dulden: das ist das Motiv unserer Reformation. Die einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judentum neue Dekorationen und Kulissen geben und der Souffleur soll ein weißes Beffchen statt eines Bartes tragen; sie wollen das Weltmeer

in ein niedliches Bassin von Papiermaché gießen, und wollen dem Herkules auf der Kasseler Wilhelmshöhe das braune Jäckchen des kleinen Markus anziehen. Andere wollen ein evangelisches Christentümchen unter jüdischer Firma, und machen sich ein Talles aus der Wolle des Lamm-Gottes, machen sich ein Wams aus den Federn der Heiligengeisttaube und Unterhosen aus christlicher Liebe, und sie fallieren, und die Nachkommenschaft schreibt sich: „Gott, Christus u. Co.". Zu allem Glücke wird sich dieses Haus nicht lange halten, seine Tratten auf die Philosophie kommen mit Protest zurück, und es macht Bankrott in Europa, wenn sich auch seine von Missionarien in Afrika und Asien gestifteten Kommissionshäuser einige Jahrhunderte länger — halten. —

Verzeih mir diese Bitterkeit; Dich hat der Schlag des aufgehobenen Edikts nicht getroffen. Auch ist alles nicht so ernst gemeint, sogar das Frühere nicht; auch ich habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und mir „Judenmauschel" nachrufen zu lassen und zu fasten usw. Ich hab nicht mal die Kraft, ordentlich Mazzes zu essen. Ich wohne nämlich jetzt bei einem Juden (Mosern und Gans gegenüber) und bekomme jetzt Mazzes statt Brot und zerknacke mir die Zähne. Aber ich tröste mich und denke: wir sind ja im Gohles! Auch das Sticheln auf Friedländer ist nicht so schlimm gemeint, ich habe noch unlängst den schönsten Pudding bei ihm gegessen, und er wohnt mir ganz vis-à-vis, und er steht jetzt am Fenster und schneidet sich eine Feder und schreibt gleich an Elise von der Recke, und auf seinem Gesichte ist schon zu lesen: „Edelgeborene Frau, ich bin wirklich nicht so unausstehlich, wie der Professor Voigt sagt, denn — — —"

Den 7. April 1823.

Es sind jetzt acht Tage her, daß ich hier im Schreiben unterbrochen wurde und schon des Briefes vergaß; unterdessen erhielt ich deinen Brief vom 1. April (wir schicken uns wechselseitig in den April), und ich will hier nur noch einiges hinzuschreiben, trotz meinen Schmerzen, die wie heißes Blei meinen Kopf durchrieseln, und mich zur schneidendsten und feindseligsten Bitterkeit verstimmen.

Es freut mich, daß es Dir in den Armen der aimablen Hammonia zu behagen beginnt; mir ist diese Schöne zuwider. Mich täuscht nicht der goldgestickte Rock, ich weiß, sie trägt ein schmutziges Hemd auf dem gelben Leibe, und mit den schmelzenden Liebesseufzern: „Rindfleisch! Banko!" sinkt sie an die Brust des Meistbietenden. Es gibt dort aber zwei Sorten Rindfleisch: rohes und gekochtes. Letzteres ist das schlechteste, weil es saft- und kraftlos ist; es ist das aufgeklärte. — Vielleicht tue ich aber der guten Stadt Hamburg unrecht; die Stimmung, die mich beherrschte, als ich dort einige Zeit lebte, war nicht dazu geeignet, mich zu einem unbefangenen Beurteiler zu machen; mein i n n e r e s Leben war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt, mein ä u ß e r e s Leben war toll, wüst, zynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatze meines innern Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Übergewicht zerstöre. Ja, amice, es war ein großes Glück für mich, daß ich just aus dem Philosophie-Auditorium kam, als ich in den Zirkus des Welttreibens trat, mein eigenes Leben philosophisch konstruieren konnte und

objektiv anschauen — wenn mir auch jene höhere Ruhe und Besonnenheit fehlte, die zur klaren Anschauung eines großen Lebensschauplatzes nötig ist. Ich weiß nicht, ob Du mich verstanden; wenn Du einst meine Memoiren liest und einen Hamburger Menschentroß geschildert findest, wovon ich einige liebe, mehrere hasse und die meisten verachte, so wirst Du mich besser verstehen; jetzt möge das Gesagte nur dazu dienen, einige Äußerungen in Deinen lieben Briefen zu beantworten, und Dir zu erklären, warum ich Deinen Wunsch nicht erfüllen kann, diesen Frühling nach Hamburg zu kommen, — obschon ich nur wenige Meilen davon entfernt sein werde. Ich reise nämlich in vier Wochen nach Lüneburg, wo meine Familie lebt, bleibe dort sechs Wochen, und reise alsdann nach dem Rhein und, wenn's mir möglich ist, nach Paris. Mein Oheim hat mir noch zwei Jahr zum Studieren zugesetzt, und ich habe nicht nötig, meinem früheren Plane gemäß in Sarmatien eine Professur zu suchen. Ich denke, daß sich bald manches geändert haben wird, daß ich keine Schwierigkeiten haben werde, mich am Rhein zu fixieren. Ist das nicht der Fall, so fixiere ich mich in Frankreich, wo ich französisch schreibe und mir einen Weg ins Diplomatische bahne. Die Hauptsache ist die Herstellung meiner Gesundheit, ohne welche alle Pläne töricht sind. Gott möge mir nur Gesundheit geben, für das übrige will ich selbst sorgen. Mein Arzt gibt mir Hoffnung, daß mich das Reisen, besonders das Fußreisen, herstellen wird . . . Meine Sturzbäder habe ich eingestellt, sie haben mir nichts geholfen und unmenschliches Geld gekostet. Obendrein muß ich mich geistiger Anstrengung enthalten, und

ich habe diesen Winter fast gar nichts anderes getan, als den nicht semitischen Teil Asiens studiert, im Schelling und Hegel etwas gelesen, Chroniken durchstöbert und mich erfrischt an der reinen Schönheit, die mir entgegenhauchte aus den Geisteswerken der Griechen. Sempiterna solatia generis humani nennt sie der alte Wolf. Für Gesellschaft war ich ungenießbar, gedichtet hab ich wenig, mein historisches Studium hat noch weniger gewonnen, und am allerwenigsten mein „Historisches Staatsrecht des germanischen Mittelalters". Letzteres war diesen Sommer fast zum Drucke bereit, aber die vielen Ideen, die ich aus dem Studium Asiens gewonnen, sowie auch das Beispiel der Art, wie Gans sein Erbrecht behandelt, und vorzüglich philosophische Anregungen von Moser machten, daß ich den größten Teil meines Buches dem Feuer übergab und das Ganze in Paris, und zwar in französischer Sprache, aufs neue schreiben werde. — Daß Dir mein Memoire über Polen gefallen, das ist sehr edel von Dir. Von allen Seiten hat man meiner scharfen Auffassung Polens großes Lob gezollt, nur ich selbst kann in dieses Lob nicht einstimmen. Ich war diesen Winter und bin noch jetzt in einem zu elenden Zustande, um etwas Gutes zu Tag zu fördern. Dieser Aufsatz hat das ganze Großherzogtum Posen in Bewegung gesetzt, in den Posener Blättern ist schon dreimal so viel, als der Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, d. h. geschimpft worden, und zwar von den dortigen Deutschen, die es mir nicht verzeihen wollen, daß ich sie so treu geschildert und die Juden zum tiers état Polens erhoben. — Meine Gedichte sind in Westfalen und am Rhein noch immer Gegenstand der Aufmerksamkeit, und ich höre

viel Erfreuliches darüber. Wie kannst Du aber den Wisch in der Leipziger „Literaturzeitung" des Erwähnens wert halten? Es ist das Seichteste und Unbedeutendste, was über mich gesagt worden. — Ich schicke Dir diese Tage meine „Tragödien". Ich habe dieselben meinem Oheim Salomon Heine dediziert. Hast Du ihn gesehen? Er ist einer von den Menschen, die ich am meisten achte; er ist edel und hat angeborne Kraft. Du weißt, letzteres ist mir das Höchste. — Hast Du dort meine Schwester gesehen? Es ist ein liebes Mädchen. Kommst Du dort viel unter Weiber? Nimm Dich in acht, die Hamburgerinnen sind schön. Aber bei Dir hat es nichts zu sagen, Du bist ein stiller, ordentlicher, seelenvergnügter Mensch, und wenn Du mal glühst, so ist es für die ganze Menschheit. Bei mir ist das anders. Auch hast Du das Glück, ein moralischer Mensch zu sein, und reflektierst und machst ethische Betrachtungen, und bist zufrieden und bist brav und bist gut, und weil Du ein so guter Junge bist, habe ich Dir einen so langen Brief geschrieben.

25. An Friedrich Steinmann.

Berlin, den 10. April 1823.

Lieber Steinmann!

Ich weiß nicht, wer von uns beiden noch mit einem Briefe in Rückstande ist. Sollte ich es sein, was auch sehr wahrscheinlich ist, so habe die Güte, mich zu entschuldigen. Was Du auch erdenken magst, das mich

entschuldigen könnte, so wirst Du leider immer die Wahrheit treffen. Ärgerliche Stürme, Verlust des Allerliebsten, Krankheit und Unmut und dergleichen schöne Dinge mehr sind seit zwei Jahren die hervorstechenden Punkte in dem Leben Deines Freundes. Ich tröstete mich lange damit: der Fritz verlangt nicht, daß Du alte und neue Wunden aufreißest und Herzblut in Briefkuvert ihm zuschickst; aus manchem meiner trüben Lieder, das ihm hie und da ans Ohr geklungen sein mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Brust seines Freundes aussieht; — am meisten aber beschwichtige ich mich mit der Unkenntnis Deiner Adresse. Diese letztere Entschuldigung gilt aber nicht mehr seit vier Monaten, ich erfuhr, daß Du in Münster bist, dem Christian gab ich viele Grüße mit für Dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck „rollen", weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felsenlast von der Seele rollt. Der ehrliche Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttausenden, dieser Christian soll bürgen, daß meine Gesinnungen gegen Dich unverändert geblieben, wie oft und barsch ich auch in meinen trüben Stunden von meinen besten Freunden mich abwende und in Stolz und Qual ihre Liebe verkenne und fortweise. Aber wer bürgt mir für Dich? Auch da soll mir Dein bloßes Wort genügen, Du guter, ehrlicher Steinmann! Von Deinen poetischen Arbeiten ist mir seitdem manches zu Gesicht gekommen, und das meiste hat mich auf ungewöhnliche Weise angesprochen. Aber auch vieles hat mich unbefriedigt gelassen. Du kennst von alters her meine ehrliche Strenge und strenge Ehrlichkeit

in solchen Dingen, und wenn Du noch der Alte bist und noch das alte Zutrauen zu mir hast, so wird Dich ein solches Urteil gewiß nicht verletzen. Einige Deiner Lieder haben mir sehr gut gefallen, doch in einem derselben hätte ich über das alte wohlbekannte holprige „h o l d“ fast ein Bein zerbrochen; und wie sehr das Trauerspielchen Achtung und Beifall in Anspruch nahm, so wäre ich doch bei einer eiskalten Stelle desselben fast erfroren. Ich hoffe, daß Du etwas schreiben wirst, was mehr für die Bühne geeignet wäre. — Meine „Tragödien“ haben eben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen. Aber ich will Dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtesammlung, die keinen Schuß Pulver wert ist. — Vom „Poeten“ erhalte ich oft Briefe; er schreibt viel. In seinen Sonetten sind süperbe Sachen, ein echter poetischer Hauch und freudige Lebensfrische. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Walderdbeeren; nur tragen sie auch den Fehler dieser Pflanze, die überall herumrankt und Wurzel schlägt, und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringt. Freilich, unsere beau monde liebt mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüse, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knallerbsen. Kennst Du den K a r l I m m e r m a n n? Vor diesem müssen wir beide den Hut abziehen, und Du zuerst. Das ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es deren wenige gibt. — Ob Du mir mal schreiben wirst, das hängt ganz von Dir ab; wenigstens sollst Du nicht die Ausrede haben, daß Du meine Adresse nicht kennst. Diese ist an H. H. aus D.,

abzugeben bei M. Moser, Neue Friedrichstraße Nr. 47. — Ich reise freilich in 14 Tagen von hier ab, aber meine Briefe werden mir nachgeschickt. — Anbei folgt ein Exemplar meiner „Tragödien", welches Du durchlesen und dann an Gethe übergeben sollst. Sage ihm, daß ich böse sei wegen seines Stillschweigens, und teile ihm meine Adresse mit. Ich bin zu arm an Exemplaren, um Dir eins besonders zu schicken, zudem ist es mir nur darum zu tun, daß Du die Sachen liest.

26. An Karl Immermann.

Berlin, den 10. April 1823.

Lieber Immermann!

Ihren Brief vom 3. Februar würde ich schon längst beantwortet haben, wenn ich nicht beabsichtigt hätte, Ihnen zu gleicher Zeit meine „Tragödien" zu schicken. Ich war unterdessen öfters gesonnen, Ihnen die fünf ersten Bogen derselben, nämlich den „Ratcliff", zuzusenden; aber ich bezwang mich, und ich bin dessen auch froh, weil sich doch unter dem Rubriknamen „Empfindungsaustausch" auch ein kleinliches Gefühlchen, nämlich die gewöhnliche Poeteneitelkeit, mitschleichen konnte. Auf der anderen Seite ist es mir wieder leid, daß ich es nicht tat; das eigentliche Leben ist meistens kurz, und wenn es lang wird, ist es wiederum kein eigentliches Leben mehr, und man soll den Augenblick ergreifen, wenn man einem Freunde, einem Gleichgesinnten sein Herz erschließen oder einem schönen Mädchen das Busentuch

lüften kann. Es hat lange gedauert, bis ich den Meistervers: „Willst Du ewig ferne schweifen usw." begreifen konnte. — Ja, ich versprech es, das kleinliche Gefühl, kleinlich zu erscheinen, soll mich nie mehr befangen, wenn ich Ihnen Konfessionen machen möchte. Eben eine solche Hauptkonfession liegt im „Ratcliff", und ich habe die Marotte, zu glauben, daß Sie zu der kleinen Zahl Menschen gehören, die ihn verstehn. Darum tun Sie mir auch den einzigen Gefallen, und lesen ihn zu einer guten Stunde, und ohne die Lektüre zu unterbrechen. Ich bin von dem Werte dieses Gedichtes überzeugt (hark!) (hark!), denn es (das Gedicht) ist wahr, oder ich selbst bin eine Lüge; alles andere, was ich geschrieben und noch schreibe, mag untergehn und wird untergehn. Ich würde über diesen Punkt mehr sagen, und ich bin auch konfuse genug dazu, aber zum Glück habe ich keine Zeit, der Buchbinder bringt eben neue Exemplare meiner „Tragödien", und ich muß deren nach Hause schicken und muß Briefe schreiben, und die Post geht schon um 6 Uhr ab, und es ist mir zumute wie einer Frau, die eben in Wochen gekommen. Ob mir der kleine neugeborene Balg Freude machen wird? Schwerlich wird diese so groß sein wie das Herzeleid, das ich schon voraussehe. Die hiesigen Kröten- und Ungeziefer-Koterien haben mir jetzt schon ihre schmutzigen Zeichen der Aufmerksamkeit geschenkt, man hat sich schon mein Buch zu verschaffen gewußt, ehe es ganz aus der Presse war, und, wie ich höre, will man dem „Almansor" eine Tendenz unterschieben und diese auf eine Weise ins Gerücht bringen, die mein ganzes Wesen empört und mit souveränem Ekel erfüllt.

Dieses mag, mir selbst unbewußt, manches dazu

beigetragen haben, daß ich in vierzehn Tagen von hier abreise. Ich bitte Sie daher, wenn Sie mir schreiben, folgende Adresse zu machen: „An H. Heine, abzugeben bei M. Moser, Neue Friedrichsstraße Nr. 47". Dieser schickt mir die Briefe nach. Von hier reise ich nach Lüneburg, wo ich im Schoße meiner Familie einige Monate zubringe; von da reise ich durch Westfalen und — wie Sie wohl denken können, über Münster — nach dem Rhein, und diesen Herbst bin ich in Paris. Dort will ich noch einige Zeit studieren und mich in die diplomatische Karriere lancieren. Ich habe letztere schon längst ins Auge gefaßt, und ich stimme daher ganz damit überein, was Sie mir darüber schreiben. Dieser Punkt bietet so vielen Stoff zu Betrachtungen, daß ich mich nicht so ganz in der Kürze darüber aussprechen könnte. Ihnen würde es nicht so sehr schwer werden, wenn Sie sich ins diplomatische Fach werfen wollen, und das beste und effektivste Mittel, das ich Ihnen dazu raten und vorschlagen könnte, wäre, daß Sie bei einer guten Gelegenheit eine Broschüre schrieben, welche die Aufmerksamkeit der Diplomaten reizen muß. Entre nous, das ist auch das Hauptmittel, was mir zu Gebote steht. Wenn wir uns mündlich über diesen Punkt näher besprechen, und sobald ich mal in Paris, im Foyer der Diplomatie, sein werde, mag sich manches finden, was ein solches Vorhaben am besten fördert, und es wird mir eine süße Freude gewähren, wenn ich dazu behilflich sein kann, daß der Mann, von dessen Kraft ich so große Erwartungen hege, einen größeren Wirkungskreis gewinnt. Ihr Büchlein übers Duell hat mir gezeigt, was man von Ihnen in dem großen Kampfe gegen legitimen Unsinn

zu erwarten hat. Mir fehlt die Courage zu solchen Handlungen, und ich beschwichtige und entschuldige meine Feigheit gegen mich selbst mit den feinen Betrachtungen, daß bei mir so vieles mißdeutet werden kann usw.

Ich habe diesen Winter den Junker Dunst de la Motte Fouqué gesprochen und aus Malice (besser gesagt: Neckerei, denn ich liebe das Gemüt dieses Mannes) ihn über den Wert Ihrer Tragödien befragt. Er hat Ihnen freilich kein Talent absprechen können, aber ich mußte eine lange, breite Geschichte anhören, die darauf hinauslief, daß ein unbekannter Herr v. List einst sich bei ihm melden ließ, ihm Ihre Duellschrift vorgezeigt und ihn gefragt, wie er, der ritterliche Baron, mit Ihnen, wie er höre, in Verbindung stehen könne? Diese habe er also brechen müssen, wie sich von selbst versteht. Ich erzähle Ihnen die Geschichte, weil Sie sie vielleicht selbst nicht wissen, vielleicht auch nicht wissen, daß Sie hier wegen dieser alten Universitätsgeschichte noch klatschende Feinde haben. Unser Freund V., dem ich die Geschichte erzählte, rief ärgerlich aus: „Der ritterliche Baron ist ein Narr!" — Doch ich schweife zu sehr ab, ich traue Ihnen viel Talent zu in politischer Schriftstellerei, und ich denke: das Messer, das einen Pustkuchen so hübsch tranchiert hat, kann auch einen diplomatischen Hasen zerlegen. Jener Brief über die „Wanderjahre", worin ein so freudiges Talent der Darstellung, des kritischen Zersetzens und der scharfsinnigsten Kombinationen gezeigt, hat hier vielen Beifall gefunden. Die von Frankfurt datierte Korrespondenz darüber im „Morgenblatte" ist hier geschrieben, und zwar von dem Bruder der Frau v. Varnhagen. Es ist merkwürdig, daß aus Westfalen,

wo die falschen „Wanderjahre" geschrieben sind, auch eine Schrift wie die Ihrige hervorgegangen. Ich äußerte jüngst darüber in Gesellschaft das amerikanische Sprichwort: „In den Ländern, wo viele Schlangen sind, wachsen auch viele Kräuter, die ihren Biß heilen". — Mein von Schmerzen zerdrückter Kopf verbietet mir leider, so wie Sie, wackerer Immermann, den Feldzug gegen die Lemgoer Glaubensarmee mitzumachen; aber früh oder spät werden Sie doch meine Stimme hören, und in Paris, wo jetzt Liebe für deutsche Literatur, besonders für Goethe auftaucht, gedenke ich das meinige zu tun. Ich sehe mit der größten Spannung dem Erscheinen Ihres „Perianders" entgegen, ich hege die größten Erwartungen davon und zweifle nicht, daß das einzige Mißfällige, was ich an Ihren Tragödien auszusetzen hatte, darin vermieden sein wird. Dieses besteht darin, daß die Reden der Personen darin oft zu lang sind, und daß sich die Poesie darin oft breit macht. Noch ist kein junger Dichter dieser Klippe entgangen bei seinen Erstlingen. Meinen „Almansor" trifft derselbe Vorwurf, nur daß solcher leider nicht der einzige ist; im „Ratcliff" ist er ganz vermieden, vielleicht etwas zu sehr. Die vermaledeite Bildersprache, in welcher ich den Almansor und seine orientalischen Konsorten sprechen lassen mußte, zog mich ins Breite. Außerdem fürchte ich, werden die Frommen im Lande an diesem Stücke viel auszusetzen haben. Herr v. Varnhagen sagt mir gestern, daß ich Sie auffordern soll, etwas für mich zu tun, nämlich eine Beurteilung meiner „Tragödien" zu schreiben. Ich will nicht mehr kleinlich sein und will Ihnen gestehen, daß ich auch ohne diese Anregung Sie

ersucht hätte, meine „Tragödien“ im „Westfälischen Anzeiger“ zu rezensieren. In keinem Falle darf es Ihnen, vielleicht bei zu großer Beschäftigung, eine unbequeme Last sein, sonst bitte ich Sie: tun Sie es nicht; auch müßte ich Sie recht herzlich bitten, recht ernstlich streng zu sein, beileibe nicht an den Verfasser zu denken, wenn Sie das Werk rezensieren. Wenn Sie ein Exemplar Ihrer Beurteilung an Varnhagen schicken wollen, wäre es mir sehr lieb. — Für die Übersendung Ihrer Bilder danke ich Ihnen recht sehr, es war mir ein liebes Geschenk. Wegen der Zeitschrift werden Sie gewiß bereits an Brockhaus geschrieben haben; es wäre nötig, zu bemerken, daß dieselbe alle vierzehn Tage oder vier Wochen erschiene, sonst müßte sie ja konkurrieren mit dem „Hermes“. Ihre Elegien haben mir sehr gefallen. An der Behandlung des Versmaßes habe ich sehr viel auszusetzen, recht sehr viel. Ich gestehe es Ihnen frei, aber ich gestehe auch, daß ich in meinem ganzen Leben nicht sechs Zeilen in dieser antiken Versart zustande bringen konnte, teils weil das Nachahmen des Antiken meinem inneren Wesen widerstrebt, teils weil ich zu strenge Forderungen an den deutschen Hexameter und Pentameter mache, und teils weil ich zur Verfertigung derselben zu unbeholfen bin. — Ich habe längst eine Frage auf dem Herzen: welche von Ihren drei Tragödien haben Sie zuerst geschrieben? Ich habe bisher immer „Das Thal von Ronceval“ dafür gehalten. Die Stelle, wo Zoraide den Roland zur Flucht bewegt, rührt mich immer bis zu Tränen. Es kommt mir vor, als hätte ich selbst diese Stelle mal schreiben wollen, und konnte es nicht vor übergroßem Schmerze. Im „Almansor“ habe ich

es irgend wieder versucht, aber vergebens. Sie werden die Stelle schon finden. Wunderbar, wie manche Ähnlichkeit diese Stücke haben; sogar im Stoff und Lokal.

Den 15. April 1823.

Meine Konfusion am letzten Posttage hat richtig verursacht, daß ich beiliegenden Brief an Sie vergaß in das Packet zu legen. Sollte ich noch ein größeres Versehen begangen haben, indem ich vielleicht einen fremden Brief in Ihr Packet eingeschlossen, so bitte ich Sie, mir denselben zurückzuschicken. Ich werde wohl noch bis zum 8. Mai hierbleiben. Sollte es Ihnen nicht möglich sein, mir noch ein Exemplar Ihres Porträts zu schenken? Was werden Sie von mir halten, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich das von Ihrer Güte erhaltene Exemplar verschenkt habe. Aber ich habe die Kunst ja nie verstanden, den Weibern etwas abzuschlagen. Leben Sie glücklich und bleiben Sie mir gewogen.

NB. Ich bitte Sie, beiliegende Packete dort auf die Post zu legen. Lieber wäre es mir, wenn Sie für das Packet an Blomberg eine Gelegenheit fänden, die ebenso schnell und sicher ist wie die Post.

27. An Rahel Varnhagen von Ense.

Berlin, den 12. April 1823.

Ich reise nun bald ab und ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz und gar in die Polterkammer der Vergessenheit. Ich könnte wahrhaftig keine Repressalien

anwenden, und wenn ich mir auch hundertmal des Tages vorsagte: „Du willst Frau von Varnhagen vergessen!" es ginge doch nicht. Vergessen Sie mich nicht! Sie dürfen sich nicht mit einem schlechten Gedächtnisse entschuldigen, Ihr Geist hat einen Kontrakt geschlossen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die schönste und herrlichste aller Blumen im schönsten und herrlichsten aller Himmelstäler wiederzusehen, so haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde ich noch was Schlimmeres sein?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche, wie einen alten Bekannten, zu begrüßen. Sie tun es gewiß; haben Sie ja schon Anno 1822 und 1823 Ähnliches getan, als Sie mich kranken, bittern, mürrischen, poetischen und unausstehlichen Menschen mit einer Artigkeit und Güte behandelt, die ich gewiß in diesem Leben nicht verdient, und nur wohlwollenden Erinnerungen einer früheren Konnaissanz verdanken muß. Ich bin, gnädige Frau, mit Achtung und Ergebenheit

H. Heine.

28. An Moritz Embden.

Berlin, den 3. Mai 1823.

Ihren Brief vom 28. April habe ich richtig erhalten, und beeile mich, Ihren Wunsch, meine Tragödien zu sehen, in Erfüllung zu bringen, indem ich Ihnen beikommendes Exemplar als ein Zeichen meiner Achtung verehre. Möge das Büchlein bei Ihnen eine gute Auf-

nahme finden, und die ethische Grundlage desselben nicht von Ihnen verkannt werden. Sie lesen in diesem Buche, wie Menschen untergehn und Geschlechter, und wie dennoch dieser Untergang von einer höheren Notwendigkeit bedingt und von der Vorsehung zu großen Zwecken beabsichtigt wird. Der echte Dichter gibt nicht die Geschichte seiner eigenen Zeit, sondern aller Zeiten, und darum ist eine echtes Gedicht auch immer der Spiegel jeder Gegenwart.

Dieser Tage reise ich nach Lüneburg, bin aber in diesem Augenblick sehr malade, und schreibe diese Zeilen unter den furchtbarsten Schmerzen.

Ich grüße Sie herzlich.

29. An Maximilian Schottky.

Berlin, den 4. Mai 1823.

Mein trauriger Gesundheitszustand und die damit in Verbindung stehende Gemütsverstimmung haben mich davon abgehalten, Ihren lieben Brief vom Februar früher zu beantworten, und auch jetzt würde ich noch nicht schreiben, wenn nicht eine äußere Veranlassung mich antriebe, endlich ans Werk zu gehen. Außerdem wollte ich gern Ihre Zurückkunft von Wien abwarten, und diese wird jetzt gewiß schon stattgefunden haben.

Grüßen Sie mir Ihre Erwählte, deren schönes Bild, wie ich es in Ihrem Zimmer sah, mir in diesem Augenblick wieder ganz lebendig vorschwebt. Musik in den Zügen und in der Seele, und, wie Sie

mir sagten, auch Musik in der Stimme und in den Fingerspitzen — was kann ein Erdensohn mehr verlangen von einem Weibe? Ist ein solches nicht ein wandelndes Paradies? Ich wünsche Ihnen Glück zum Besitze desselben. Ich Ritter von der traurigen Gestalt werde nie eines solchen teilhaftig werden können, und, wie die Weiber im Koran, muß ich mich mit dem bloßen Anblick des Paradieses begnügen. Es muß Ihnen jetzt nicht mehr so drückend sein, daß Sie von Deutschland abgeschnitten sind; dieses letztere wird zwar in Deutschland, besonders am Rhein und in Westfalen, wo Sie jetzt viele Freunde haben, vielfach bedauert; doch meistens aus patriotischem Eigennutze, wie kürzlich im „Westfälischen Anzeiger", wo heftig geklagt ward, daß der Mann, der am rüstigsten für deutsche Geschichte arbeiten könnte, jetzt in Sarmatien junge Bären dressieren muß. Was ich über diesen Punkt im „Gesellschafter" aussprach, war nichts mehr, als deutsche Schuldigkeit; ich habe in zweckmäßigen Privatmitteilungen besseres darüber gesagt, und Sie werden in der Folge sehen, wie alles, was Sie betrifft oder betreffen kann, mir am Herzen liegt.

Ich habe mit lachender Gleichgültigkeit den dummen Brief gelesen, der im „Gesellschafter" gegen mein Memoire über Polen abgedruckt war; daß in den Posener Zeitungsblättern noch fischweibrigere Schimpfreden gegen mich geführt worden, hörte ich bald darauf, und habe mir diese Tage jene Blätter zu verschaffen gewußt. Daß ich hierbei ebenfalls nur die Achsel zuckte, können Sie sich wohl vorstellen; doch mit Unwillen und Ekel erfüllte mich die gemeine, unter gesitteten Menschen unerhörte

Weise, wie der Schmierer jener Blätter bei dieser Gelegenheit auch Sie, guter Schottky, mit Kot bespritzte. Ich stelle es Ihnen ganz frei, meinen Namen zu nennen; ich würde es selbst getan haben, wenn ich es nicht unter meiner Würde gehalten hätte, von dem Schimpfen eines obskuren Skriblers nur im mindesten Notiz zu nehmen.

Eine nähere Veranlassung zu meinem heutigen Briefe ist beifolgendes Buch, das ich Ihnen als ein Zeichen meiner Freundschaft übersende. Außerdem liegt dieser Übersendung eine eigennützige Absicht zum Grunde, indem ich wünsche, daß Sie für den Sukzeß des Buches etwas tun mögen. Ich bin zu sehr ohne Bretterkonnexionen, und bin zu sehr unwillig gegen unsere Theaterintendanzen, die nur das Schlechte auf die Bühne bringen, als daß ich es nicht für ratsamer halten konnte, den „W. Ratcliff", den ich für die Bühne geschrieben, drucken zu lassen, als denselben einer Direktion anzubieten; indem ich erwarte, daß ein mannigfach öffentlich Besprochenwerden dieses Stückes eine oder die andre Direktion anreizen mag, dasselbe auf die Bühne zu bringen. Was Sie, lieber Schottky, in dieser Hinsicht in Wien durch Ihre dortigen Freunde für mein Buch tun können, überlasse ich ganz Ihrem Gutdünken. Wenn Sie etwa eine ausführliche Beurteilung desselben, versteht sich eine schonungslose, in den „Wiener Jahrbüchern" schreiben wollten, wär es mir sehr lieb; nur darf es Sie nicht im mindesten genieren und darf Ihnen überhaupt solche Aufforderung nicht ungelegen sein; ich bitte Sie, es mir freimütig zu sagen, ich will dann einen andern Freund dazu auffordern. Tun Sie sich also keinen Zwang an, Sie sehen, wie sehr ich aufrichtig gegen

Sie bin, indem ich Ihnen offen zeige, wie sehr ich mich für das Schicksal meines Buches interessiere, wegen der Wichtigkeit, mit welcher es auf meine äußere Lage influenziert, und noch insbesondere wegen der vielen Anfeindungen, die ich seit sechs Monaten hier erfahre und in noch weit lieblicherem Grade zu erwarten habe.

Ich hoffe, daß Ihnen die Tragödien gefallen, und daß Sie mit meiner jetzigen Behandlungsweise des Volksliedes, wie ich sie im „lyrischen Intermezzo" zeige, zufrieden sein werden. Bei den kleinen Liedern haben mir Ihre kurzen österreichischen Tanzreime mit dem epigrammatischen Schlusse oft vorgeschwebt. Den Wunsch, Ihre Zeitschrift (die ich noch gar nicht zu Gesicht bekommen) mit Beiträgen zu versehen, habe ich wegen meiner Krankheit nicht erfüllen können; noch weniger konnte ich eine Korrespondenz liefern. Wie ich gegenwärtig über das geistige Berlin denke, darf ich jetzt nicht drucken lassen; doch werden Sie es einst lesen, wenn ich nicht in Deutschland mehr bin, und ohne literarische Gefahr über neu-alt- und alt-neu-deutsche Literatur in einem eigenen Werkchen mich aussprechen werde.

Ich reise nämlich in einigen Tagen von hier ab, durchwandre einige Zeit Westfalen und Rheinland, und diesen Herbst hoffe ich in Paris zu sein. Ich gedenke viele Jahre dort zu bleiben, dort auf der Bibliothek emsig zu studieren, und nebenbei für Verbreitung der deutschen Literatur, die jetzt in Frankreich Wurzel faßt, tätig zu sein. In betreff dieses letzteren hätte ich Ihnen viel zu schreiben, aber mein Brief wird zu lang. Schreiben Sie mir bald Antwort, lieber Professor, und machen darauf folgende Adresse: „An H. Heine aus Düsseldorf,

abzugeben bei Herrn M. Moser, Neue Friedrichsstraße Nr. 47". — Die Briefe werden mir richtig nachgeschickt. Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen

Ihrem ergebenen

H. Heine.

30. An Ludwig Uhland.

Berlin, den 4. Mai 1823.

Die Liebe, mit welcher ich Ihre Schriften gelesen, und, wie Sie vielleicht erkennen werden, in mich aufgenommen, die Ähnlichkeit der Gesinnung sowohl im Leben als in der Kunst, sowie auch die Anregung gemeinschaftlicher Freunde, bestimmen mich dazu Ihnen in der Übersendung des beikommenden Buches ein äußeres Zeichen meiner Verehrung zukommen zu lassen.

31. An Moses Moser.

Lüneburg, Mai 1823.

Dienstag abend bin ich in Lübtheen angelangt, nachdem ich Montag Nacht und den ganzen darauf folgenden Tag immerwährend gefahren und gerüttelt wurde, und mich über das lästige Geschwätze der Reisegesellschaft ärgerte, und meinen Phantasien Audienz gab, und viel fühlte und an Dich dachte. Letzteres beschäftigte mich am meisten, fast so sehr, daß ich sentimental wurde, und mich darüber ärgerte und Dir gewiß recht viel Sottisen gesagt haben würde, wenn ich Deiner habhaft

gewesen wäre. Wenn Dir Dienstag und Montag abend viele barocke Gefühle durch das Gemüt gezogen sind, so erkläre Dir das nur durch den sympathetischen Rapport. Wenn ich nächstens von guten Gedanken überschlichen werde oder gar Hegelsche Ideen plötzlich in den Kopf bekomme, so will ich mir das auf ähnliche Weise erklären. — Ich habe in Lübtheen einen Wagen genommen und bin Mittwoch um 5 Uhr nachmittags bei meiner Familie angelangt. Du siehst, ich habe Mittwoch nacht in Lübtheen geschlafen, wo mich die allerfatalsten Träume plagten. Ich sah eine Menge Menschen, die mich auslachten, sogar kleine Kinder lachten über mich, und ich lief schäumend vor Ärger zu Dir, mein guter Moser, und Du öffnetest mir Deine Freundesarme, und sprachest mir Trost ein, und sagtest mir, ich solle mir nichts zu Gemüte führen, denn ich sei ja nur eine Idee, und um mir zu beweisen, daß ich nur eine Idee sei, griffest Du hastig nach Hegels Logik und zeigtest mir eine konfuse Stelle darin, und Gans klopfte ans Fenster, — ich aber sprang wütend im Zimmer herum und schrie: „Ich bin keine Idee, und weiß nichts von einer Idee, und hab mein Lebtag keine Idee gehabt." — Es war ein schauderhafter Traum, ich erinnere mich, Gans schrie noch lauter, und auf seiner Schulter saß der kleine Marcus und schrie mit unheimlich heiserer Stimme die Zitate hinzu und lächelte auf eine so gräßlich freundliche Weise, daß ich vor Angst aufwachte.

Ich übergehe den anderen fatalen Traum: wie der Tr . . . . doktor Oppert in seiner Equipage bei mir vorfuhr, mit seinen Orden und in weißseidenen Strümpfen in meine Stube trat und mir im Vertrauen erzählte, er

sei ein gebildeter Mann; ich übergehe diesen abgeschmackten Gegenstand und melde Dir bloß, daß ich meine Eltern in vollem Wohlsein antraf.

Den 22. Juni heiratet meine Schwester, die Hochzeit ist wahrscheinlich in der Nähe von Hamburg. Ich werde wohl mehrere Monate hier bleiben und mich langweilen. Bei meinem Eintritt in Lüneburg merkte ich, daß hier großes Rischeß herrscht, und ich nahm mir vor, ganz isoliert zu leben. Leider bin ich ohne Bücher. Die Bibliothek meines Bruders besteht nur aus lateinischen und griechischen Klassikern, und diese sind es, die ich aus Langeweile lesen werde. Ich wünschte sehr, daß Du mir einige Teile des Gibbon, die zwei Bände des Basnage, worin bloß Geschichte ist, und eine kurzgefaßte italienische Grammatik nebst einem italienischen Lesebuche überschicktest. Wird es viel kosten, wenn Du das alles mit der Post schickst? Ich bin in solcher Bücherverlegenheit, daß ich Dich während meines hiesigen Aufenthaltes viel belästigen werde. Du mußt auch Geld für mich auslegen, indem Du nämlich für mich ein kleines italienisches Handwörterbuch und die wohlfeile Stereotypausgabe des Esprit des lois Montesquieus kaufen und herschicken mußt. Ich kann nämlich hier nichts haben, wie ich es will, und nach Hamburg kann ich mich deshalb nicht wenden. Kannst Du mir etwas leichte italienische Prosa schicken, so wär es mir sehr lieb. Wenn mich meine Kopfschmerzen etwas verlassen werden, so will ich hier viel schreiben. Freilich wär es mir wohltätiger, wenn ich zu Fuß herumreiste. — In Hinsicht der Aufnahme meiner „Tragödien" habe ich hier meine Furcht bestätigt gefunden. — Der Sukzeß muß den

üblen Eindruck verwischen. Was die Aufnahme derselben bei meiner Familie betrifft, so hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutiert, meine Schwester toleriert sie bloß, meine Brüder verstehen sie nicht, und mein Vater hat sie gar nicht gelesen. — Zeitschriften bekomme ich gar nicht zu lesen, und vom anderweitigen Schicksale meines Buches erfahre ich also gar nichts. Ich muß also alles von Dir erfahren; auch Lehmann habe ich ersucht, mir alles zu schreiben, was öffentlich über mich ausgesprochen wird. Ich bitte Dich, lieber Moser, ganz besonders, es mir gleich zu schreiben, wenn Du etwas lesen solltest, was meine Persönlichkeit berührt. — Du wirst wohl nicht vergessen haben, den Briefträgern anzuzeigen, daß sie alle Briefe, die an mich adressiert sind, bei Dir abgeben. Meine Adresse ist: An Harry Heine, Cand. jur., bei S. Heine in Lüneburg. Mache Deine Briefe nur immer fest zu. Ich hoffe, daß ich den Koffer bald erhalten werde. Wenn Du mir die Bücher schickst, so . . .

Während ich dieses schreibe, erhalte ich den kleinen Koffer nebst Deinem lieben Billett vom 20. Mai! Wahrhaftig, Du bist der Mann in Israel, der am schönsten fühlt! Ich kann nur das Schöngefühlte anderer Menschen leidlich ausdrücken. Deine Gefühle sind schwere Goldbarren, die meinigen sind leichtes Papiergeld. Letzteres empfängt bloß seinen Wert vom Zutrauen der Menschen; doch Papier bleibt Papier, wenn auch der Bankier Agio dafür gibt, und Gold bleibt Gold, wenn es auch als scheinloser Klumpen in der Ecke liegt.

Hast Du an obigem Bilde nicht gemerkt, daß ich ein jüdischer Dichter bin? Doch wozu soll ich mich ge-

nieren, wir sind ja unter uns, und ich spreche gern in unsern Nationalbildern. Wenn einst Ganstown erbaut sein wird, und ein glücklicheres Geschlecht am Mississippi Lulef benscht und Mazzes kaut, und eine neu-jüdische Literatur emporblüht, dann werden unsere jetzigen merkantilischen Börsenausdrücke zur poetischen Sprache gehören, und ein poetischer Urenkel des kleinen Marcus wird in Talles und Tefillim vor der ganzen Ganstowner Kille singen: Sie saßen an den Wassern der Spree und zählten Tresorscheine, da kamen ihre Feinde und sprachen: Gebt uns Londoner Wechsel — hoch ist der Kurs. —

Genug der Selbstpersiflage. Lebe wohl und behalte mich lieb. Hast Du nicht Gelegenheit, die Bücher, die ich von Dir verlange, mit einer Gelegenheit nach Hamburg zu schicken? Wenn man sie dort mit der Post her nach Lüneburg schickt, kostet es mir nicht viel; sie direkt mit der Post herzuschicken, ist viel zu teuer. Ich spekuliere, wie ich Dir Deinen Marquis Posa-Mantel am besten zuschicke; doch sollst Du ihn nicht lange mehr entbehren. Grüße mir Gans, Zunz und seine Frau, sowie auch Lehmann, Rubo, Marcus, Schöneberg, besonders aber mache vielmals meine Empfehlung an Hillmar und seine Familie. — Herrn M. Friedländer und seinem Vater zeige meine glückliche Ankunft an.

32. An den Baron Friedrich de la Motte Fouqué.

Lüneburg, den 10. Juni 1823.

Ich kann nicht aussprechen, was ich beim Empfang Ihres lieben Briefes empfunden habe. Derselbe traf

mich hier im Schoße meiner Familie, die ich besuchen kam, um der Hochzeitsfeier einer Schwester beizuwohnen, mich von meinem Kranksein zu restaurieren, und meinen Eltern vor meiner Abreise nach Paris Lebewohl zu sagen. Diese wird nun wohl vorderhand unterbleiben, da mich jetzt meine Krankheit mehr als je niederbeugt. In diesem Zustande, Herr Baron, mußte mich Ihr Brief desto tiefer bewegen und ergreifen. Kaum las ich Ihren teuren Namen, so war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all jene leuchtende Lieblingsgeschichten, die ich in meinen bessern Tagen von Ihnen gelesen, und sie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmut, und dazwischen hörte ich wieder die schönen Lieder von gebrochenen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnsuchtsglut, Todesseligkeit — vor allem glaubte ich die freundliche Stimme von Frau Minnetrost zu vernehmen. Es mußte den armen Kunstjünger sehr erfreuen, bei dem bewährten und gefeierten Meister Anerkennung gefunden zu haben, entzücken mußte es ihn, da dieser Meister eben jener Dichter ist, dessen Genius einst so viel in ihm geweckt, so gewaltig seine Seele bewegt und mit so großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt! Ich kann Ihnen nicht genug danken für das schöne Lied, womit Sie meine dunkeln Schmerzen verherrlicht und die bösen Flammen derselben beschworen. Ich möchte gern dieses Gedicht einigen Freunden mitteilen, aber ich habe zu sehr Angst, daß dieselben so indiskret sein möchten, es in viele Hände zu bringen; denn wirklich, dieses Gedicht gehört zu den schönsten, die ich von Ihnen gelesen, und ich zweifle nicht, daß es auch andern Leuten Tränen entlocken kann.

Ich lebe hier sehr isoliert, da meine Eltern noch

nicht lange in Lüneburg wohnen, sich sehr zurückziehen, und ich hier keinen Menschen kenne. Ich will aber zu meiner Erheiterung in vierzehn Tagen eine Reise nach Hamburg machen, und acht oder, wenn ich mich amüsiere, vierzehn Tage dort bleiben. Haben Sie in Hamburg gute Freunde, deren Bekanntschaft Sie mir durch einige Zeilen verschaffen wollten, so würden Sie mich dadurch erstaunlich verbinden.

Den Osterpsalm habe ich gelesen; er ist mehr als ein Gedicht, und folglich besser. — Mein „Almansor" wird Sie nicht ganz angesprochen haben. Ich hatte dieses Gedicht früher verworfen, erst durch starkes Zureden der Freunde bequemte ich mich dazu, es drucken zu lassen, und jetzt, wo es manchen Beifall findet, viel mehr als der „Ratcliff", habe ich doch noch nicht angefangen, günstiger darüber zu urteilen. Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber dieses helle, milde Gedicht ist mir im höchsten Grade unheimlich, statt daß ich mit Behagen an den düstern, steinernen „Ratcliff" denke. — Ich erinnere mich: die Romanze von Donna Clara und Don Gasairos im „Zauberring", an die ich in den bedeutendsten Lebenssituationen lebhaft gedacht, und die ich in manchen Augenblicken selber geschrieben zu haben vermeine, diese liebliche Romanze hat mir oft vorgeschwebt, als ich den „Almansor" schrieb. — Was Ihr liebes Gedicht an mich in betreff der Schlangen ausspricht, ist leider nur zu sehr die Wahrheit.

Wie könnte ich dieses Lied mißverstehen! Der schöne Maitag, an welchem ich es erhielt, wird mir noch lange leuchtend vorschweben. Bleiben Sie mir gewogen, großer, edler Fouqué, entziehen Sie mir nie Ihre freund-

liche Neigung, wenn auch fremdes Dazwischengerede oder gar mein eigenes Irren diese zerstören wollte, und sein Sie versichert, daß nichts, weder Meinung noch Stellung, mich je abhalten wird, Sie unaussprechlich zu lieben.

33. An Karl Immermann.

Lüneburg, den 10. Juni 1823.

Ihr Brief vom 13. Mai, lieber Immermann, hat mich mit Vergnügen erfüllt; ich habe darin die Sprache des herzlichsten Wohlwollens erkannt und Gemütsstärkung gefunden. Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen so schnell wieder mit einem Briefe über den Hals komme, Sie brauchen so bald keine Antwort zu schreiben und es soll deshalb auch nicht viel Fragliches hineinkommen; — ich benutze bloß eine Schreibegelegenheit, indem ich Sie bitte, beikommenden Brief an seine Adresse zu befördern. Können Sie mir nächstens einmal bei Gelegenheit mitteilen, ob Sethe sich wohlbefindet und ihm nichts Schlimmes begegnet, so würden Sie mir dadurch einen Gefallen erzeigen. Der Umstand, daß Sie jenen Namen nie erwähnen, erzeugt in mir die Vermutung, daß Sie in keinem sonderlich nahen Verhältnisse mit Sethe stehen mögen, vielleicht etwa wegen Verschiedenheit der Ansichten über das Universitätsleben, ein Erzsteckenpferd Sethes. Glauben Sie nur nicht, daß dieses bei mir etwas mehr als eine müßige Vermutung sei; ich habe bis auf diese Stunde keinen Brief von Sethe aus Münster er-

halten, nicht das Mindeste von ihm gehört, und das ist es eben, was mich beunruhigt. Dieses mag Sie, lieber Immermann, etwas befremden, da ich Ihnen Sethe als einen meiner besten Freunde angekündigt; aber es ist dennoch so, wir sind zwölf Jahre lang Herzensfreunde gewesen, saßen schon in der Schule immer beisammen, und blieben auch in der Folge immer beisammen, und jetzt läßt er mich sechs Monat ohne Antwort. — Ich lebe jetzt seit einigen Wochen hier in Lüneburg, im Schoße meiner Familie, wo ich so lange bleiben will, bis mein kranker Kopf wieder gesund wird. Dieses scheint sehr langsam von statten gehen zu wollen, und die Götter mögen sich meines armen Reiseplanes erbarmen. Ich sehe voraus, lieber Immermann, daß es sich noch sehr lange herumziehen wird, bis ich nach der Knipperdollingstadt komme, und dem Dichter, mit dem ich hoffe alt zu werden, die Hand schüttele. Sie haben selbst einen ähnlichen Ausdruck gebraucht, und Sie können es kaum glauben, wie mich dieses aus großartigem Selbstgefühle natürlich hervorgegangene Wort bis in tiefster Seele bewegt hat. Die ewigen Götter wissen's, daß ich gleich in der ersten Stunde, wo ich in Ihren Tragödien las, Sie für das erkannte, was Sie sind; und ich bin ebenso sicher in dem Urteile, das ich über mich selbst fälle. Jene Sicherheit entspringt nicht aus träumerischer Selbsttäuschung, sie entspringt vielmehr aus dem klaren Bewußtsein, aus der genauen Kenntnis des Poetischen und seines natürlichen Gegensatzes, des Gemeinen. Alle Dinge sind uns ja nur durch ihren Gegensatz erkennbar, es gäbe für uns gar keine Poesie, wenn wir nicht überall auch das Gemeine und Triviale sehen könnten, wir selber

erkennen unser eigenes Wesen nur dadurch, daß uns das fremdartige Wesen eines andern Menschen bemerkbar wird und zur Vergleichung dient; — jene hirntolle, verschrobene, schwülstige Schlingel, die sich von vornherein für Shakespeare und Arioste halten, lassen uns ihre ihnen selbst oft nicht bemerkbare Unsicherheit zuweilen erkennen durch ihr ängstliches Haschen nach fremdem Urteil und durch ihr polterndes Feldgeschrei: daß sie durch und durch poetisch wären, daß sie gar nicht einmal aus der Poesie heraus könnten, und daß beim Verseschreiben der göttliche Wahnsinn immer ihre Stirn umspiele.

Es fällt mir ein, daß diese letzten Zeilen wirklich die eigenen Worte sind, die ich einst in Gesellschaft von einem Berliner Elegant aussprechen hörte, und ich glaube, ich erzähle dieses alles und habe auch obige Äußerungen freimütig hingestellt, um Ihnen, lieber Immermann, den Glauben einzuflößen, daß es mehr als eine gewöhnliche Phrase ist, wenn ich sage: ich kenne meine Fehler und ich gestehe sie gerne ein. Mit Vergnügen ersah ich aus Ihrem Briefe, daß Sie eine Beurteilung meiner „Tragödien" schreiben werden, und ich muß Ihnen wiederholen, daß Sie mich nichts weniger als verletzen werden, wenn Sie auch das Allerbitterste in derselben aussprechen. Ich will Ihnen gern eingestehn den Hauptfehler meiner Poesien, durch dessen Vorwurf Sie mich wahrscheinlich zu verletzen glauben: — es ist die große Einseitigkeit, die sich in meinen Dichtungen zeigt, indem sie alle nur Variationen desselben kleinen Themas sind. Niemandem kann dies leichter auffallen als Ihnen, dessen Poesie die ganze große Welt

mit ihren unzähligen Mannigfaltigkeiten zum Thema hat. Ich habe dies kürzlich gegen Herrn von Varnhagen geäußert. Sie haben das mit Shakespeare gemein, daß Sie die ganze Welt in sich aufgenommen, und wenn Ihre Poesien einen Fehler haben, so besteht er darin, daß Sie Ihren großen Reichtum nicht zu konzentrieren wissen; Shakespeare versteht das besser, und deshalb ist er Shakespeare; auch Sie werden diese Kunst des Konzentrierens immer mehr und mehr erlernen, und jede Ihrer Tragödien wird besser als die vorhergegangene sein. In dieser Hinsicht behagt mir auch der „Petrarcha“ besser, als der „Edwin“, obschon dieser reicher ist. (Hier liegen die Gründe, weshalb Sie so fruchtbar sind, warum Sie oft bei der Masse des Angeschauten nicht wissen, wohin damit, und zu zusammengedrängten Reflexionen Ihre Zuflucht nehmen müssen, wo Shakespeare Gestalten angewendet hätte; hier liegen die Gründe, warum die Winkelpoeten und Pfennigskritiker Sie oft für einen Nachahmer Shakespeares ausgeben möchten, andere für einen Nachahmer Goethes, mit welchem letzteren Sie wirklich mehr Ähnlichkeit zeigen, als mit Shakespeare, weil dieser nur in *einer* Form, in der dramatischen, jener in allen möglichen Formen, im Drama, im Roman, im Lied, im Epos, ja sogar im nackten Begriffe, seine große Weltanschauung künstlerisch darstellen konnte.)

Es ist wahr, nur weil Sie Ihren unermeßlichen Reichtum nicht streng zu konzentrieren wußten, kann nicht jeder denselben überschauen, und Ihre Tragödien wirken nicht phalanxartig, wie die mancher unserer heutigen Tragiker, die alle ihre vorrätige Runkelrübenpoesie

in fünf Akten mühsam zusammenquetschen. Bei mir war die Kunst des Konzentrierens leichter auszuüben, eben weil ich nur ein Stückchen Welt, nur ein einziges Thema, darzustellen hatte. Ich habe seitdem, besonders diesen Winter, im Zustand der Krankheit, mehr in mich aufgenommen, und in der Tragödie, die ich vielleicht in einigen Jahren liefere, mag es sich zeigen, ob ich, der ich bisher nur die Historie von Amor und Psyche in allerlei Gruppierungen gemalt habe, ebenso gut den trojanischen Krieg malen kann. — Das ist das traurige Geheimnis meiner poetischen Kraft; mein Unwohlsein mag meinen letzten Dichtungen auch etwas Krankhaftes mitgeteilt haben — ach Gott! es gibt so vieles in meinem neuen Buche, das vor der echten Kritik nicht Stich hält, und es würde mich gewiß nicht schmerzen, wenn man auch das aufdeckt, was ich selbst noch nicht erkenne. Nur etwas kann mich aufs schmerzlichste verletzen: wenn man den Geist meiner Dichtungen aus der Geschichte (Sie wissen, was dieses Wort bedeutet), aus der Geschichte des Verfassers erklären will. Es kränkte mich tief und bitter, als ich gestern im Briefe eines Bekannten ersah, wie er sich mein ganzes poetisches Wesen aus zusammengerafften Histörchen konstruieren wollte und unerquickliche Äußerungen fallen ließ über Lebenseindrücke, politische Stellung, Religion usw. Ähnliches, öffentlich ausgesprochen, würde mich ganz empört haben, und ich bin herzlich froh, daß nie dergleichen geschehen. Wie leicht auch die Geschichte eines Dichters Aufschluß geben könnte über sein Gedicht, wie leicht sich wirklich nachweisen ließe, daß oft politische Stellung, Religion, Privathaß, Vorurteil und Rück-

sichten auf sein Gedicht eingewirkt, so muß man dieses dennoch nie erwähnen, besonders nicht bei Lebzeiten des Dichters. Man entjungfert gleichsam das Gedicht, man zerreißt den geheimnisvollen Schleier desselben, wenn jener Einfluß der Geschichte, den man nachweist, wirklich vorhanden ist; man verunstaltet das Gedicht, wenn man ihn fälschlich hineingegrübelt hat. Und wie wenig ist oft das äußere Gerüst unserer Geschichte mit unserer wirklichen, innern Geschichte zusammenpassend! Bei mir wenigstens paßte es n i e.

Aus dem vielen Schwatzen in diesem Briefe ersehen Sie, lieber Immermann, daß ich hier in Lüneburg ganz isoliert lebe. Aber ich muß auch in meinem vorigen Briefe aus Zerstreutheit viel geschwatzt haben. Aus Ihrem Briefe ersehe ich, daß ich über den Baron Fouqué gekohlt. Dieser hat sich mir vor meiner Abreise von Berlin und jetzt in einem Briefe von einer schönen Seite gezeigt, und ich muß ihm das beste und edelste Herz zuerkennen.

Möglich ist es freilich, daß ich in der Folge anders urteile. Auf jeden Fall aber, gestehe ich, geschieht ihm kein Unrecht, wenn er seines Ultrawesens halber gehechelt wird.

Wenn ich ihn auch noch so sehr liebe als Mensch, so sehe ich es dennoch für ein verdienstliches Werk an, daß man mit der Geißel jene trübseligen Ideen bekämpft, die er durch sein schönes Talent ins Volk zu pflanzen sucht. Mir blutet das Herz, wenn ich Fouqué gekränkt finde, und dennoch bin ich froh, wenn andere Leute durch keine solche Weichheit abgehalten werden, das Dunsttum zu persiflieren. In tiefster Seele empören mich die Anmaßungen und Jämmerlichkeiten jener Clique,

zu deren Grundsätzen sich Fouqué bekennt, und S können es auch wohl mir zutrauen, daß auch ich darna lechze, sie bis aufs Blut zu geißeln, jene edlen Reck die unseresgleichen zu ihren Hundejungen, ja auch vi leicht zu noch etwas Wenigerem, zum Hunde selb machen möchten.

Ich bin gespannt auf Ihren „Periander“!

Was Sie in betreff der Zeitschrift schreiben, mir leid; ich weiß wirklich nicht, was da zu tun ist. V Rhein habe ich seit vier Monaten nichts gehört. H von Varnhagen ist mit der Kompilation eines Buch beschäftigt, das Goethe betrifft. Ich wünsche, d Varnhagen Ihre Beurteilung meiner „Tragödien“ les möge. Wenn sie ins „Konversationsblatt“ kömmt, wi dies der Fall sein, die „Deutschen Blätter“ kommen s wohl ihm als mir nicht zu Gesicht, und Sie würden mi ganz erfreuen, wenn Sie, im Fall in diesen Blätte jene Beurteilung abgedruckt würde, ein Exemplar d selben Herrn v. Varnhagen zukommen lassen wollte Ich glaube, auch Gubitz würde diese Beurteilung se gern im „Gesellschafter“ aufnehmen, da er sich geg mich geäußert, er wünsche, daß jemand meine „Tr gödien“ im „Gesellschafter“ weitläufiger beurteile, a Herr von Varnhagen, von welchem die kurze Anzei derselben in jenem Blatte abgefaßt war. — Ich wünsch daß dieser Sommer recht viel herrliche poetische Früch bei Ihnen hervorbringe, vor allem aber wünsche ich, d er Ihnen viele Freuden (diese stehen selten mit der Li ratur in Verbindung) bescheren möge.

Ich ehre Sie und liebe Sie von ganzer Seele.

34. An Varnhagen von Ense.

Lüneburg, den 17. Juni 1823.

Herr von Varnhagen! ich übersende Ihnen beikommend den versprochenen Aufsatz über Goethe, den ich nicht früher liefern konnte, weil ich noch immer so sehr krank bin und erst vorgestern, unter lauter Schmerzen, denselben schrieb. Sie werden es auch merken, da an die Stelle meines gewöhnlichen kurzsätzigen, zahmen Stils ein dumpfer, breiter Bilder- und Ideenwirrwarr getreten ist. Ich hoffe, daß der Aufsatz frühzeitig genug kommt, um Ihrem Buche einverleibt zu werden; verzeihen Sie mir, daß ich ihn so spät schicke, und betrachten Sie dieses nicht als ein Zeichen von Faulheit oder gar Gleichgültigkeit. Ich lebe in diesem Augenblick gänzlich isoliert, abgeschnitten von allem wirklichen Menschenverkehr, und dennoch wegen meines Krankseins ganz unbeschäftigt, und es ist daher ganz natürlich, daß ich den größten Teil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorschwebt, wie Sie beide mir so viel Gutes und Liebes erzeigt, und mich mürrischen, kranken Mann aufgeheitert, und gestärkt, und gehobelt, und durch Rat und Tat unterstützt, und mit Makkaroni und Geistesspeise erquickt. Ich habe so wenig wahre Güte im Leben gefunden, und bin so viel schon mystifiziert worden, und habe erst von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine ganz menschliche Behandlung erfahren. Ich muß mir Ihre lieben Bilder um so fester einprägen, da jetzt wieder so viel Unreines, Bösartiges und Verwirrtes auf mich eindringt, und mein Kopf noch krank ist und mein Herz noch nicht genesen..

Günstige Umstände haben, in der letzten Zeit, meine Eltern und auch meine Geschwister mit so viel Erfreulichem und Behaglichem umgeben, daß ich auch für mich einer heiteren Zukunft entgegensehen würde, wenn ich nicht wüßte, daß das Schicksal gegen deutsche Poeten seine bösen Nücken selten unausgeübt läßt. Ich kann Ihnen, lieber Varnhagen, über meine nächste Lebensweise doch noch nichts Bestimmtes sagen, da ich erst nächste Woche, am Hochzeitstage meiner Schwester, meinen Oheim, von dem manches abhängt, sprechen werde. Führt dieses zu keiner Bestimmtheit, so finde ich solche in Hamburg, wohin ich bald nach der Hochzeit zu reisen gedenke, obschon durch den Anblick dieser Stadt die schmerzlichsten Empfindungen in mir aufgeregt werden. Ich bin dort so frei Ihr Briefchen Ihrer Schwester zu übergeben. Ich werde dort auch den Dr. Ulrich finden, der mir nützlich sein kann; ich beabsichtige dort viele Bekanntschaften zu machen, wovon vielleicht eine oder die andere mir durch Vermittlung in der Folge von Wichtigkeit sein mag. Obschon dieses für mich bekanntschaftsscheuen Menschen durchaus nicht amüsant ist, so ratet mir doch die Klugheit, der Sicherheit in der Folge wegen dergleichen nicht zu übersehen. Haben Sie, Herr von Varnhagen, einen Freund in Hamburg, dessen Bekanntschaft mir in dieser Hinsicht nützlich sein möchte, so wär' es mir lieb, wenn Sie mir solche vermittelten. Ich werde überhaupt jetzt anfangen sehr besonnen und politisch zu werden. Das gefürchtete Mißverständnis in betreff meines Oheims finde ich bestätigt, nur meine Eltern scheinen es nicht zu merken. Indessen der Erfolg des Buches mildert und besänftigt. Die

Notiz in der Hamburger Zeitung war wohltätig; meinen Vater hat sie ganz besonders erfreut. — Ich habe Brief von Immermann erhalten, den ich Ihnen beikommend mitteile. Ich habe ihm geschrieben, er möchte zusehen, daß die Rezension, im Fall sie nicht im Konversationsblatt abgedruckt wird, Ihnen dennoch zukomme, da ich weiß, daß Sie nicht die Deutschen Blätter zu Gesicht bekommen. — Fouqué, dem ich in Berlin die „Tragödien" geschickt, hat mir einen herzlichen Brief und ein Gedicht geschrieben, welches letztere ich Ihnen mitteile, mit der Bitte, es außer Frau von Varnhagen beileibe keinem Dritten mitzuteilen. Des Mannes Herz ist gut, und nur im Kopfe sitzt die Narrheit.

Meine Adresse ist: H. Heine, candid. juris in Lüneburg. Grüßen Sie mir Frau von Varnhagen recht herzlich, ich werde bald besonders schreiben. Grüßen Sie auch Robert und Frau, und sagen Sie, daß ich ihn so sehr liebe wie seine Frau, das heißt, wie ich seine Frau liebe. Man kann sich doch im Deutschen gar nicht gut ausdrücken, und ich besonders kann mir in dieser Sprache nicht gut helfen, und muß, wie in diesem Briefe geschieht, meine mächtigsten Gefühle unterdrücken.

35. An Moses Moser.

Lüneburg, den 18. Juni 1823.

Du nimmst wohl keine Million und schreibst mir, ehe ich Deinen Brief förmlich beantwortet oder, besser gesagt, erwidert? Gewöhne Dir diese Philiströsität ab.

Ich warte gestern begierig auf die Post und auf einen Brief von Dir, und vergesse, daß ich erst selber hätte wieder schreiben müssen. Dies hätte ich auch schon früher getan, wenn mich nicht mein noch immer andauerndes Kopfleiden und eine daraus und aus noch andern Kontrarietäten entspringende Verdrießlichkeit davon abgehalten hätte. Ich würde Dir heute ebenfalls nicht schreiben, wenn ich es Dir nicht so früh als möglich einprägen wollte, daß Du mir sehr oft, wenn auch nur wenig, schreiben mußt, ohne erst abzuwarten, daß ich jede Deiner geehrten Zuschriften mit einer darauf passenden Antwort eigens beehre. Wenn ich Dir schreiben will, werde ich mich wenig darum bekümmern, ob schon ein Brief von Dir zur Beantwortung vorliegt, und ich werde Dir wohl mehrere Briefe hintereinander schreiben, ohne erst die Etikette zu fragen, ob es sich auch schickt, und ob es politisch sei, jemandem zu schreiben, ohne erst seine Antworten regelmäßig abzuwarten. Aus Obigem, besonders aus der Konfusion, womit es ausgedrückt ist, wirst Du ersehen haben, daß ich verdrießlich, mürrisch, enfin unausstehlich bin. Du kannst also den Brief weglegen, wenn Du jetzt grade bei guter Laune bist; Du kannst jetzt meiner Grämlichkeit besser ausweichen, als bei meiner Anwesenheit in Berlin, wo ich Dir in höchsteigener Person auf den Hals kam. Ich lebe hier ganz isoliert, mit keinem einzigen menschlichen Menschen komme ich zusammen, weil meine Eltern sich von allem Umgang zurückgezogen. Juden sind hier, wie überall, unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen, die christliche Mittelklasse unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Rischeß,

die höhere Klasse ebenso im höheren Grade. Unser kleiner Hund wird auf der Straße von den andern Hunden auf eigene Weise berochen und maltrâtiert, und die Christenhunde haben offenbar Rischeß gegen den Judenhund. Ich habe hier also bloß mit den Bäumen Bekanntschaft gemacht, und diese zeigen sich jetzt wieder in dem alten grünen Schmuck und mahnen mich an alte Tage, und rauschen mir alte vergessene Lieder ins Gedächtnis zurück, und stimmen mich zur Wehmut. So vieles Schmerzliche taucht jetzt in mir auf und überwältigt mich, und dies ist es vielleicht, was meine Kopfschmerzen vermehrt oder, besser gesagt, in die Länge zieht; denn sie sind nicht mehr so stark wie in Berlin, aber anhaltender. Studieren kann ich wenig, schreiben noch weniger. Sonntag schrieb ich einen Aufsatz über Goethe, etwa einen Druckbogen groß, den ich an Varnhagen gestern schickte, daß er ihn seinem Buche über Goethe einverleibe. Ich hatte ihn längst versprochen, und schrieb ihn jetzt en pleine carrière, daß er noch zur rechten Zeit eintreffe. Du wirst in diesem Aufsatz 1/4 Dutzend Deiner eigenen Ideen finden; ich war ehrlich genug, sie nackt hinzustellen, denn hätte ich sie mit meinen Purpurlappen umhängt, Du würdest sie wahrlich selber nicht wiedererkannt haben. Der Aufsatz soll Dir bald zu Gesicht kommen. Denke Dir, mein Festspiel ist ungeschrieben geblieben (ich schreibe es aber hinterher), hingegen meine Tragödie gestaltet sich in meinem Kopfe immer mehr und mehr. Sehr drängt es mich, in einem Aufsatz für die Zeitschrift den großen Judenschmerz (wie ihn Börne nennt) auszusprechen, und es soll auch geschehen, sobald mein Kopf es leidet. Es ist sehr unartig

von unserem Herrgott, daß er mich jetzt mit diesen Schmerzen plagt; ja, es ist sogar unpolitisch von dem alten Herrn, da er weiß, daß ich so viel für ihn tun möchte. Oder ist der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrscher Judäas ebenfalls aufgeklärt worden, und hat seine Nationalität abgelegt, und gibt seine Ansprüche und seine Anhänger auf, zum Besten einiger vagen, kosmopolitischen Ideen? Ich fürchte, der alte Herr hat den Kopf verloren, und mit Recht mag ihm le petit juif d'Amsterdam ins Ohr sagen: „Entre nous, Monsieur, vous n'existez pas." Und wir? wir existieren? Um des Himmels willen, sag nicht noch einmal, daß ich bloß eine Idee sei! Ich ärgere mich toll darüber. Meinethalben könnt Ihr alle zu Ideen werden: nur laßt mich ungeschoren. Weil Du und der alte Friedländer und Gans zu Ideen geworden seid, wollt Ihr mich jetzt auch verführen und zu einer Idee machen. Rubo lob ich, den habt Ihr nicht dazu bekommen können. Der Lehmann möchte gern Idee werden, und kann nicht. Was geht mich der kleine Marcus an mit seinem Demonstrieren, daß ich eine Idee sei — seine Magd weiß es besser. Die Dotorin Zunz hat mir mit tränenden (Judaism) Augen geklagt, daß man ihren Mann ebenfalls zur Idee machen wollte, und daß sie dadurch all seine Kraft und Saft verlöre, Jost hätte sich deshalb vom Vereine zurückgezogen, und Auerbach sei mal dadurch krank geworden. Ich verbitte mir auch alle übrigen Anzüglichkeiten, daß Du noch nicht weißt, welche Idee ich sei, — welches so viel heißt, als sei ich eine sonderbare Idee; und „sonderbar" ist Tusch.

Genug des aberwitzigen Gewäsches. Zu einigen

Tagen reise ich nach der Hochzeit meiner Schwester, die zwischen hier und Hamburg stattfindet. Bald darauf — sage und schreibe es aber keiner menschlichen Seele — reise ich auf 8 Tage nach Hamburg.

Ich habe hier ein Stück des Briefes abgeschnitten, weil eine zu heftige und für einen Brief nicht ziemliche Äußerung mir entschlüpft ist. Mit meinem Oheim stehe ich noch nicht auf dem Fuße, auf dem ich zu stehen wünschte, um mit Sicherheit feste Lebenspläne für die Folge entwerfen zu können. Erst nach meiner Zurückkunft von Hamburg kann ich Dir in dieser Hinsicht etwas Bestimmteres sagen. Wenn ich kann, suche ich noch einmal nach Berlin zu kommen und Dich und meine übrigen Freunde zu umarmen. Ich werde Cohen in Hamburg besuchen. Von Dir erwarte ich, daß Du mir schreibst (aber kurz), wie ich in Hinsicht des Vereines mich dort zu betragen habe, wen ich dort besuchen kann, und dergleichen. Kann ich dort einen bestimmten Auftrag des Vereines ausführen, der sich auf ein schon in Berlin Besprochenes gründet, so will ich ihn gern übernehmen. Ich freue mich, die Monas wiederzusehen. Du kannst doch an Gans sagen, daß ich auf acht Tage nach Hamburg reise, vielleicht fällt es ihm ein, daß ich dort etwas tun kann; nur soll er es nicht hinschreiben. — Hamburg wird viele schmerzliche Erinnerungen in mir aufregen, doch wird es von großem Nutzen sein, daß ich hinreise.

Ein mir feindliches Hundepack umlagert meinen Oheim. Ich werde vielleicht Bekanntschaften in Hamburg machen, die in dieser Hinsicht ein Gegengewicht

bilden können. Nur ahndet's mir, daß ich mit meiner abstoßenden Höflichkeit und Ironie und Ehrlichkeit mir mehr Menschen verfeinden als befreunden werde.

Der Posaunenstoß in der Hamburger Zeitung, meine „Tragödien" betreffend, hat mir Spaß gemacht. Was hat man drüber gesagt? Wenn meine Tragödien ignoriert würden, wäre es mir nicht gleichgültig, Geschätztester! Blätterlob macht mir höchstens flüchtigen Spaß, stärkt mich nicht, und erquickt mich nicht, und ist mir doch von größter Wichtigkeit. Doch sei außer Sorge, es wird nicht ausbleiben, daß meine Tragödien in den Blättern viel besprochen werden; wenn's andere nicht tun, tue ich es selbst. Immermann schreibt mir, daß er eine kräftige Rezension der Tragödien schreiben werde, worin er manches Verletzende aussprechen wird. Sein Brief enthielt daher nur einiges Allgemeine (Lob) über die Tragödie, und andere Gegenstände, deren vorzüglichster seine Freude ist, mich in Münster zu sehen, und seine Einladung, bei ihm zu wohnen. Der mir zuletzt geschickte Brief war von Blomberg, voll ästhetischen Raisonnements. Von dem Rousseau habe ich noch keinen Brief erhalten, und teils Dein Wink über das „Unterhaltungsblatt", dessen judenfeindliche Stelle mir sehr auffiel, teils noch manches andre gibt sichere Anzeichen, daß man am Rhein von katholischer Seite über den „Almansor" höchst unwillig sei, ihn ignorieren möchte, ihn dennoch allgemein bespricht, und den Rousseau gegen mich aufsätzig gemacht hat. Ich verachte dergleichen Schwachköpfigkeit allzu sehr, um davon empört zu werden, und ich habe es längst gefühlt, daß ein gar zu feuriger Enthusiasmus für meine Persönlichkeit endlich verkohlen muß

und, wenn Regen auf die Kohlen fällt, dem schwarzen Schmutze Platz macht. Ich erwarte die Zeichen dieses Schmutzes, und ich werde es ohne Bitterkeit zusehen, daß mich die Menschen, die mich in den Himmel erhoben, auch zur Abwechselung einmal mit Kot werfen. Ich habe unlängst eine Anzeige der Rousseauschen Gedichte geschrieben, die ich unverändert im „Gesellschafter" abdrucken lasse.

Sage doch an Lehmann, daß er das Traumgedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott" aus dem Almanach herausnehmen solle, wenn er ihn Jemanden liehe; da es möglich ist — daß ich auf einige Zeit nach Berlin zurückkomme. Lache nicht. — Den großen Koffer und die Bücher habe ich noch nicht erhalten. — Fouqué hat mir kürzlich einen sehr herzlichen Brief geschrieben und mir ein sehr schönes Gedicht gewidmet; ich will es Dir gelegentlich mitteilen. Auch dieser wird dieses Gedicht einmal ungeschrieben wünschen, wenn er meinen Stammbaum genauer untersucht hat. Sorge nur, daß mir durch Dummheit des Postboten kein Brief verloren geht, und schreib es mir gleich, wenn Du irgend in einem Blatte ein Hinweisen über diesen meinen Stammbaum findest. — Ich werde Dir bei meiner Rückkunft von Hamburg viel zu schreiben haben! Grüße mir Gans und Zunz, sowie auch seine Frau. Sage ihnen, daß ich viel an sie denke; welches auch ganz natürlich ist, da ich hier ganz isoliert lebe, und noch nicht die letzten Eindrücke Berlins in mir verdrängt werden konnten. Dich, lieber Moser, sehe ich überall, und es ist vielleicht etwas mehr als krankhafte Weichheit, wenn ich auf die wehmütigste Weise überwältigt werde von dem Wunsche, wieder mit

Dir zusammen zu leben. Geben die Götter, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehe! Hamburg? Sollte ich dort noch so viele Freuden finden können, als ich schon Schmerzen dort empfand? Dieses ist freilich unmöglich —

Glücklicherweise ruft mich hier mein Bruder zu Tische, und statt mit einer Sentimentalität schließe ich hier den Brief mit dem Vorgefühle eines guten Mittagessens.

36. An Moses Moser.

Lüneburg, den 24. Juni 1823.

Den 22. habe ich mit meiner Familie auf dem Zollenspiker der Vermählung meiner Schwester beigewohnt. Es war ein schöner Tag der Festlichkeit und Eintracht. Das Essen war gut, die Betten waren schlecht, und mein Oheim Salomon war sehr vergnügt. Ich glaube, ich werde in der Folge auf ziemlich guten Fuß mit ihm kommen; äußerlich leben wir auf dem allerbesten, er kajoliert mich sogar öffentlich. Mit meinem Oheim Henry Heine bin ich ebenfalls in gute Verhältnisse getreten. Ich reise in acht oder zehn Tagen nach Hamburg, und bleibe dort acht Tage; Du brauchst jetzt kein Geheimnis daraus zu machen. Die Post geht gleich ab. Ich hab noch nicht Deinen Mantel abgeschickt, es soll aber dieser Tage geschehen. Was sagst Du zu dieser Faulheit? Die Bücher und den Koffer habe ich jetzt erhalten. Von Lehmann habe ich bei meiner Zurückkunft gestern Brief gefunden. Sage ihm, daß ich ihm dieser Tage schreibe. Ich habe die Re-

zension im „Freimütigen“ gelesen!!! Auch im „Konversationsblatt“ steht eine Rezension, die ich zufällig zu Gesicht bekam. Ich höre, meine Gedichte sind aufs neue in einer Literaturzeitung rezensiert. Ich möchte es gern lesen, und Du tust mir aus besonderen Gründen den allergrößten Gefallen, wenn Du mir diese Rezension abschreibst und herschickst, und zwar bald. Überhaupt schreibe mir gleich, wo Du etwas über mich liest. Die Post geht ab. Leb wohl, künftig mehr.

37. An Joseph Lehmann.

Lüneburg, den 26. Juni 1823.

Sie haben mich durch Ihren Brief und die mitgeteilten Blätter sehr erfreut. Was darin über das Charakteristische meiner Poetereien überhaupt gesagt ist, fand ich sehr schön und erquicklich.

Wie befindet sich Mademoiselle Sobernheim? Ich bedaure wirklich recht sehr, in diesem Augenblicke nicht in Berlin zu sein, und ich gebe Ihnen den Auftrag, das liebenswürdige Mädchen recht herzlich von mir zu grüßen. Sie gehört zu den schönsten, d. h. erfreulichsten Bekanntschaften, die ich in Polen gemacht. Sie wissen ja, lieber Lehmann, ich ging dort auf die Jagd nach reinen, gesunden Menschennaturen, die ich gut herauszufinden verstehe, da mir das Unreine und Kranke so genau bekannt ist. Ich habe immer unter Jüdinnen die gesundesten Naturen gefunden, und ich kann es Gott Vater gar nicht verdenken, daß auch er an einer Jüdin Wohlgefallen fand.

Was Sie in betreff Rousseaus vermuten, scheint seine Richtigkeit zu haben. Ich bin seit drei Monaten und noch länger ohne Brief von ihm und habe Spuren, daß er schon Kot herbeischleppt, um mich damit zu bewerfen. Ich habe längst gewußt, daß er sich mit meinen alten grimmigsten Gegnern, mit den Altdeutschen, wieder verbunden; und das Mißfallen, das die Tendenz des „Almansor" am Rhein erregt, welche Tendenz er selbst jetzt einsehen mag, wird dazu beigetragen haben, einen eingeflößten Groll gegen mich aufkommen zu lassen. Mein Stillschweigen über seine Poetereien ist es nicht, er weiß, daß ich erst spät eine Beurteilung derselben schreiben wollte; und diese ist jetzt schon geschrieben, ohne Lob und ohne Bitterkeit, und bleibt unverändert.

Ich hoffe, daß dieser Brief Sie, lieber Lehmann, noch in Berlin findet. Wie können Sie glauben, daß ein Stillschweigen von meiner Seite eine Gleichgültigkeit bedeute? Wenn Sie irgend ein gutes Prinzip in mir annehmen, dürfen Sie das nicht glauben. Sie wissen, daß ich Ihnen auf so vielfache Weise verpflichtet bin, daß es eine schmutzige Undankbarkeit wäre, dieses aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Sie sind fast der erste in Berlin gewesen, der sich mir liebreich genaht und bei meiner Unbeholfenheit in vielen Dingen sich mir auf die uneigennützigste Weise freundlich und dienstfertig erwies. Es liegt in meinem Charakter, oder besser gesagt in meiner Krankheit, daß ich in Momenten des Mißmutes meine besten Freunde nicht schone und sie sogar auf die verletzendste Weise persifliere und maltrâtiere. Auch Sie werden bei mir diese liebenswürdige Seite

kennen gelernt haben und hoffentlich in der Folge noch mehr kennen lernen. Doch müssen Sie nicht vergessen, daß Giftpflanzen meistens dort wachsen, wo ein üppiger Boden die freudigste und kräftigste Vegetation hervorbringt, und daß dürre Heiden, die von solchen Giftpflanzen verschont sind — auch nur dürre Heiden sind. Wäre ich Dr. Gans, so würde ich hier einerseits die brasilianischen oder afrikanischen Wälder und anderseits die Lüneburger Heide zitieren.

Nun kömmt der eigentliche Anfang meines Briefes: Ich hätte Ihnen, lieber Lehmann, schon früher geschrieben, wenn mich nicht mein Unmut und mein Unwohlsein davon abgehalten hätten. Ich bin wahrlich noch immer sehr krank und folglich verdrießlich, und folglich schreibe ich keine Zeile. Nur vor kleinen Liedern dann und wann kann ich mich nicht hüten. Dagegen sammelt sich in meinem Kopfe viel poetischer Stoff. Die Traumbilder stehen vor mir und verlangen die ihnen gebührenden Verse. Eine ganze, neue fünfaktige und gewiß in jeder Hinsicht originale Tragödie steht dämmernd, doch mit ihren Hauptumrissen, vor mir. Eine Menge rein wissenschaftlicher Aufsätze wollen geschrieben sein, und — ich kann nichts tun.

Ich lese jetzt die Alten, meistens die Römer, und das Allerneueste — den „Hamburger Korrespondenten". In acht oder zehn Tagen reise ich nach Hamburg, und wenn ich zurückkomme, denke ich Ihnen viel Erfreuliches zu schreiben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich auf einige Zeit nach Berlin zurückkomme.

Schreiben Sie mir bald, lieber Lehmann, wie es mit Ihnen, mit Ihrer Muse und mit unseren Freunden

steht. Besonders sagen Sie mir, was Gans macht. Ich getraue mich nicht, ihm zu schreiben; wenn ich ihm etwas mitzuteilen hätte, würde ich es lieber gleich ins Intelligenzblatt setzen lassen. Sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe — das ist die Hauptsache, alles andere ist Kohl!

Auch erwarte ich, daß Sie, der alle Blätter liest, mich gleich davon in Kenntnis setzen, wenn irgendwo ein Ausfall auf mich, besonders in Hinsicht der Religion, zu finden ist. Sie wissen, inwiefern mich das sehr interessiert. Hier bekomme ich nur dann und wann und zufällig ein Blatt zu lesen.

Ich habe noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, den „Ratcliff" aufgeführt zu sehen, obschon ich keine Schauspieler kajoliert und keine Schauspielerin fetiert habe, und es überhaupt nicht verstehe, etwas mühsam auf die Bretter hinauf zu schmuggeln. Ich denke, das Schreiben und Sprechen über das Stück bringt es auf die Bühne.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie gewogen Ihrem Sie liebenden Freunde

H. Heine.

Grüßen Sie mir die Herren Veit.

Meine Adresse bleibt dieselbe, wenn ich auch von hier abreise.

38. An Leopold Zunz.

Lüneburg, den 27. Juni 1828.

Auch bitte ich, die Frau Doktorin Zunz recht herzlich von mir zu grüßen. Leben Sie wohl, und seien Sie

meiner aufrichtigen Freundschaft versichert. Kann ich irgends nutzen — versteht sich, ohne daß es mir viele Mühe macht — so brauchen Sie es mir bloß zu sagen. Ende nächster Woche mache ich eine kleine Reise nach Hamburg, und wenn Sie oder der Verein dort von meiner Unwirksamkeit Gebrauch machen können, so schreiben Sie mir es entweder per Adresse Wohlwills, oder schreiben es an den Candidatus juris Harry Heine auf dem Markt in Lüneburg, in welchem Falle der Brief mir nachgeschickt wird. Ich h a b e v o r, nur acht Tage in Hamburg zu bleiben. Ich habe von Moser die Zeitschrift erhalten, und selbige bereits aufgeschnitten, durchblättert und teilweise mit Ärger gelesen. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß die Sachen darin gut sind, aber ich muß freimütig gestehen — und erführe es auch der Redakteur, — der größte Teil, ja drei Viertel des dritten Heftes ist ungenießbar wegen der verwahrlosten Form. Ich will keine goethische Sprache, aber eine verständliche, und ich bin fest überzeugt: was ich nicht verstehe, versteht auch nicht David Levy, Israel Moses, Nathan Itzig, ja vielleicht nicht mal Auerbach II. Ich habe alle Sorten Deutsch studiert, sächsisch Deutsch, schwäbisch Deutsch, fränkisch Deutsch — aber unser Zeitschriftdeutsch macht mir die meisten Schwierigkeiten. — — —
Ich weiß sehr gut, daß ich Ihnen diese Klagen nicht vorbringen soll, ohne anzugeben, wo bessere Aufsätze zu haben sind; ich weiß sehr gut, daß ich, der noch nichts geliefert und noch nichts zu liefern bereit ist, ganz schweigen sollte. Außerdem weiß ich, daß Sie das alles mit der gleichgültigsten Ruhe lesen, aber lesen sollen Sie's. Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern der Zeit-

schrift auf Kultur des Stils. Ohne diese kann die andere Kultur nicht gefördert werden. Indessen, ich möchte hier ungefähr das anwenden, was Sie beim Erscheinen der ersten Bände Jostscher Geschichte äußerten, indem Sie sich alles Urteils darüber enthielten, weil es doch möglich sei, daß diese vorsätzlich so schlecht geschrieben worden, damit die späteren Bände desto glänzender ausfielen; auf gleiche Weise möchte ich vermuten, die Aufsätze der Zeitschrift werden von Ihnen so geordnet, daß man einst in einer Reihe von Jahrgängen genau nachweisen kann, wie sich der deutsche Stil unter uns Wissenschaftsjuden allmählich ausgebildet. Über diese Bedeutung der Zeitschrift möchte ich einen eigenen Aufsatz schreiben, betitelt: „Die Naturseite der Zeitschrift".

Seien Sie mir des Obengesagten halber nicht böse, lieber Zunz; erstens bin ich ja ein Abonnent der Zeitschrift, zweitens liebe ich Sie. Daß dies letztere keine Phrase ist, dürfen Sie glauben. Ich weiß es.

39. An Moses Moser.

Hamburg, den 11. Juli 1823.

Ich bin in der größten Unruhe, mein Zeit ist spärlich gemessen, und ich habe heute keine Kommission für Dich, und ich schreibe Dir doch. Auch hat sich noch nichts Äußerliches mit mir zugetragen; — ihr Götter! desto mehr Innerliches.

Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt

hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehen sollen; wenigstens muß ich machen, daß ich so bald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an, selbst zu glauben, daß ich geistig anders organisiert sei und mehr Tiefe habe, als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht. — Wohlwill hab ich noch wenig gesprochen. Vorgestern nach Mitternacht, als ich mit meinem infernalen Brüten die bekannten Schmutzgassen Hamburgs durchwandelte, schlägt mir jemand auf die Schulter, und es ist Wohlwill. Ich habe ihm ehrlich weiß gemacht, die Sommernacht habe mich zu einem Spaziergang auf die Straße gelockt, und es sei eine allerliebste Kühle. Charmant!

Von meiner Familie bin ich sehr gut empfangen worden. Mein Oheim Salomon Heine hat mir die herrlichsten Dinge versprochen, und hat schon auf Abschlag damit geprahlt, ist aber leider gestern um 6 Uhr morgens, halb in Geschäften, halb zur Recreation, von hier abgereist. Ich habe mich entschlossen, à tout prix es einzurichten, daß ich ihn nicht mehr nötig habe, da es so ganz und gar unter meiner Würde ist, und da — —

Aber meine Kopfschmerzen sind entsetzlich, und ich muß alles in der Welt tun, um sie los zu werden. — In Cohen habe ich einen sehr guten Menschen kennen gelernt.

40. An Charlotte Embden.

Ritzebüttel, den 28. Juli 1823.

Ich bin hier. Mehr kann ich wegen Unwohlsein nicht sagen. Ich will die ganze Kur hier mitmachen.

Die ersten Tage des Septembers werde ich wohl fertig sein. Wenn ein Brief für mich ankommt, so schicke ihn mir per Adresse H. Heine von Berlin, logiert in der Harmonie in Ritzebüttel. Es sind wenig Menschen hier, triste und ennuyant. Und alles erschrecklich teuer. Ich gebe über 6 Mark des Tages aus, und ist nicht wohlfeiler abzukommen. Schreibe an Mutter wo ich mich befinde. Grüße mir Moritz, sowie auch alle, die nach mir fragen. — Wenn Du mir etwas Erfreuliches herschreiben kannst, so tue es doch.

41. An Moses Moser.

Ritzebüttel, den 23. August 1823.

Sei froh, daß ich Dir so lange nicht geschrieben. Ich hatte nicht viel Erfreuliches mitzuteilen. Ich war zu einer schlimmen Zeit in Hamburg. Meine Schmerzen machten mich unerquicklich, und durch den Todesfall einer Cousine und die dadurch entstandene Bestürzung in meiner Familie fand ich auch nicht viel Erquickliches bei andern. Zu gleicher Zeit wirkte die Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues Princip tauchte in derselben auf; dieses Gemütsprincip wird mich wohl eine Reihe Jahre lang leiten und mein Tun und Lassen bestimmen. Wär ich ein Deutscher — und ich bin kein Deutscher, siehe Rühs, Fries a. v. O., — so würde ich Dir über dieses Thema lange Briefe, lange Gemütsrelationen schreiben; aber doch sehne ich mich danach, Dir in vertrauter Stunde meinen Herzensvorhang aufzudecken, und Dir zu zeigen, w i e d i e n e u e

Torheit auf der alten gepfropft ist. — Cohen war mir ein sehr lieber Freund in Hamburg, und ich gewann ihn sehr lieb. Die Juden sind dort miserables Pack; wenn man sich für sie interessieren will, darf man sie nicht ansehn, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten. — — — Man hatte dort nichts weniger als eine richtige Meinung von Dir; was man von mir hält, kann auch nichts Besonderes sein. Ist mir aber nicht gleichgültig. Ich habe ihnen doch schon den Wahn benommen, daß ich ein Enthusiast für die jüdische Religion sei. Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen widerschallt. Doch der geborene Feind aller positiven Religionen wird nie für diejenige Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt so viel Schmerzen verursacht; geschieht es auf eine Weise dennoch, so hat es seine besonderen Gründe, Gemütsweichheit, Starrsinn und Vorsicht für Erhaltung eines Gegengifts. — — — Ich habe hier meine Meinung hart ausgesprochen: wenn ich mündlich mehr darüber sprechen könnte, würdest Du sie billigen, und jetzt kann ich nur hinzufügen, daß sie eben aus der Liebe, der Liebe für unsere gute Sache, hervorgeht. Gans liebe ich noch immer wie sonst, in der Folge wirst Du immer sehen, wie sehr er meinem Herzen teuer ist, wie sehr ich seinen Edelmut schätze und wie sehr ich auf ihn rechne. Daß ich ihm nicht schreibe, liegt teils an

meinem Mangel an lichten Stunden, teils in der Besorgnis, er könnte, was ich unbefangen schreibe, an seine zu große Anzahl wahrhaftiger Freunde vertraulich mitteilen. Auch Dir, lieber Moser, würde ich heute nicht schreiben, wäre es nicht aus eigennütziger Absicht, ewige Freundschaftsdienste, ewige Plackereien, Unruh, Beschwerde — ich rate Dir, gebe die Freundschaft mit mir auf. Wahrhaftig, ich würde Dir erst später schreiben, wenn ich es nicht nötig hätte zu eilen, des eigenen Nutzens wegen. Ich bin in diesem Augenblick wie zerschlagen, die ganze Nacht habe ich auf der Nordsee herumgeschwommen, ich wollte nach Helgoland reisen, doch in der Nähe dieser Insel mußte der Kapitän wieder umkehren, weil der Sturm gar zu entsetzlich war. Es hat ganz seine Richtigkeit mit dem, was man von der Wildheit des Meeres sagt. Es soll einer der wildesten Stürme gewesen sein, die See war eine bewegliche Berggegend, die Wasserberge zerschellten gegeneinander, die Wellen schlagen über das Schiff zusammen und schleudern es herauf und herab, Musik der Kotzenden in der Kajüte, Schreien der Matrosen, dumpfes Heulen der Winde, Brausen, Summen, Pfeifen, Mordspektakel, der Regen gießt herab, als wenn die himmlischen Heerscharen ihre Nachttöpfe ausgößen, — und ich lag auf dem Verdecke, und hatte nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele. Ich sage Dir: obschon ich im Winde die Posaunen des jüngsten Gerichts hören konnte und in den Wellen Abrahams Schoß weit geöffnet sah, so befand ich mich doch weit besser, als in der Sozietät mauschelnder Hamburger und Hamburgerinnen. Hamburg!!! mein Elysium und Tartarus zu gleicher Zeit! Ort, den

ich detestiere und am meisten liebe, wo mich die abscheulichsten Gefühle martern und wo ich mich dennoch hinwünsche, und wo ich mich gewiß in der Folge oft befinden werde, und —

Mein Oheim Salomon Heine hat mich dort sehr gut empfangen, war entzückt von mir, und gab gute Aussichten. Ich freute mich, wegen des schlechten Zustandes meiner Finanzen, denn er gab mir bisher nur 100 Taler vierteljährlich, eine Summe, womit ich nie auskommen konnte, und die auch so unbedeutend ist, daß ich es auch den besten Freunden verschwieg, daß ich von dem Prahlhans so wenig erhalte. — — —

Das Seebad, das ich hier brauche, bekömmt mir sehr gut; wären nur nicht die fatalen Gemütsbewegungen! Meine Nerven sind sehr gestärkt, und wenn die Kopfschmerzen nachlassen, werde ich noch in diesem Jahre viel Kräftiges schreiben. Die Tragödie ist im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich ans Niederschreiben, sobald ich kann und Ruhe hab. Sie wird sehr tief und düster. Naturmystik. Weiß Du nicht, wo ich etwas über Liebeszauber, über Zauberei überhaupt, lesen kann? Ich habe nämlich eine alte Italienerin, die Zauberei treibt, zu schildern. Ich lese viel über Italien. Denk an mich, wenn Dir etwas in die Hände fällt, was Venedig betrifft, besonders den venetianischen Carneval. — Wo ich diesen Winter zubringen werde, weiß ich noch nicht. — — — Diese Tage reise ich von hier ab und erwarte in Hamburg bei Cohen Brief von Dir, schreibe mir viel. Ich will Dir nächstens mehr schreiben. Grüße Marcus, ich werde ihm schreiben, sobald ich kann. Auch grüße Lehmann. Gans und Zunz versteht sich von selbst. —

Hitzigs Biographie Hoffmanns lese ich jetzt hier, grüße ihn, vielleicht schreibe ich ihm selbst. Varnhagen hab ich in Hamburg gesprochen, wir sind keine guten Freunde mehr, deshalb darf ich auch nichts Ungünstiges über ihn schreiben. Es war ihm nicht lieb, daß ich in Hamburg war. Über Deinen Aufsatz schreibe ich Dir nächstens, jetzt wackelt mir der Kopf. — Mein Aufsatz über Goethe ist nicht gedruckt; Varnhagen sagt, er sei zu spät gekommen; ich glaube aber, er hat ihm nicht gefallen. Wenn er wirklich schlecht ist, so kommt das von Deinen Ideen, die darin sind. Wirklich, meine Aufsätze werden immer schlecht, wenn eine vernünftige Idee darin ist. — Ich wünschte, daß Du mir sechs Exemplare meiner „Tragödien", laut beiliegendem Zettel, ungebunden von Dümmler holen läßt und sie mir so bald als möglich unter Couvertadresse von Wohlwill, nach Hamburg schickst. — Lebe wohl, und habe mich lieb, und bleibe mein Freund, und mache eine Ausnahme von der Menge derer, die sich schon meine Freunde nannten. Doch Du machst in so vielen Dingen eine Ausnahme, und ich liebe Dich.

42. An Josef Lehmann.

Lüneburg, den 8. September 1823.

Sie sind wohl böse auf mich, daß ich so lange geschwiegen? Ich sehne mich darnach, etwas von Ihnen zu hören. Wie es mir geht und wie ich lebe, wird Ihnen wohl Freund Moser dann und wann gesagt haben.

Ja, lieber Freund, ich bin seit drei Monaten durch einen Strudel von Verhältnissen und Schmerzen fast nicht zu mir selbst gekommen. Jetzt habe ich wieder Ruhe zum Arbeiten. Wahrlich höchst trockene Sachen, nämlich meine Juristerei. Ich muß alles Poetische von mir zurückdrängen, um fürs liebe Brot zu sorgen. Ich gedenke Neujahr auf ein paar Augenblicke nach Berlin zu kommen.

Wie geht es Ihnen? wie leben Sie? was tun Sie? haben Sie über meine Tragödie nichts gehört?

Was macht Berlin und seine Spree-Literatur? Bitte, bitte, schreiben Sie doch bald Ihrem Freunde

43. An Moritz und Charlotte Embden.

Lüneburg, den 15. September 1823.

Ich bin vorgestern nacht gesund und wohl hier angelangt, und habe meine lieben Eltern ebenfalls gesund und wohl angetroffen. — Ich bin erst um 1 Uhr von Hamburg abgereist, schönes Wetter und schnelle Fahrt. — Es ist noch immer das alte mürrische Lüneburg! die Residenz der Langeweile. — Amichen war ganz außer sich vor Freude! Mutter hat sich nicht wenig erschrocken, als sie Deinen Unfall, liebes Lottchen, erfahren. Ich erzählte, daß ihr letzter Brief mit gutem Rat zu spät kam, und sich ihre großmütterlichen Hoffnungen, obschon Zeit verloren, dennoch später erfüllen würden. Ich habe viel von Euch erzählen müssen, wie Ihr Euch wohl vorstellen könnt. Die Daumenschrauben wurden mir gehörig angelegt. Ich habe Mutter eine Schilderung Eures Dienstmädchens entworfen, und sie

ratet Dir, liebes Lottchen, dieses Mädchen nicht abzuschaffen, bei der dritten Magd, würdest Du die erste wieder zurückwünschen. Du kannst kaum glauben, liebes Lottchen, wie sehr die Mutter Tag und Nacht an Dich denkt! Sie wundert sich, daß Du heftig geworden seist; sie glaubt, es sei die Folge der Lebensweise, der gewürzten und fetten Speisen. — Ich habe nicht genug erzählen können, wie Du aussiehst. Ich konnte mit Freuden erzählen, daß Sie, lieber Embden, meine Schwester herzlich lieben, beständig Sorge für sie tragen, ihre Schwächen ertragen, ihre Caprizchen männlich ertragen, die eignen Caprizen gern ablegen, und sich immer als braver Ehemann zeigen. Wahrlich, meine Freunde, Eure kleinen Scharmützel rechne ich für nichts, das ist überall; der höchste Moment der Ehe ist ein Kampf, sogar ein blutiger; und es hat nichts zu sagen, daß die Frau dem Manne die Zähne zeigt, wenn sie nur hübsch weiß sind, daß sie Tränen weint, wenn es sie nur gut kleidet, und daß sie unwillig mit den Füßen trampelt, wenn diese nur hübsch klein sind. Und was gibt es schöneres als die Versöhnung! Und Moritz hat ein gutes Herz! Ja, lieber Embden, Ihr Herz ist zwar sehr eckig, aber es ist gut, und was Ihren übrigen Charakter betrifft, so mußte ich diesen immer mehr und mehr achten und lieb gewinnen, obschon seine Schroffheiten ungewöhnlich sind, und mein Charakter anders gebaut ist. — Ich hoffe, daß wir uns in der Folge gemütlich näher treten mögen, und daß auch Sie das Gute, was oft sehr versteckt in mir liegt, herausfinden und anerkennen werden. Ich habe Ihnen schon den Beweis geliefert, daß ich Ihnen im praktischen Leben einen richtigen Scharfblick zutraue; vielleicht bemerken

Sie mal, daß ich im idealen Leben, nämlich da, wo es auf die Ideen ankömmt, nicht minder scharf und richtig sehe. Sie haben mir zur guten Stunde, durch Ihre Einsicht viel genützt, und ich bin Ihnen sehr dankbar. Nebenbei statte ich auch meinen Dank ab, für die guten Suppen, die ich bei Ihnen gegessen, für so manches schöne Glas Wein, das ich bei Ihnen getrunken, und für so viele Freundlichkeiten, die Sie mir freundlich erwiesen.

Halten Sie mich in gutem Andenken! Alle Freunde herzlich zu grüßen. Lebt wohl und behaltet lieb

Euren getreuen

H. Heine.

44. An Moses Moser.

Lüneburg, den 27. September 1828.

Ich bin jetzt wieder in Lüneburg, in der Residenz der Langeweile. Mit meiner Gesundheit sieht es eigen aus; gestärkte Nerven, aber anhaltender Kopfschmerz. Dieser bringt mich noch immer zur Verzweiflung, da ich jetzt wieder an meiner Juristerei arbeite. — Ich habe Dir so viel zu schreiben, daß ich wahrlich nicht weiß, womit ich anfangen soll. Wenn ich nicht von Deiner Freundschaft überzeugt wäre, hätte ich Dir früher geschrieben; unser Freund Cohen wird nämlich nicht ermangelt haben, Dir recht viel Schönes und Gutes von mir mitzuteilen, um Deine Freundschaft für mich zu befestigen. Glaube nicht, daß ich mit Bitterkeit gegen Cohen erfüllt sei, wie sehr er es auch gegen mich sein mag. Du wirst gewiß gelacht haben, als Du hörtest, daß ich mich mit ihm wegen des Tempels überworfen.

Ich hatte ihm bei meiner ersten Anwesenheit in Hamburg meine ehrliche Meinung darüber mitgeteilt, aber in höchst gemilderten Ausdrücken. Bei meiner zweiten Anwesenheit in Hamburg beschuldigte er mich (und, auf Ehre, mit Unrecht), daß ich mich bei Salomon Heine über Kley und Bernays anders geäußert, als bei ihm. Dies hatte zur Folge, daß ich, als ich ihn bei meinem Oheim traf, meine Äußerungen so grell als möglich wiederholte. Ich hatte noch einmal ihn zu besuchen, um ein paar Louisdor, die er noch für mich hatte, in Empfang zu nehmen; später sah ich ihn zufällig an der Börsenhalle, und seit der Zeit haben ihn meine Augen nicht wieder gesehen. — Diese Geschichte hat für mich manches Unangenehme zur Folge gehabt, das ich Dir mal mündlich mitteilen werde; ich werde auf vielfache Weise gereizt und gekränkt, und bin ziemlich erbittert jetzt auf jene fade Gesellen, die ihren reichlichen Lebensunterhalt von einer Sache ziehen, für die ich die größten Opfer gebracht und lebenslang geistig bluten muß. M i c h , m i c h muß man erbittern! Just zu einer Zeit, wo ich mich ruhig hingestellt habe, die Wogen des Judenhasses gegen mich anbranden zu lassen. Wahrlich, es sind nicht die Kleys und Auerbachs, die man haßt im lieben Deutschland. Von allen Seiten empfinde ich die Wirkungen dieses Hasses, der doch kaum emporgekeimt ist. Freunde, mit denen ich den größten Teil meines Lebens verbracht, wenden sich von mir. Bewunderer werden Verächter; die ich am meisten liebe, hassen mich am meisten, alle suchen zu schaden. Du fragst in Deinen Briefen so oft, ob Rousseau geschrieben; ich finde diese Frage sehr überflüssig. Ganz andere Freunde haben

mir abgesagt und widersagt. Von der großen lieben Rotte, die mich persönlich nicht kennt, will ich gar nicht sprechen. —

Unterdessen sind meine Familien- und Finanzumstände die schlechtesten. Du nennst mein Verfahren gegen meinen Oheim Mangel an Klugheit. Du tust mir unrecht; ich weiß nicht, warum ich just gegen meinen Oheim jene Würde nicht behaupten soll, die ich gegen alle andere Menschen zeige. Du weißt, ich bin kein delikater, zartfühlender Jüngling, der rot wird, wenn er Geld borgen muß, und stottert, wenn er von dem besten Freunde Hülfe verlangt. Ich glaube, Dir brauche ich das nicht zu beschwören, Du hast es selbst erlebt, daß ich in solchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl habe, aber ich habe doch die Eigenheit: von meinem Oheim, der zwar viele Millionen besitzt, aber nicht gern einen Groschen mißt, durch keine freundschaftliche und gönnerschaftliche Verwendungen Geld zu erpressen. Es war mir schon fatal genug, das mir zugesagte Geld für das Jahr 1824 zu vindizieren, und ich bin ärgerlich, über diese Geschichte weiter zu schreiben. Ich danke Dir für Deine freundschaftliche Bemühung in dieser Sache. Ich bin mit meinem Oheim übereingekommen: daß ich nur 100 Louisdor zum Studieren von Januar 1824 bis1825 von ihm nehme, weil ich darauf gerechnet habe, und daß er übrigens sicher sein könne, von meiner Seite nie in Geldsachen belästigt zu werden. Für solche Genügsamkeit bin ich auch dadurch belohnt worden, daß mein Oheim mich in Hamburg, wo ich viele Tage auf seinem Landhause verbrachte, sehr ehrte und sehr auszeichnete und gnädig ansah. Und am Ende bin ich doch der Mann

der nicht anders zu handeln vermag, und den keine Geldrücksicht bewegen sollte, etwas von seiner innern Würde zu veräußern. Du siehst mich daher, trotz meiner Kopfleiden, in fortgesetztem Studium meiner Juristerei, die mir in der Folge Brot schaffen soll. Wie Du denken kannst, — kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Und dieser i c h ist sehr eigensinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf der Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für Andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiß wirklich nicht, wie ich mir in meiner schlechten Lage helfen soll. Ich werde noch aus Ärger katholisch und hänge mich auf. Doch auch dieses fatale Thema breche ich ab, und da ich Dich in einigen Monaten persönlich spreche, will ich die Besprechung desselben bis dahin verschieben. Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: Herr Gott, gib mir mein täglich Brot, daß ich deinen Namen nicht lästre! — Ich denke Neujahr nach Göttingen zu reisen und dort ein Jahr zu bleiben, ich muß mein jus mit mehr Fleiß als jeder andere

studieren, da ich — wie ich voraussehe — nirgends angestellt werde und mich aufs Advocieren legen muß. Ehe ich nach Göttingen reise, denke ich Dich in Berlin auf einen Tag zu besuchen. Du kannst kaum glauben, wie sehr ich mich darauf freue! Es liegt so vieles, so schlimmes auf meiner Brust!

Den 30. September.

Ich würde Dich schon früher besuchen, wenn ich nicht meine Gelder bereits ausgegeben. Die sechs Wochen in Curhaven haben mir 30 Louisdor gekostet. (Mein Oheim schenkte mir 10 Louisdor vor meiner Abreise nach dem Bad.) Hier lebe ich bei meinen Eltern und habe keine Ausgaben. Es ist fatal, daß bei mir der ganze Mensch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundsätze hat Geldmangel oder Überfluß nicht den mindesten Einfluß, aber desto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moser, der H. Heine ist sehr klein. Wahrlich, der kleine Marcus ist größer, als ich! Es ist dies kein Scherz, sondern mein ernsthaftester, ingrimmigster Ernst. Ich kann Dir das nicht oft genug wiederholen, damit Du mich nicht mißt nach dem Maßstabe Deiner eigenen großen Seele. Die meinige ist Gummi elastic., zieht sich oft ins Unendliche und verschrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch. I am positive, I have a soul, so gut wie Sterne. Das genüge Dir. Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bei mir ausspricht in Torheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es Dir nun mal so einfällt, nicht weil Du mich der Liebe wert hältst. Auch ich liebe Dich nicht, weil Du ein Tugend-

magazin bist, und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Calkuttisch verstehst, und mir Deinen Mantel geliehen hast, und Geld gegeben hast, und für mich den Kopf zergrübelt hast, und dergleichen, — ich liebe Dich vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die ich Dir mal abgelauscht, und wegen einiger pudelnärrischer Redensarten, die Dir mal entfallen und die mir im Gedächtnis kleben geblieben sind, und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei Kassa oder sentimental bin. — Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod besoffen hätte, oder, besser gesagt, für den ich mich hätte totschlagen lassen, und für den ich mich noch totschlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig, und war venerisch, und hatte die schlechtesten Grundsätze — aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf so wunderliche Weise das Wort „Was?" sprechen konnte, daß ich in diesem Augenblick weinen und lachen muß, wenn ich daran denke. —

Ich will nicht mehr sagen, Du hast mich doch nicht verstanden, und das ist gut; ich glaube, Du entbehrst nicht gern den Pathos in der Freundschaft. — Ich will Dir zu Gefallen manchmal den Cato-Mantel umwerfen und gähnen: Delenda est Carthago.

Um Gottes willen glaube nicht, daß ich dem guten Gans unhold sei oder seinen Wert verkenne. Es ist wahr, auch ihn liebe ich nicht wegen der dicken Bücher, die er schreibt, und wegen der edeln Weise, womit er handelt, sondern bloß wegen der spaßhaften Weise, womit er mich herumzupfte, wenn er was erzählte, und wegen der gutmütig kindlichen Miene, die er machte, wenn ihm etwas Feindseliges oder Böses geschah. Das

Einzige, was ich gegen ihn habe, ist, daß er durch sein Schwatzen mir manches Unangenehme erregt, und vorzüglich, daß er, ungeachtet meiner wohlbegründeten Bitten, mit dem Schufte Dr. G. über mich gesprochen. Dieser Schuft, der ein Jude ist und sich bei einigen jämmerlichen Unbeschnittenen dadurch beliebt zu machen suchte, daß er mich anfeindete, ist zwar nicht der Einzige dieser Art, und ich habe auf solche Weise schon manchmal dulden und achselzucken müssen. Aber Freunden nehme ich es übel, wenn sie sich trotz meiner Bitten mit dergleichen Schurken abgeben. Dieser Kerl ist der Busenfreund von einem gewissen Köchy, der sich ebenfalls auf die feindseligste Weise gegen mich gezeigt aus Poetenneid. Ich sah unlängst die „Elegante Welt" und sah daraus, daß dieser Köchy jetzt in Braunschweig lebt, indem ich in dieser Zeitschrift Artikel über das Braunschweiger Theater las, woran ich die Feder dieses Menschen erkannte. Ich bin überzeugt, dieser Kerl hat in Braunschweig entweder das Ausgepfiffenwerden des „Almansors" eingeleitet oder wenigstens angeregt. Ich weiß, wie dergleichen Dinge gemacht werden, ich kenne die Niederträchtigkeit der Menschen, und jetzt wirst Du die Wichtigkeit der wenigen Maßregeln, die ich beim Erscheinen des „Almansor" nehmen mußte, genugsam einsehen. Ich höre, das Stück sei ausgetrampelt worden; hast Du nichts Spezielles gehört? Braunschweiger Meßjuden haben diese Nachricht in ganz Israel verbreitet, und in Hamburg bin ich ordentlich kondoliert worden. Die Geschichte ist mir sehr fatal, sie influenziert schlecht auf meine Lage, und ich weiß nicht, wie dieses zu reparieren ist. Die Welt mit den dazu gehörigen Dumm-

köpfen ist mir nicht so gleichgültig, wie Du glaubst. — Ich kriege hier die „Elegante Welt" nicht zu sehen, und ich bitte Dich, wenn Du etwas über den „Almansor" darin findest, es abzuschreiben und mir umgehend herzuschicken. — Vergiß nicht!!!

Ich sage Dir, es ist eine wahre Kunst, kleine Briefe zu schreiben. Ich nahm mir vor, Dir heute nur zwei Seiten zu schreiben, und schon drei sind voll, ohne daß ich eine Hauptsache berührt. Dies ist Deine mir nach Hamburg geschickte Recension. Ich bedürfte noch einiger Blätter, wenn ich ausführlich darüber sprechen wollte. Es möge daher bloß bemerkt werden, daß sie mir ganz erstaunlich gefallen, daß die zweite Hälfte derselben auch stilistisch vortrefflich ist, und daß noch niemand mich so tief begriffen hat wie der Verfasser dieser Recension. Ich sage diesem geliebten Verfasser meinen innigsten Dank. Es ist noch ein besonderer Grund hinzugetreten, weshalb ich wünsche, daß derselbe unbekannt bleibe. Es hat doch niemand erfahren, daß Du der liebe Verfasser bist. Daß man mich am Rhein ignorieren will, ist begreiflich; ich bin den literarischen Lausangeln über den Kopf gewachsen, und obendrein sind sie erbittert auf den unchristlichen „Almansor". Erhältst Du noch den „Westfälischen Anzeiger" und die „Rheinischen Blätter"? Wenn Du sie vielleicht gesammelt hast, so schicke Sie mir her. Ich will endlich auch nach dem Rhein und Westfalen schreiben, daß man sie mir herschicke. — Immermann scheint mir nicht ganz gewogen. Ich habe seinen „Periander" gelesen. Es ist dies Buch eine höchst merkwürdige Erscheinung. Ich kann es nicht beurteilen; daß entzückend schöne Einzelheiten darin enthalten sind,

sehe ich wohl; ob aber das Ganze ein geistreiche Zusammenschmelzung des Antiken mit dem Modernen oder bloß eine verunglückte Zusammenknetung des Sophokles und des Shakespeares ist — das weiß ich nicht. Es sind rein antike und rein moderne Formen nebeneinander gestellt, wahrhaft antiker Geist bricht manchmal hervor — aber ich will erst mal hören, was Andere sagen. — Ich schreibe jetzt gar nichts Poetisches, doch drängt's mich, meine Tragödie zu schreiben. Es hängt alles von meinem Kopfe ab. Wenigstens das weiß ich, daß ich sobald nichts drucken lasse. — Denk' an die Notizen über Liebeszauber. Die sechs Exemplare der „Tragödien" habe ich ebenfalls erhalten. — — —

Lebe wohl, guter Moses, und bleibe mir gewogen, schreibe mir bald, es braucht ja nicht viel zu sein, und Du brauchst mich ja nicht weitläufig philosophisch zu konstruieren, wie in Deinem vorigen Briefe. — Mit meiner Gesundheit sieht es seit drei Tagen viel besser aus, drei Tage ohne Kopfschmerzen — etwa Nachwirkung des Bades? Ich fange wieder an, Lebenkraft und Hoffnung zu empfinden. Bist Du nicht mit dem Schlusse meines Briefes zufrieden?

45. An Charlotte Embden.

Lüneburg, den 12. Oktober 1823.

Deinen lieben kleinen Brief vom 7. Oktober habe vorige Woche richtig erhalten und hinlänglich geküßt. Es ist alles so niedlich was Du schreibst, als hätte es der geschickteste Zuckerbäcker gedrechselt. Schreibe mir oft, Du machst mir jedesmal dadurch ein Vergnügen.

Wir befinden uns alle sehr wohl. Mutter und Vater befinden sich wohl. Gustav befand sich wohl, nur zu wohl. Marchen ist fleißig, großer Pedant. Aber ist doch ordentlich, und man braucht wegen seiner nichts zu fürchten. —

Wir haben eine neue Köchin, welche sehr frech. Behalte Dein Mädchen, rate ich Dir. — Mein Kopf bessert sich täglich. Wie kannst Du glauben, daß ich nicht darauf bedacht sei, den bekannten juristischen Plan auszuführen? Ich liebe Dich unaussprechlich und schmachte danach Dich mal wiederzusehen, gibt es doch niemand auf der Welt, in dessen Gesellschaft es mir wohler zumute wäre, als in der meiner Schwester. Wir verstehen uns so gut, wir allein sind vernünftig, und die ganze Welt ist verrückt. Schreibe mir viel, was es dort neues gibt. Schone Deine Gesundheit, das viele Herumwirtschaften ist Dir nicht gesund. Sei nachgiebig gegen Deinen Mann, er ist wahrhaftig ein seelenguter Mensch. Wir beide unterscheiden uns darin, daß bei ihm in seinem Kopf die Schrauben zu fest geschraubt sind und daß sie bei mir zu lose geschraubt sind. Soeben erhalte ich die Adresse der Bücher, Jan geht sie holen. Es ist hier sehr langweilig, doch bin ich vergnügt. —

Lebe wohl und behalte mich lieb.

46. An Friedrich Wilhelm Gubitz.

Lüneburg, den 21. Oktober 1823.

Lieber Professor!

Aus diesem Briefe ersehen Sie, daß ich noch unter den Lebenden bin; daß Sie noch leben, weiß ich, das

Gegenteil hätte ich ja sonst in der Zeitung gelesen. Ich befinde mich immer noch nicht ganz wohl, obwohl meine Vergnügungsreisen diesen Sommer und der Gebrauch des Curhavener Seebades meinen Gesundheitszustand erstaunlich verbessert. In Hamburg habe ich Ihren lieben Brief richtig erhalten. Die Einlage habe ich nicht besorgen können, da der Dr. B. sich nicht in Hamburg befindet, und kein Mensch dort von ihm weiß und wissen will. Sein Ruf ist schlecht, und zwar sehr schlecht. Ich bemühte mich vergeblich, Ihnen einen Hamburger Korrespondenten zu schaffen. Lebrün hatte endlich den Auftrag dazu übernommen, versprach den Professor Zimmermann als Hamburger Theaterrezensent für den „Gesellschafter" zu gewinnen, ist wahrscheinlich nicht dazu gekommen, und hat, wie ich später erfuhr, den Dr. Bärmann ergriffen. Dieser aber gefällt mir nicht sonderlich, und ich habe bei meiner zweiten Durchreise durch Hamburg einen Dr. Wolff auf Ihr Bedürfnis aufmerksam gemacht.

Ich habe in Hamburg mit Vergnügen das Theater besucht; ich glaube nicht, daß die Chinesen ein besseres haben. Ihren Schwager Lenz, ein alter Bekannter von mir, habe ich gesprochen. Einige neue Bekanntschaften habe ich gemacht. Viele erkundigten sich nach Ihnen, Sie sind auch in Hamburg berühmt! Den großen Lotz habe ich nicht besucht. Bei meinem goldenen Oheim habe ich eine gute Aufnahme gefunden. Den Komponisten Methfessel habe ich kennen gelernt; ich achte ihn ganz erstaunlich hoch, und wünsche, daß Sie beifolgende paar Zeilen, die ich über ihn geschrieben, im „Gesellschafter" abdrucken lassen.

Es wäre mir sehr lieb, wenn dies so bald als möglich geschähe, da ich mich schon in Hamburg geäußert, daß ich etwas über Methfessel sagen wolle. Ich wünsche zwei Exemplare des Abdrucks hergeschickt zu bekommen; entschuldigen Sie diese Mühe. Ich denke bald etwas Gutes für den „Gesellschafter“ liefern zu können, ich habe diesen ganzen Sommer mich bloß mit meiner Gesundheitsherstellung beschäftigt und keine Zeile geschrieben. Jetzt quälen mich juristische Arbeiten, da ich mein juristisches Studium bald zu vollenden gedenke, damit die holde Justitia mir Brot gebe. Sie sehen, mein Plan, nach Paris zu reisen, ist auf die Seite gelegt, statt dessen will ich noch ein Jahr in Göttingen leben. Ich bleibe indessen noch einige Monate in Lüneburg, und meine Adresse bleibt: H. H. Stud. juris auf dem Markt in Lüneburg. In dem Dr. Christiani hier habe ich einen sehr geehrten und literarisch gebildeten Mann gefunden. Er hat mir versprochen, bald Beiträge für den „Gesellschafter“ zu liefern, unter denen einige höchst gelungene Übersetzungen aus dem Dänischen Ihren Beifall finden werden.

Ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen, daß alles, was Sie für die Verbreitung meiner Tragödien tun, Ihnen im Himmel vergütet wird. Am Rhein möchte man den unkatholischen „Almansor“ gern ignorieren, in Braunschweig, wo ihn der echt poetische Klingemann nach seiner Bearbeitung aufs Theater gebracht, ist er ausgepfiffen worden; in Braunschweig lebt auch — mein Busenfreund Köchy. — Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, grüßen Sie mir Ihre Frau, sowie Herrn

und Madame Lipke, und sein Sie versichert, daß ich nie aufhören werde zu sein

Ihr Sie liebender und verehrender

H. Heine.

47. An Moses Moser.

Lüneburg, den 5. oder 6. November 1823.

Ich habe Dir nichts zu schreiben, als daß ich wünsche, recht bald Brief von Dir zu erhalten. Hier giebt es keinen Stoff zu Mitteilungen, aber dort desto mehr, und Du wirst es also sein, der die Kosten der Correspondenz zu tragen hat. Auch hierin zeigt sich mein Egoismus. Alles verlangen, nichts geben. Wahrhaftig, ich bin ein Egoist, ich bin es, der seine Freunde beständig in Contribution setzt, der aber selber Niemand nützt, der keine Opfer bringt vor dem Altar des Guten, und der im Gegenteil den Altar mitsamt dem Guten hinopfert für seine Grille. Grille? Ha, da liegt's, würde der Prinz Hamletius sagen. Was sind wir selbst am Ende mehr, als eine Grille des Weltschöpfers! Und in Betracht des Egoismus kann man denjenigen einen Geizhals nennen, der jeden Groschen zusammenspart, schmutzig knausert und knickert und vielleicht die Armenbüchse beeinträchtigt — um für all sein Geld ein Kloster zu bauen oder, wenn Du willst, eine Synagoge! Beurteile niemand Anderleuts Grillen! Dies ist die Antwort auf Deine Frage, warum ich à tout prix mir eine feste und lucrative Stellung verschaffen will, und deshalb auf das Advocieren hinziele und mich nicht weiter in Armut und Drangsal herumschleppen will. Ich kann

Dir dieses nicht weiter erörtern, einst wirst Du den Schlüssel zu allen meinen Handlungen, den passe-partout zu meinem ganzen Leben erhalten, und dann wirst Du einsehen, wie unmöglich und (hier fehlt ein Wort) es war, mir jetzt zu raten, oder gar mich zu beurteilen. Genug davon.

Empört hat es mich, aus Deinem Briefe zu ersehen, daß man von Hamburg aus Schlechtes von mir gesagt und geschrieben. Auch in dem Briefe von Anselmi fand ich eine Andeutung, die nichts Gutes bedeutete. Ich erwarte von Dir, daß Du mir alles offenherzig schreibst. Es ist mir unendlich viel daran gelegen, zu wissen, was man in Hamburg von mir spricht. Wahrlich, dort in Hamburg habe ich nicht wie ein Egoist gehandelt.— — —

Ich schreibe fast gar nichts. Kopfschmerz und Jurisprudenz beschäftigen mich ausschließlich. Eine Menge kleiner Lieder liegen fertig, werden aber so bald nicht gedruckt werden. — Du schreibst von „anliegenden Zeilen Varnhagens“, aber in Deinem Briefe lagen keine — qu'est-ce que ça? Michel Beers „Paria“ ist ein Meisterstück, ich will es jetzt gern gestehen, da er mich ja für einen großen Dichter hält. Grüße ihn. Den Dr. Gans grüße ich recht herzlich. Ich erwarte sein „Erbrecht“. In der Dir geschickten Romanze mußt Du in der fünften Strophe den Vers verändern, nämlich: „Wie er sang die Liebesworte“ mußt Du setzen. Es gibt einen Abraham von Saragossa, aber Israel fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze ist eine Szene aus meinem eigenen Leben, bloß der Tiergarten wurde in den Garten des Alkalden verwandelt, Baronesse in Señora, und ich selbst in einen heiligen

Georgen oder gar Apoll! Es ist bloß das erste Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verspottet zeigt, und das dritte zeigt dieses Kind als erwachsenen Dominikaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode foltern läßt. Der Refrain dieser beiden Stücke korrespondiert mit dem Refrain des ersten Stücks; — aber es kann noch lange dauern, ehe ich sie schreibe. Auf jeden Fall werde ich diese Romanze in meiner nächsten Gedichtsammlung aufnehmen. Aber ich habe sehr wichtige Gründe, zu wünschen, daß sie früher in keine christliche Hände gerate; ich empfehle Dir daher bei etwaigen Mitteilungen derselben alle mögliche Behutsamkeit. — Grüße mir Robert, ich achte ihn sehr. — In betreff meines Bruders schreibe mir doch bald; es ist wirklich unrecht, daß ich noch keine Antwort darüber habe. Du kannst an Meyer Jacobsohn sagen, daß er mich sehr verbindet, wenn er meinen Bruder auf seinen Gütern employiert, in welcher Qualität es auch sei, damit derselbe nur beschäftigt werde. — Lebe wohl. Zunz lasse ich vielmal grüßen. Seinen Brief habe ich just einen Monat später erhalten, als er datiert ist. — Hillmars grüße, sowie auch Lehmann. — Was ich Dir in betreff der „Eleganten Welt" schrieb, darfst Du nicht vergessen.

Nun habe ich Dir auch etwas zu sagen: sei mir so gut, als es Dir möglich ist, und wenn ich Dir mißfalle, so zucke die Achseln, aber schüttele nicht den Kopf.

Dein Dich liebender Freund

H. Heine.

Du hast mir keine Antwort geschrieben in betreff der Westfälischen Blätter. Was machen Hohenhausens?

48. An Charlotte Embden.

Lüneburg, den 7. November 1823.

Du bist mir gewiß böse! Und dennoch würde ich Dir auch heute nicht schreiben, wenn ich Dir nicht den Nummernzettel zu schicken hätte, den ich den Büchern beizulegen vergaß. Schicke mir recht bald andere Bücher. — Und was hätte ich Dir auch zu schreiben? Wie wir leben weißt Du; — ich werde hier sehr honoriert. Besonders bin ich oft in Gesellschaft bei dem Superintendent Christiani; der Dr. Christiani hat mich in ganz Lüneburg berühmt gemacht, und meine Verse roulieren. Indessen suche ich immer, wo ich es kann, mich zurückzuziehen; meine Kopfschmerzen, die noch immer nicht verschwinden, und meine Jurisprudenz beschäftigen mich zu sehr. — Bildung ist hier gar keine; ich glaube auf dem Rathaus steht ein Kulturableiter. Aber die Menschen sind nicht schlimm. An Dich denke ich sehr oft, Du gutes liebes durchsichtiges Kind! Wie oft sehne ich mich danach, Deine kleinen Alabasterpfötchen zu küssen! habe mich nur lieb, so stark Du kannst! — Was Du mir von Methfessel schreibst erfreut mich. Grüße ihn recht herzlich. Ich möchte gerne mal meine Lieder singen hören. Ich will doch sehen, daß ich mir auch die Kleinsche Komposition derselben verschaffe. Wir alle befinden uns wohl. Lebe wohl kleine süße Christallpuppe. Mache mir ein Paar wollne Pantoffel. —

49. An Ludwig Robert.

Lüneburg, den 27. November 1823.

„Die Nemesis unter den Tieren —“ den Kopf herumgedreht und neugierig zugehört!

Aber es gibt nichts Neues zu hören, lieber Robert, außer daß ich noch lebe und Sie liebe. Letzteres wird ebenso lange dauern als das erstere, dessen Dauer sehr unbestimmt ist. Über das Leben hinaus verspreche ich nichts. Mit dem letzten Odemzuge ist alles vorbei, Freude, Liebe, Ärger, Lyrik, Makkaroni, Normaltheater, Linden, Himbeerbonbons, Macht der Verhältnisse, Klatschen, Hundegebell, Champagner — und von dem mächtigen Talbot, der die Theater Deutschlands mit seinem Ruhm erfüllte, bleibt nichts übrig, als eine Hand voll leichter Makulatur. Die aeterna nox des Käseladens verschlingt die Tochter Jephtas mitsamt dem ausgepfiffenen „Almansor". Es ist wahrlich eine düstere Stimmung, in der ich seit zwei Monaten hinbrüte; ich sehe nichts als offene Gräber, Dummköpfe und wandelnde Rechenexempel. Selten fällt mir ein Sonnenstrahl ins Herz, ein Sonnenstrahl, wie der freundliche Gruß der schönen Schwäbin, den mir Moser gütigst zukommen ließ, und wie die Nachricht, daß auch Ludwig Robert meiner nicht vergessen hat. Ich habe demselben noch nachträglich zu danken für die wohlwollenden Äußerungen im Morgenblatte. Diese waren mir doppelt lieb, da ich daraus ersah, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe, und daß Sie nicht kleinlich sind wie die übrigen. Nicht kleinlich sein, das ist etwas, das mir mehr gefällt, als all die andern Seeleneigenschaften, die von unseren Moralkompendien so viel gepriesen werden. Glauben Sie aber auch nicht, daß ich es sei, wenn ich es auch zuweilen scheinen mag. Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntnisse zu lesen, und zu sehen, wie ich meine Zeitgenossen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drang-

volles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee übergeht. Es liegt mir viel, sehr viel an der Anerkennung der Masse, und doch gibt's niemand, der wie ich den Volksbeifall verachtet und seine Persönlichkeit vor den Äußerungen desselben verbirgt.

Mein Versprechen in betreff der „Rheinblüten" hatte ich durchaus nicht vergessen. Nun ist es mir lieb, daß Sie ein Gedicht, das Sie durch Mosern zu Gesicht bekommen, für die „Rheinblüten" zu haben wünschen. Ich bestimme es daher für dieselben und wünsche, daß es mit der bloßen Chiffre — e. (— e.) unterzeichnet und „Die Tochter des Alkaden" überschrieben werde. Vielleicht muß ich noch etwas daran feilen, da ich es rasch schrieb und fortschickte, ohne es zu überlesen. Es war mir lieb, daß es Ihnen nicht mißfiel, da ich am Werte desselben zweifelte. Das Gedicht drückt nämlich nicht gut aus, was ich eigentlich sagen wollte, und sagt vielleicht gar etwas anders. Es sollte wahrlich kein Lachen erregen, noch viel weniger eine mokante Tendenz zeigen. Etwas, das ein individuell Geschehenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeschichtliches ist, und das sich klar in mir abspiegelte, wollte ich einfach, absichtlos und episch-parteilos zurückgeben im Gedichte; — und das Ganze hatte ich ernst-wehmütig, und nicht lachend, aufgefaßt, und es sollte sogar das erste Stück einer tragischen Trilogie sein. Ich spreche schon zu viel über dieses kleine Gedicht; aber es geht mir immer wie Ihrer Schwester, der Varnhagen, die muß auch, wie sie mir sagte, große Briefe schreiben, wenn sie etwas sagen will. Grüßen Sie mir vielmal die liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele. Sagen Sie ihr, daß es ein

seltener Fall ist, wenn ich nicht an sie denke. Die ganze vorige Woche beschäftigte ich mich mit ihr. Ich las nämlich Madame Staëls „Corinna". Ich hätte dieses Buch gar nicht verstehen können vor jener großen Lebensepoche, als ich Ihre Schwester kennen lernte. Und, lieber Robert, Sie können kaum glauben, wie artig ich mich jetzt gegen Frau von Varnhagen betrage, — ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Goethe gelesen!!! Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, sondern ein sehender. Goethe gefällt mir sehr gut. Ich möchte gern an Frau von Varnhagen schreiben, aber es würde mir zu viel Schmerzen machen; ohne falsch zu sein, könnte ich Herrn von Varnhagen nicht unerwähnt lassen. Dieser Mann hat mir viel Gutes und Liebes erwiesen, mehr als ich ihm je danken kann, und ich werde gewiß lebenslänglich gegen ihn dankbar sein; aber ein Schmerz, wogegen der Zahnschmerz, (wissen Sie, was das ist?) der Zahnschmerz, den ich in diesem Augenblick empfinde, ein wahres Wonnegefühl ist, zerreißt mir die Seele, wenn ich an Varnhagen denke. Er selbst ist wohl wenig schuld daran, er hat bloß mal den Einfall gehabt, gegen mich den Antonio spielen zu wollen. Ich kann viel vertragen, und hätte auch das, wie gewöhnlich, abgeschüttelt — aber dieses ereignete sich just zu einer Stunde, wo ich gar nichts vertragen konnte, und wo jedes Unsänftigliche, sei es nur ein Wort, ein Blick, eine Bewegung, mir eine unheilbare Wunde verursachen mußte. Sie kennen das Leben, lieber Robert, und Sie wissen, daß es solche Stunden im Leben gibt, wo uns die Liebsten am tiefsten verletzen können, daß diese Verletzung ein unvergeßliches Gefühl in uns allmählich

aufkommen läßt, für welches unsere Sprache kein Wort hat, ein Gefühl, worin die alte Liebe noch immer lebt, aber mit Rhabarber, Unwillen und Tod vermischt ist. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, und in Verzweiflung darüber — sind mir die Zahnschmerzen vergangen.

Leben Sie wohl, bleiben Sie mir gewogen, grüßen Sie mir Ihre schöne Frau, sagen Sie ihr, daß ich die „Rheinblüten" von 1824 gelesen — ich darf nicht darüber sprechen, sonst kostet es zu viel Papier, bloß am „Julian" hatte ich was auszusetzen — und sein Sie versichert, daß ich Sie liebe.

H. Heine.

Ich habe, seit ich in Hamburg war, keine Blätter zu Gesicht bekommen, und Ihr Festspiel auf Goethes Geburtstag, wovon man mir viel Schönes erzählt, habe ich noch nicht gelesen. Das „Morgenblatt" ist ein sehr gutes Blatt, und ich bin auch gesonnen, in der Folge einige kleine Gedichte darin abdrucken zu lassen. Ich möchte wohl von Ihnen wissen, ob ich mich der Redaktion vorher zum Mitarbeiter anbieten muß, ehe ich die Beiträge einschicke.

Der Obige.

Hitzigs Büchlein über Werner habe ich gelesen; Eiter! Nichts als Eiter! Auch Hoffmanns Nachlaßfratzen von demselben hab ich gelesen und bin fast seekrank davon geworden. Ferner las ich Immermanns „Periander"; es ist das schlechteste Meisterstück, das ich kenne. Varnhagens Zusammenstellung über Goethe hab' ich zu

Gesicht bekommen; es ist ein literarischer Triumphbogen. Das Wort „Ich bin ihr jetzt unter Brüdern 6000 Taler mehr wert“, ist das beste, was ich je gesagt habe. Von Friederike fand ich manches, was ich mir gern schenken ließe. Ich hab auch — Prof. Schütz dickes Buch über Goethe und Pustkuchen durchblättert; ich mußte gleich die Fenster öffnen, des fatalen Geruchs wegen. Die Schrift von Eckermann hab ich soeben erhalten. Ach! wie gerne möcht ich den Goethischen Befreiungskrieg mitmachen als freiwilliger Jäger; aber ich stehe bis am Hals im Moraste römischer Gesetze. Ich habe kein Privatvermögen und muß fürs liebe Brot sorgen; und bin dabei so vornehm, wie Ihnen der gute, gelehrte Moser geklagt haben wird.

Grüßen Sie mir nochmals Ihre Frau.

Der Obige.

50. An Moses Moser.

Lüneburg, den 28. November 1823.

Es fängt schon an, sehr kalt zu werden, und Du hast mir nie gesagt, ob Du auch Deinen Mantel zurückerhalten hattest. Vor meiner Abreise nach Hamburg hatte ich ihn auf die Post gegeben. Es fiel mir diese Nacht ein, daß Du eine so vermaledeite Delikatesse hast, und vielleicht den Mantel nicht erhalten hast und schweigst.

Deinen Brief vom 8. Oktober hab ich erhalten. Damit kreuzte sich mein Brief. Das ist ein kaufmännischer Ausdruck, dessen ich mich erinnere aus den

Tagen, wo ich partout ein Kaufmann sein wollte. Ho! Ho! ich kenne noch dergleichen Ausdrücke viele und könnte ein israelitisches Erbauungsbuch schreiben.

Du schreibst mir nicht! Das ist nicht kaufmännisch! Du sollst den „Ralus" und den Hegel zum Teufel werfen und Dich an Nelkenbrecher halten. Aufgabe: Wenn die Elle Kattun 6 Groschen wert ist, was ist dann der „Almansor" wert? und wenn der „Almansor" 3 Groschen 4 Pfennig wert ist, was ist dann der Verfasser wert?

? — 1
1 — ~~6~~ 2
2 ~~4~~ — 5
~~32~~ ~~183¼~~ — ~~250~~ 112
1 — ~~3¾~~ ~~23~~ 2

facit: 2 Groschen 3 Pfennig.

So viel bin ich wert, und für diesen Brief mußt Du mehr bezahlen, — Du bist ein schlechter Kaufmann. Aber Gott sei Dank, ich bin doch etwas wert, und sei es noch so wenig. Ich bitte Dich, rechne es aus in Hamburger banco und schreib es an Cohen.

Aber mir sollst Du haarklein schreiben, was man in Hamburg für mich gibt, und zu welchem Cours man mich dort berechnet.

Daß Dir die Romanze gefallen, ist mir lieb. Daß Du darüber gelacht, war mir nicht ganz recht. Aber es geht mir oft so, ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird. Daß Du d i e Romanze Leuten wie Roberts mitgeteilt, tadle ich nicht. Herzlich gern leide ich es, wenn Du von dem Gedichte einer Dame, von der Du weißt, daß sie es nicht

in die unrechten Hände gibt, eine Abschrift erteilest Unbekannterweise meinen ehrlichsten Gruß an Madame Moritz Robert. Übrigens habe ich gestern abend an Ludwig Robert geschrieben und es ihm übertragen, diese Romanze (ohne meinen Namen) in den „Rheinblüten" abdrucken zu lassen. Da ich seine Adresse dort nicht weiß, so bitte ich Dich, den einliegenden Brief ihm unverzüglich zu geben oder zu überschicken. Ludwig Robert ist mir sehr lieb. Er hat sich nicht kleinlich gegen mich gezeigt, und das ist viel in dieser kleinlichen, egoistischen Welt. Seine Schwester lieb' ich auch sehr. Varnhagen ist mir noch immer lieb, aber eine feindliche Stunde hat uns beide auf immer geschieden. Bei meinem Zusammentreffen mit ihm in Hamburg hat er mich verletzt und Du weißt, wie reizbar ich dort war. Nicht wahr die Robert ist schön? Hab ich Dir viel gesagt? Sie vereinigt in sich die Jokaste und die Julia, das Antikste und Modernste.

Ich arbeite viel, ich werde sehr gelehrt; aber zu poetischen Arbeiten ist mein Kopf zu dumpf und zu sehr von Schmerzen durchzuckt. — — —

Schreibe mir auch was über den Verein. Hat der Michel Beer geantwortet? Von meinem Oheim von Geldern hab ich Brief erhalten; er schreibt mir, daß ich am ganzen Rheinstrom jetzt ebenso verhaßt sei, wie ich sonst geliebt war, weil man dort sagt, daß ich für die Juden mich interessiere. Wahrlich, ich habe gelacht O wie verachte ich das Menschenpack, das unbeschnittene mitsamt dem beschnittenen! Mein Oheim (von Geldern) beauftragt mich, drei Exemplare des bald herauskommenden (???) II. Bandes (soll gewiß Heft heißen) des

Zeitschrift zu bestellen. Er wird von dort aus den Betrag einschicken. — Auch über die Jacobsohnsche Antwort hab ich gelacht. Wär ich in Berlin, so würde ich dem Verein den Vorschlag machen, den Dr. Jacobsohn zum Präsidenten der Ackerbaugesellschaft zu erwählen. Wahrlich, ich will mich hüten, je in den Fall zu kommen, für mich selbst die Gefälligkeit eines reichen Juden in Anspruch nehmen zu müssen. —

In betreff meiner Pläne für die Zukunft habe ich nichts geändert. Bei Göttingen bleibt's. Ob ich auf einige Tage nach Berlin komme, ist ungewiß, es kostet mir zu viel Geld, und Du weißt, ich kann nichts missen. Und Schulden zu machen ist nicht meine Gewohnheit. Das weißt Du auch!!?? — —? Lebe wohl, behalte mich lieb, und sei versichert, daß ich Dich liebe. — Um Gotteswillen, ist es Dein Ernst, daß der „Ratcliff" auf die Bühne kommen soll? Gib mir Gewißheit. Es wär mein Glück, wenn dieser gefällt.

H. Heine.

Nach Pommern brauchst Du meines Bruders halber nicht zu schreiben. Es wäre schade um das liebe Porto. Mein Bruder hat, mit einer Geldzugabe, ein einstweiliges Unterkommen in Holstein gefunden. — Grüße mir alle Bekannte. Meinem Gönner Lehmann habe ich ein Briefchen beigelegt. — Erkundige Dich genau wegen des „Ratcliffs". Er hat wahrlich nicht hinlängliche Anerkennung gefunden. Wär ich nicht zu verstimmt und ärgerlich, so würde ich etwas Anregendes über denselben schreiben. Die Zeitschriften sind freilich nur die Pißecken der Literatur, aber alle Annonzen

sind dort angeschlagen. Es ist wohl von mir nirgends mehr die Rede? O, Böhringer! Böhringer! laß mich mit Dir tauschen! — Ich glaube, Dümmler hat meine Anweisung, an die meisten Redaktionen der Zeitschriften Exemplare zu schicken, nicht ausgeübt. Forsche ihn doch darüber aus. Vergiß nicht! — Wenn Du Dir mal ein Vergnügen machen willst, so lese die „Corinna" von Madame Staël; es wird Dich ansprechen. — Mache doch, daß Gans sein Versprechen hält und mir das Erbrecht schickt.

51. An Josef Lehmann.

Lüneburg, den 28. November 1823.

Lieber Lehmann!

Ihr letzter Brief hat mich, wie gewöhnlich, erfreut als ein Zeichen Ihrer Freundschaft. Doch hab ich mich über denselben zu beklagen; er scheint mir zu knapp. Das Format ist zu klein, und Ihre Buchstaben sind zu groß; und ich bin doch immer begierig, viel von Ihnen zu erfahren. Wie leben Sie, wie geht's Ihnen? Was macht Ihre Muse? Ich bekomme hier keine Zeitschriften zu sehen, und der H. A n s e l m i wird mir fremd; nicht der L e h m a n n. Was mich betrifft, so arbeite ich jetzt viel, freilich bloß ernsthafte Sachen und Brotstudien. Das Versemachen hab ich auf bessere Zeiten verspart; und wozu soll ich sie auch machen? Nur das Gemeine und Schlechte herrscht, und ich will diese Herrschaft nicht anerkennen. Noch viel weniger aber gelüstet mich's nach Martyrkronen. — Was ich für die Zukunft beab-

sichtige, kann Ihnen Moser sagen, der weiß es ebenso gut, als ich selbst.

Von Ihnen verlange ich, daß Sie mir gewogen bleiben. Vielen Menschen bin ich jetzt bekannt, aber wenige sind mir gut. Am Rhein, wie mir mein Oheim schreibt, haßt man mich sogar. Was hat man Ihnen über mich von Hamburg geschrieben? Bitte, bitte, bitte, sagen Sie es mir doch! Sie äußerten sich so mysteriös.

Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht Ihren

ergebenen

H. Heine.

52. An Charlotte Embden.

Lüneburg, den 8. Dezember 1823.

Liebe kleine Seele!

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, weil ich noch immer Antwort auf einen meiner letzten Briefe von Dir erwartete. Ich hätte mich freilich nicht daran kehren und doch schreiben sollen, aber ich habe doch eine gute Ausrede. Überdies bin ich zu mißmütig um etwas Heitres zu sagen, und Du weißt, wenn ich meine düstere Stunde habe, so laß ich mich nicht vor Dir sehen. Du sollst mich immer rosenrot sehen, und sollst mich lieb haben. O, wie freut mich die Nachricht, daß Du bald herkommst! Ich höre Dich schon: wau, wau! Ich küsse schon im Gedanken die lieben Töne. — Es freut mich auch Moritz zu sehen. Ich muß ihm wohlwollen, wenn ich höre, daß er Dich so sehr liebt, wie Vater nicht genug erzählen kann. O wie schön ist es, wenn Ihr beide

wechselseitig Eure schwachen Seiten ertragen lernt. Wechselseitige Nachsicht, Billigkeit, Verständnis gründet eine gute Ehe. Moritz wird schon wissen, wie er so ein liebes, gläsernes, hübsches und wunderliches Spielzeug, wie Du bist, zu behandeln hat. Ich hoffe, daß Du Dich wohl befindest, liebes Lottchen. Sei versichert, daß ich immer an Dich denke. Ich weiß ja, daß der liebe Gott haben will, daß Dir alle Menschen die Hände küssen. Daran glaube ich, das ist meine Religion.

53. An Charlotte Embden.

Lüneburg, den 26. Dezember 1823.

Liebe Lotte!

Es ist himmelschreiendes Unrecht, daß ich keine Zeile von Dir zu sehen kriege. — Wie lebst Du, was machst Du? — O wie schmerzt es mich, daß ich abreisen muß, ohne Dich süßes Wesen wiedergesehen, und gesprochen, und geküßt zu haben! — Ich breche mir schon den ganzen Morgen den Kopf, ob ich ein oder zwei Finger darum gäbe, wenn ich einige Jahre in Deiner Nähe verleben könnte. Ich würde nach Hamburg kommen, Abschied von Dir zu nehmen, wenn ich dort nicht durch eine große Reihe Bekannte moralisch Spießruten laufen müßte. —

Schreibe mir dann und wann, wenn ich in Göttingen bin. Deine Briefe tragen ganz das Gepräge Deiner netten Seele, und sind wahre Bonbons für mein Herz. — Der Gedanke an Dich, liebe Schwester, muß mich zuweilen aufrecht halten, wenn die große Masse mit

ihrem dummen Haß und ihrer ekelhaften Liebe mich niederdrückt. — Ich gratuliere Dir zum neuen Jahre. Auch Moritz gratuliere ich, ich will ihm von Göttingen aus schreiben. Hier habe ich ihm nichts zu sagen und für bloße Konvenienzbriefe mit gehörigem Wasseraufguß ist er mir zu gut. — Ach, ich bitte Dich, wenn Du zu Solomon Heines kommst, so gratuliere dort in meinem Namen. Auch Henry Heine grüße mitsamt der ganzen Henriade. Und wenn Dir das nicht schon zu lästig ist, so grüße mir alle Embdens.

Vor allem aber lebe wohl und behalte mich lieb.

54. An Charlotte Embden.

Lüneburg, den 9. Januar 1824.

Liebe kleine Person!

Heute reise ich noch nicht, aber ich reise übermorgen, wenn meine Hemden unterdessen trocken sind und wenn ein Brief, den ich von Berlin erwarte, anangekommen ist. Du weißt noch von Hamburg her, daß ich überall wo ich bin, so leicht kleben bleibe. Aber heute über 8 Tage, müssen die Tore und Menschengesichter Lüneburgs hinter mir sein. Von meinen Eltern wird mir der Abschied schwer werden. Wir deklamieren Dein Trompeterstücken: Calypso ne pouvait se consoler du départ d'Ulysse. — Denkst Du kleine Französin noch an jene Telemachzeit? — Wie gerne küßte ich Dir noch einmal die charmanten Katzenpfötchen, ehe ich mich aus dieser Gegend entferne. — Auch von Amichen wird mir der Abschied schwer. Die kleine Bestie

hat mir hier wahrlich manche Stunde verschönert. Wenn ich jeden Abend lese, sitzt das nette Tierchen auf meiner Schulter und fängt immer an zu bellen, wenn ich an eine schöne Stelle des Buches komme. Amichen hat mehr Verstand und Gefühl als alle deutschen Philosophen und Poeten. —

Über Deinen Brief vom 31. Dezember habe ich mich recht gefreut. Über Deine literarische Not habe ich herzlich gelacht. Schreibe mir oft. Daß ich an ein Trauerspiel arbeite, wie man Dir berichtet, hat nicht ganz seine Richtigkeit.

Ich habe nämlich noch keine Zeile davon geschrieben, und das Stück existiert bis jetzt bloß in meinem Kopfe, wo noch manche andere Stücke und noch viele gute Bücher bereit liegen. Aber jetzt bin ich zu krank, um etwas zu schreiben, und meine wenigen gesunden Stunden sind meinen Studien gewidmet. Es ist jetzt überhaupt noch immer die Zeit der Saat bei mir, ich hoffe aber auf eine gute Ernte. — Ich suche die verschiedenartigsten Kenntnisse in mir aufzunehmen und werde mich in Folge desto vielseitiger und ausgebildeter als Schriftsteller zeigen. Der Poet ist bloß ein kleiner Teil von mir, ich glaube, Du kennst mich hinlänglich, um dieses zu begreifen. Deinen Rat, recht viele in meinem Trauerspiel sterben zu lassen, habe ich mir gemerkt. Ach Gott! ich wollte, ich könnte alle meine Feinde darin sterben lassen.

Moritz grüße mir recht viele tausendmal. Wiederhole ihm die Versicherung meiner Freundschaft. Wer mein kleines Lottchen liebt, den liebe ich auch. Außerdem bin ich ja auch ein großer Verehrer von Archenholz.

— Ich hoffe, liebes Lottchen, daß Du mir in Göttingen viele liebe Briefchen zukommen lassen wirst, jedes derselben erheitert meine Seele. Alles, was Du schreibst, ist so lieb und klar; wie ein reiner Spiegel zeigt mir jede Zeile Dein gutes Originalgemüt. Lebe wohl und behalte mich lieb.

55. An Moses Moser.

Noch immer Lüneburg, den 9. Januar 1824.

Deine Briefe vom 20. Dezember und 3. Januar habe ich erhalten. So sehr ich auch das Bedürfnis fühle, Dir einen großen Brief heute zu schreiben, so kann ich Dir doch nur einige Zeilen, und zwar sehr flüchtige, schreiben. Ich bin zu sehr kaput, und mein Kopf dröhnt. Ich reise heute über acht Tag ab nach Göttingen und denke, daß mich die Reise, die ich nicht gar zu schnell abzutun gedenke, aufheitern und, durch die Lebensveränderung, auch stärken wird. Heute will ich Dir bloß für die Besorgung des Zeugnisses danken. Bei den heute anbei zurückkommenden Büchern findest Du 1½ Louisdor, wovon Du 4 Taler 20 Silbergroschen für Deine letzte Zeugnisauslage behältst und den Rest dem Rendanten des Vereins zustellst. Ich weiß wirklich nicht, wie viel mein Beitrag, der jetzt gewiß ein halb Jahr unbezahlt geblieben, beträgt. (Ich habe mal von Dir über diese Anfrage keine Antwort erhalten.) Ist es eine Kleinigkeit mehr, so tue mir die Liebe, lege solche bei. Du bist wahrlich der Marquis Posa und Kreditor Deiner Freunde! Ich muß bei Dir sehr hoch in der Kreide stehen,

habe Dich schon mal deshalb gefragt, weiß nicht, wie viel; und, ehrlich gesagt, bin auch deshalb ruhig, denn wegen der fatal vielen Auslagen, die ich jetzt habe, würde mich die Bezahlung dieser Schuld genieren in diesem Augenblick, aber es ist Dir nicht verloren; obschon Du einst mit einem köstlich drolligen Ausdruck zu äußern pflegtest: „Studenten bezahlen nie etwas zurück". Ich muß in diesem Augenblick herzlich lachen, wenn ich an den Ton denke, womit Du dieses sagtest. Und wahrhaftig, Du hast recht. Ich verliere viel auf diese Art. Wenn jetzt ein Student einen Taler von mir gepumpt haben will, so schenke ich ihm lieber 23 Groschen und habe einen Groschen reinen Profit. Ist es aber nicht dumm von mir, daß ich Dir, meinem Kreditor, dieses sage?

Verdrießlich hat's mich gemacht, daß Du meinen Wunsch, kurze Briefe von Dir zu haben, auf eine Art, die fast eine Unart ist, auf eine grämlich pikierte Weise glossiert. Um des lieben Himmels willen, ein Mensch, der den Hegel und den Valmiki im Original liest und versteht, kann eine meiner gewöhnlichsten Geistesabbreviaturen nicht verstehen! Um Gotteswillen, wie müssen mich erst die übrigen Menschen mißverstehen, wenn Moser, ein Schüler Friedländers und Zeitgenosse von Gans, Moser, Moses Moser, mein Erzfreund, der philosophische Teil meiner selbst, die korrekte Prachtausgabe eines wirklichen Menschen, l'homme de la liberté et de la vertu, der secrétaire perpétuel des Vereins, der Epilog von Nathan dem Weisen, der Rezensent von Bernays, die eiserne Kiste von Cohen, der Normalhumanist, — wo halte ich? — ich will nur sagen, wie

schlimm es für mich aussieht, wenn auch Moser mich mißversteht. Sogar die Beiwörter „gut" und „gelehrt" mißfallen Dir; wollte Gott, ich könnte sie bei mir selbst in so weitem Sinne anwenden! „Ich liebe Dich von ganzer Seele, und bin kein Schuft" — wenn Du diese Formel im Kopfe behältst, werden Dir meine Ausdrücke nie mißfallen, sogar obige nicht. Ich will lieber kurze Briefe, als lange, die selten kommen. Oft will ich Brief von Dir haben, wenn Du auch wenig zu schreiben hast. Gewiß ist es mir lieber, wenn Du oft und viel schreibst.

O Menschen! ihr pißt wie Freigeister und denkt wie Saffianstiefel!

Vom Verein schreibst Du mir wenig. Denkst Du etwa, daß die Sache unserer Brüder mir nicht mehr so sehr am Herzen liege, wie sonst? Du irrst Dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, so hab ich es doch nicht aufgegeben, zu wirken. „Verwelke meine Rechte, wenn ich Deiner vergesse, Jeruscholayim!" sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen. — Ich wollte, ich könnte mich eine einzige Stunde mit Dir unterhalten über das, was ich, meist durch die eigene Lage angeregt, über Israel gedacht, und Du würdest sehen, wie — die Eselzucht auf dem Steinweg gedeiht, und wie Heine immer Heine sein wird und muß. Ich bin neugierig auf Deinen Aufsatz im 4. Hefte; schicke mir es nur gleich nach Göttingen, sobald es erscheint. Ich schreibe Dir, sobald ich ankomme, und schicke Dir meine Adresse. Wenn es mir möglich ist, will ich gewiß einen guten Aufsatz für die Zeitschrift liefern. Wenigstens liefere

ich bald einen Auszug aus dem Göttinger Reallexikon der Bibliothek über die Juden betreffende Literatur, im Fall dieser Artikel der Mühe wert ist, abzuschreiben. Grüße mir Zunz vielmal; ich habe mich über seine Beförderung herzlich gefreut. Entschuldige mich, daß ich ihm noch nicht geschrieben, ich will ihm bald von G. aus schreiben. Du darfst ihm versichern, daß es nicht meine Faulheit ist, was mich am Schreiben hindert, sondern mein armer Kopf. Diese Zeilen schreibe ich sogar unter Schmerzen. Ich muß alle meine Freunde und Verhältnisse vernachlässigen. Darum habe ich auch dem Kriminalrat Hitzig noch nicht geschrieben, wie ich es längst gewollt. Gans hat Ursache, mir zu grollen. Wohlwill in Hamburg ist mir wirklich böse und legt mir mein Stillschweigen falsch aus. Du warst ja bei der Hohenhausen; wie ist sie auf mich zu sprechen? Es ist schändlich von mir, daß ich der guten Frau keine Zeile geschrieben. Apropos! wie ist „der Paria" aufgenommen worden? Gewiß gut, denn er ist auch nicht schlechter, als die Tragödien der meisten andern Dichter des Tages, und daß eine Tragödie notwendig schlecht sein muß, wenn ein Jude sie geschrieben hat, dieses Axiom darf jetzt nicht mehr aufs Tapet gebracht werden. Dafür kann mir Michael Beer nicht genug danken. Ist aber der arme verworfene Paria wirklich verworfen worden von den bebrillten Braminen und epaulettegeschmückten Schutras des Parterres, so tröste ihn mit dem Schicksal des Ben Abdullah, und gebe dem armen Paria den Rat, in den Armen einer Bajadere den Druck des Kastengeistes zu vergessen, und zwar durch die Ehe gandarva (Siehe Gans, Erbrecht I.)

Jetzt habe ich auch den Zettel von „Almansor“ zu Gesicht bekommen. Er ist mir von Braunschweig zugeschickt worden. Schon das von Klingemann entworfene Personenverzeichnis hat mich mit Ekel erfüllt.

Grüße mir Robert, wenn Du ihn siehst, und sage mir, was er macht, sowie auch dessen Schöne. — Ist Dein Freund Leßmann schon in Berlin, so empfehle mich demselben. — Hat Michael Beer in Paris geantwortet? und was? — Hörst Du nichts über Marcus? — Von meiner neuen Tragödie ist noch keine Zeile geschrieben.

Ich bin, gottlob! von meinem ärgerlichen Ausschlag jetzt kuriert. Ich hatte mir denselben durch die Boysensche Übersetzung des Korans zugezogen. An diesen Mahomet habe ich glauben müssen. Meine Bestialität findet ihresgleichen nicht. Oder ist es Ironie, daß ich mich im Gassenkot wälze? — Mit Hamburg stehe ich ziemlich gut. — Lebe wohl und bleibe mir gut. Schone mich nie, wahrlich Dich schone ich auch nicht. Nur Schwächlinge muß man schonen. Ich bleibe immer

H. Heine.

56. An Moses Moser.

Hannover, den 21. Januar 1824.

Mögen die Götter Dein Haupt beschirmen!

Aus dieser Apostrophe siehst Du, daß ich noch an die Götter glaube und daß ich nicht so gottlos bin, wie man sagt; aus dem Datum oben ersiehst Du, daß ich jetzt in derjenigen Stadt bin, wo man die Folter erst vor einigen Jahren abgeschafft hat. Ich bin gestern abend

angekommen und blieb heute hier, weil ich mich gar zu erschöpft fühle von der Nacht, die ich durchgefahren, in sehr schlechtem Wetter und noch schlechterer Gesellschaft. Ich bin übermorgen in Göttingen und begrüße wieder den ehrwürdigen Carcer, die läppischen Löwen auf dem Wendertore und den Rosenstrauch auf dem Grab der schönen Cäcilie. Ich finde vielleicht keinen einzigen meiner früheren Bekannten in Göttingen; das hat was Unheimliches. Ich glaube auch, daß ich die erste Zeit sehr verdrießlich leben werde, dann gewöhne ich mich an meinen Zustand, befreunde mich peu à peu mit dem Unabwendbaren, und am Ende ist mir der Platz ordentlich lieb geworden, und es macht mir Schmerzen, wenn ich davon scheiden muß. Es ist mir immer so gegangen, so halb und halb auch in Lüneburg. Lorsque mon départ de cette ville s'approchait, les hommes et les femmes, et principalement les belles femmes, s'empressaient de me plaire et de me faire regretter mon séjour de Lunebourg. Voilà la perfidie des hommes, ils nous font des peines même quand ils semblent nous cajoler.

Das Licht ist tief herabgebrannt, es ist spät, und ich bin zu schläfrig, um deutsch zu schreiben. Eigentlich bin ich auch kein Deutscher, wie Du wohl weißt (vide Rühs, Fries a. m. O.). Ich würde mir auch nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutscher wäre. O ce sont des barbares! Es gibt nur drei gebildete, zivilisierte Völker: die Franzosen, die Chinesen und die Perser. Ich bin stolz darauf, ein Perser zu sein. Daß ich deutsche Verse mache, hat seine eigene Bewandtnis. Die schöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe

gehört, daß das Deutsche Ähnlichkeit habe mit ihrer Muttersprache, der persischen, und jetzt sitzt das liebliche Mädchen zu Ispahan und studiert deutsche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem hinein zu schmuggeln gewußt, pflegt sie, zur grammatischen Übung, einiges zu übersetzen in ihre süße, rosige, leuchtende Bulbul-Sprache. Ach! wie sehne ich mich nach Ispahan! Ach, ich Armer bin fern von seinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es ist ein schreckliches Schicksal für einen persischen Dichter, daß er sich abmühen muß in Eurer niederträchtig holprigen deutschen Sprache, und daß er zu Tode gemartert wird von Euren ebenso holprigen Postwägen, von Eurem schlechten Wetter, Euren dummen Tabaksgesichtern, Euren römischen Pandekten, Eurem philosophischen Kauderwelsch und Eurem übrigen Lumpenwesen. O Firdusi! O Ischami! O Saadi! wie elend ist Euer Bruder! Ach! wie sehne ich mich nach den Rosen von Schiras! Deutschland mag sein Gutes haben, ich will es nicht schmähen. Es hat auch seine großen Dichter: Karl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenberg, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe.

Aber was ist alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Nisami! Aber obschon ich ein Perser bin, so bekenne ich doch: der größte Dichter bist du, o großer Prophet von Mekka, und dein Koran, obschon ich ihn nur durch die Boysensche Übersetzung kenne, wird mir so leicht nicht aus dem Gedächtnis kommen!

Daß Michel Beers „Paria“ in Berlin so großen Beifall gefunden, habe ich gestern morgen zu Celle ge-

hört, und zwar, sonderbar genug, durch einen alten Juden, bei dem ich einige Dukaten verwechselte. Dieser hatte es von einem Hühneraugenoperateur gehört, welcher direkt von Berlin gekommen, und sich dort selbst überzeugt hat, daß der „Paria" pari steht mit Schillers und Goethes Werken. Ich bin halb neugierig, lieber Moser, Dein Urteil über das Stück zu hören, an welchem Du gewiß großen Anteil genommen hast, da M. Beer ebenso gut als Fränkel zu Deinen Repräsentanten gehört. Ich kenne das Stück schon längst, da der Verfasser mir dasselbe selbst vorgelesen. Es hatte mir gut gefallen, und hätte mir noch besser gefallen, wenn ich damals nicht eine gar zu genaue Kenntnis von Indien und indischem Geiste gehabt hätte. Fatal, höchst fatal war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nämlich daß der Paria ein verkappter Jude ist. Man muß alles aufbieten, daß es niemand einfalle, letzterer habe Ähnlichkeit mit dem indischen Paria, und es ist dumm, wenn man diese Ähnlichkeit geflissentlich hervorhebt. Am allerdümmsten und schädlichsten und stockprügelwertesten ist die saubere Idee, daß der Paria mutmaßt: seine Vorfahren haben durch eine blutige Missetat ihren traurigen Zustand selbst verschuldet. Diese Anspielung auf Christus mag wohl manchen Leuten gefallen, besonders da ein Jude, ein Wasserdichter, sie ausspricht. (Tu n'oses pas mal interprêter cette expression: ein Jude, ein Wasserdichter, that will not say a jew who is a waterpoet, but a jew who is not yet baptized, a water-proof-jew!) Ich wollte, Michel Beer wäre getauft, und spräche sich derb, echt almansorig, in Hinsicht des Christentums aus, statt daß er dasselbe ängstlich schont

und sogar, wie oben gezeigt, mit demselben liebäugelt.

Ich habe über den Mann und sein Gedicht mehr gesprochen, als mir ziemt, aber es geschah hauptsächlich wegen oben angedeuteter Beziehung, welche die Sache zu einem Faktum macht, das uns nicht gleichgültig sein kann. — Ich erwarte bald Brief von Dir in Göttingen. Schreibe mir unter der Adresse: H. H. aus D., Studiosus juris, zu erfragen bei den Pedellen in Göttingen. Lebe wohl, schreibe mir viel, und behalte mich lieb. Grüße mir Zunz, Gans, Lehmann und andre Bekannte. Ich bin

H. Heine.

57. An Rudolf Christiani.

Göttingen, den 26. Januar 1824.

Wenn ich mir Mühe gebe, so möchte es mir vielleicht gelingen, daß ich einige zierliche Perioden echter großherzoglich Weimarscher Hofprosa zustande brächte, um geziemend auszusprechen die herzlichen Gesinnungen, die ich gegen Sie hege und insbesondere meinen Dank für so viel Artiges und Liebes, das Sie in Lüneburg erzeigt, und das ich noch mit keinem verbindlichen Worte bis jetzt erwähnt und dennoch im tiefsten Gemüte empfinde. Aber Sie wissen doch wohl, dergleichen wird mir sauer, und ich mache es mir gern bequem, und Sie werden es mir nicht verübeln, daß ich auch jetzt in meinem gewöhnlichen abgehackten, konfusen Jargon schreibe. Von meinem Schriftstellerruhm will ich doch

wenigstens d a s haben, daß ich so schreiben darf, wie es mir einfällt, ohne daß ich ein stilistisches oder grammatisches Ketzergericht zu befürchten habe. Außerdem bin ich in diesem Augenblick — es ist 8 Uhr dunkel — zu sehr abgespannt, um mich nur im mindesten anstrengen zu können, und ich will mich auch nicht anstrengen, und ich habe Sie zu lieb, um einen bloßen Formenbrief zu schreiben. Ich will daher ganz kurz Ihnen bemerken, daß Madame Zwicker ein Engel ist. Engel? Ohnmächtiger Vergleich! Sie ist die Quintessenz aller himmlischen Heerscharen! Auf ihren Lippen hat der Liebesgott sein rotes Siegel gedrückt, in ihren Augen ist Untergang und Auferstehung, sie ist die fleischgewordene Liebenswürdigkeit selbst, und so weiter. Zwicker hat zuerst keinen günstigen Eindruck auf mich gemacht. Ich fand ihn in seinen Akten — ich gab mich ihm für einen reisenden Studenten aus — gab ihm Ihren Brief — er legte ihn noch ungelesen beiseite — wir sprachen von der Berliner Gesellschaft — ich empfahl mich. Den andern Morgen machte er mir seinen Gegenbesuch in der Hasenschenke, wo ich logierte, und war sehr liebenswürdig, wir sprachen viel von deutscher Literatur, viel von Christiani, welchen jungen Menschen er recht zu lieben scheint, viel von Arnim, Straube, Brentano, Romantik — von mir hatte er noch nichts gelesen, da er seit langer Zeit gar nichts Neues liest — und er lud mich ein zum Mittagbrote, wozu er auch Arnswald geladen. Arnswald erschien mir zuerst ebenfalls in keinem günstigen Licht, aber allmählich ward er mir lieber, er wurde sichtbar erwärmt, mitteilend, gegen mich höchst zuvorkommend, und las einige Lieder von

Falk. Ungünstiges Organ, aber sein Lesen gefiel mir doch. Von Zwickers Sachen war nichts aufzufinden. Ich hatte in meinem Koffer die Tragödien von Heine, welche ich Zwickern zum Durchsehn mitbrachte — es ist schade, daß Sie ihm sein Exemplar noch nicht geschickt hatten — und ich saß vis à vis von Madame Zwicker und las den William Ratcliff. Arnswald kannte die Tragödien ebenfalls noch nicht, er hatte sie bloß in Paris mal bei einem Freunde liegen sehen. Wir waren von 1/23 bis 1/212 beisammen. Arnswald war so gütig, mich bis an mein Logis zu begleiten und ich versprach, auch ihn zu besuchen. Aber den andern Tag war ich zu elend, um zu der bestimmten Stunde ausgehen zu können — den übrigen Teil des Tags war Arnswald mit einem Leichenbegängnis und dergleichen beschäftigt — und ich sprach nur noch Zwicker, dessen Frau sich nicht wohl befand, brachte den Abend bei Meyer zu und reiste um 5 Uhr des Morgens ab. Ich bitte Sie, machen Sie doch, daß Zwicker bald das Exemplar der Tragödien bekömmt. Er hat mir eine englische Prachtausgabe der Lady of the Lake geschenkt, sowie auch eins seiner Gedichte im Manuskript. Arnswald hat sich mit vieler Teilnahme nach Ihnen erkundigt, ich sagte ihm, daß wir oft von ihm gesprochen und das schien ihn zu freuen. Auch Madame Zwicker sprach mit vielem Interesse von Dr. Christiani, den sie nur wenig gesehen und der ihr gefallen. — Meyer hat sich sehr gefreut mich wiederzusehen, und ich habe mich auch über den guten Jungen recht herzlich gefreut. Ihr beide würdet freilich nicht zusammen passen, Ihr würdet oft streiten; denn Meyer ist noch immer Disputeur und Sie, guter Christiani,

würden ihm nichts nachgeben. Bei mir ist das anders, ich gebe den Leuten gern recht, wenn sie nur gut sind; und im Grunde haben auch alle Leute recht! Meyer ist mir noch interessanter seitdem ich seine Schwester gesehen. O die Jochma! Die schöne Oase in der Lüneburger Wüste! Ich sehe, Ihnen schwebt die Frage auf der Zunge, ist die Zwicker schöner! O wie wollte man ein inniges indisch-durchsichtiges Mondscheingemälde vergleichen mit dem sieghaften Sonnenaufgang auf der Rosenebene zu Schiras! Wie kann man Sakontala vergleichen mit der unvergleichlichen Zoraide in ihrem goldenen Harem! O die Sultanin zu Lüne, wie ist sie schön! Nur Dschami könnte dieses beschreiben! Ich müßte durchaus bei Eichhorn ein Privatissimum im Persischen nehmen, wenn ich mich an einer solchen Beschreibung versuchen wollte! — Genug des Unsinns — ich will nur sagen, daß ich Sie beneide, die schöne Frau oft zu sehen. In diesem schönheitsdürftigen Göttingen werde ich noch lange zehren müssen von der bloßen Erinnerung an Sakontala und Zoraide. Bitte! vergessen Sie nicht das Bewußte nach Berlin einzuschicken. Sonst blamiere ich mich wahrhaftig und es ist mir überdies höchst nützlich. — Ich sitze hier schon ganz eingerichtet und atme Pandektenluft und Langeweile. — Letztere treibt mich zum Arbeiten und ich hoffe was los zu kriegen. Ich wohne, oder besser, meine Adresse ist: H. H. stud. Juris bei Witwe Brandißen auf der Roten Straße zu Göttingen.

Ich kenne hier niemand, außer die paar Professoren. Sartori kann noch immer kein deutsch sprechen und Beneke lächelt noch immer so ledern wie sonst. Ich hab

mir ein paar Studierschlingel, erzdumme Kerle, angeschafft, mit denen ich kneipe, die mich umgeben, wenn ich vom Arbeitstisch aufstehe, die gleichsam keinem vernünftigen Gedanken den Zugang zu mir gestatten, die gleichsam meine Palladine sind und mich als Primus inter pares verehren. Die Kerle sprechen vortrefflich über Eier und Käse und ihre Konversation ist mir wahrlich lieber als das ästhetische Teegewäsche in der Hauptstadt der Brennen. — Ich befinde mich nicht ganz schlecht und befinde ich mich mal ganz gut, so will ich auch wieder einige unsterbliche Verse machen. — Ich werde mir Mühe geben, daß ich hier nicht von der poetischen Seite bekannt werde, und wer mir vom Ratcliff spricht, dem stürze ich einen dummen Jungen. Überdies zweifle ich, ob man hier noch einen anderen Heine kennt als den Philolog dieses Namens auf dem Weender Kirchhof. —

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, grüßen Sie mir alle Bekannte, und seien Sie überzeugt, daß ich nie aufhöre zu sein

Ihr Freund
H. Heine.

58. An Charlotte Embden.

Göttingen, den 31. Januar 1824.

Liebe süße Schwester!

Ich hoffe, daß Dich diese Zeilen im vollen Wohlsein antreffen werden. Was mich betrifft, so geht es mir besser als früher. Ich glaube Lüneburg muß eine schlechte Luft haben; fast keine ganz gesunde Stunde

genoß ich dort. Die Leute haben zwar alles aufgeboten, um mir das Nest angenehm zu machen, namentlich zuletzt. Ich habe die Reise ohne besondere Vorfälle abgemacht. Die Lüneburger Heide ist ein Drittel von der Ewigkeit und hat mich hinlänglich gelangweilt und aus Langeweile machte ich Verse, auch Verse an Dich gerichtet, welche ich Dir vielleicht mal mitteile. Es sind nur ein paar Strophen. Aber ich habe Dich lieb und denke beständig an Dich.

In Hannover brachte ich drei Tage zu, und hab eine schöne Frau kennen gelernt, und war liebenswürdig, nämlich ich! Auf meiner Herreise von Hannover hatte ich schlechtes Wetter, es schneite, als wenn die sämtlichen himmlischen Heerscharen ihre Federbetten auf mich herabschüttelten, und obendrein saß ich auf halboffenem Beiwagen, neben dem Schirrmeister, dessen roter Purpurmantel allmählich zum Hermelin wurde. — Und ich dachte an Dich, und ich ließ es in Gottesnamen fortschneien, und als — Trarah! Trarah! der Junge auf dem Briefpostwägelchen vorbeirollte, wurde mir das Herz bewegt, und ich dachte, der hat gewiß Briefe, die in drei Tagen zu Hamburg sind, und ich beneidete die Briefe. — Schlafend bin ich in Göttingen angelangt. — Was bedeutet das?

Als ich des andern Morgens im Wirtshaus am Fenster stehe, sehe ich meinen alten Stiefelputzer vorbeigehen, und ich rufe ihn herauf, und der drollige Kerl kommt, ohne ein Wort zu sprechen, und putzt meine Kleider und Stiefel ohne ein Wort zu sprechen, und geht fort und zeigt nicht die mindeste Verwunderung, daß ich 3 Jahre von Göttingen abwesend war, und mein altes Verbot,

nie in meiner Gegenwart zu sprechen und nie etwas zu fragen, hatte er noch nicht vergessen.

Hier habe ich nur wenige Bekannte, und die Professoren sind mir auch nicht besonders hold, weil ich, als ich hier konsiliert worden, den Mitgliedern des akad. Senats auf mokante Weise Abschiedskarten zuschickte.

Bis am Halse stecke ich in meinen juristischen Studien und es geht gut. Ich fand es so glücklich, daß ich, obschon ich mitten im Kurs gekommen, doch einiges hören kann, wobei ich nichts versäumt habe.

Lebe wohl, schöne Frau, und behalte mich in gutem Andenken und schreibe mir oft. Meine Adresse ist H. Heine, cand. juris., auf der Rotenstraße bei Witwe Brandißen in Göttingen. Grüße mir alle Bekannte, und schreibe mir wie es dort aussieht, und ob die Torten dieses Jahr in Hamburg gut geraten sind. Wenn Du was gutes kochst oder bäckst, so heb es mir auf, bis ich mal wieder dort bin. Aber Du selbst bist mir doch lieber als alle Torten auf dieser Erde, die Zitronentorte mit inbegriffen. — Ich möchte Dir gerne mehr schreiben, aber in meinem Kopfe ist es zu trübe und ich kann es ja doch nicht ausdrücken wie herzlich Dir ergeben ist

Dein Bruder
H. Heine.

59. An Moses Moser.

O weh! Göttingen, den 2. Februar 1824.

Ich bin jetzt schon neun Tage hier, d. h. die Langeweile verzehrt mich schon. Aber ich hab es ja selbst

gewollt, und es ist gut, und still davon! Ich will nie mehr klagen. Ich las gestern abend die Briefe Rousseaus, und sah, wie langweilig es ist, wenn man sich beständig beklagt. Aber ich klage ja nur meiner Gesundheit wegen, und — das mußt Du mir bezeugen — die Schufte, die durch Machinationen mir das Leben zu verpesten suchen, haben mir selten Klagen entlockt. Ich fühle mich groß genug dazu. Ich lebe jetzt ganz in meiner Jurisprudenz. Wenn Du glaubst, daß ich kein guter Jurist werde, so irrst Du Dich. Du magst immerhin mich als Advokat verwerfen, aber äußere dieses nicht gegen andere Leute, sonst muß ich wahrhaft Hungers sterben. Ich will aus der Wagschale der Themis mein Mittagsbrot essen und nicht mehr aus der Gnadenschüssel meines Oheims. Die Vorgänge von vorigem Sommer haben einen düsteren, dämonischen Eindruck auf mich gemacht. Ich bin nicht groß genug, um Erniedrigung zu ertragen. Am Ende ist vielleicht auch mehr Schlechtes in mir, als Gutes; obzwar beides in kolossalen Massen. Ich liebe dennoch das Gute, und darum auch Dich, guter Moser.

Schreibe mir viel. Bei mir fällt nichts vor. Hier ist alles still, und in der Hauptsache anders als bei Euch. Wie Du weißt, in der ganzen Welt verbringen die Menschen ihr Leben damit, daß sich einer mit dem andern beschäftigt und dessen Tun und Lassen, Wollen und Können beobachtet oder kreuzt oder (des eigenen Vorteils halber) befördert. In Berlin bekümmert man sich mehr um die lebendigen Menschen, hier in Göttingen mehr um die Toten. Dort beschäftigt man sich auch mehr mit der Politik, hier mehr mit der Literatur der=

selben. Um mit meinem Freunde Rousseau zu sprechen: A Berlin on est plus curieux des sottises qui se font dans ce monde, ici on est plus curieux de celles qu'on imprime dans les livres. Ich meine hier den Jean Jacques, nicht meinen Freund Jean Baptist in Cöln, der wahrscheinlich nicht mehr mein Freund ist. Ich habe seit elf Monaten nichts von ihm gehört. Er soll in Cöln eine Zeitschrift redigieren. Ich habe bis jetzt noch keine Blätter vom Rhein oder von Westfalen zu Gesicht bekommen. Andere Blätter, besonders belletristische aus dem übrigen Deutschland, habe ich hier Gelegenheit gehabt durchzustöbern, und zu meinem Ärger fand ich, daß der vermaledeite Dümmler meine „Tragödien" in keinem einzigen Blatte, außer der Berliner Zeitung, angezeigt hat. Ich bitte Dich, ihn dafür tüchtig zu rüffeln. Verursache aber ja nicht, daß er die dümmere Dummheit begehe, die alte Annonce jetzt nochmals abdrucken zu lassen. Du sollst nur zu bewirken suchen, daß er die „Tragödien" besser zu verbreiten suche. Gebe ihm auch meine Adresse, im Fall er mir eine Rezension zu schicken gedächte. Einliegend findest Du einen Louisdor, wofür Du mir fünf oder sechs Exemplare meiner „Tragödien" bei Dümmler kaufen und mir dieselben mit der baldigsten fahrenden Post hierherschicken sollst.

Was soll ich tun? ich habe einigen schönen Frauen (nicht hier) die „Tragödien" versprochen, und muß sie wohl schenken, da meine Galanterie immer größer ist als meine pauvreté! Hier haben einige Freunde die „Tragödien" ebenfalls vergeblich im Buchladen verlangt, und ich versprach sie kommen zu lassen, und verliere

Geld für den Kram. Ich finde die Brockhausischen Verlagsartikel hingegen in allen Leihbibliotheken. — Gebe mir mal eine Definition von Käseladen! — In Lüneburg werde ich rasend viel gelesen und gefeiert. Unger! eine Notiz! — Leb wohl. Gans, Zunz, Lehmann, Rubo und Hillmars zu grüßen.

60. An Moses Moser.

Göttingen, den 25. Februar 1824.

Ich weiß nicht, wie ich mir Dein Stillschweigen erklären soll. Je mehr ich darüber nachdenke, je mehr beängstigt fühle ich mich. Ist der Freund oder die Freundschaft tot? Ich weiß nicht, was von beiden mich am schmerzlichsten schmerzen würde. Tot bist Du gewiß nicht, dazu bist Du viel zu bescheiden und geduldig. Aber Deine Freundschaft für mich? O, das wäre gar zu früh, wenn diese schon gestorben sein sollte! Alle meine übrigen Freundschaften haben länger gelebt, und wenn die eine nicht vom Schlag gerührt, die andere von der Verleumdung vergiftet oder von der Schwindsucht der Lauheit vertrocknet oder durch andere Krankheit fortgerafft worden wäre, so würden sie sämtlich noch am Leben sein.

Ich kann mit Recht von der Seligkeit der Freundschaft sprechen, denn so manche selige Freundschaft ist mir geblieben. — Wie befindest Du Dich?

Jedoch ich will mir und andern Leuten kein Unrecht tun. Ich habe mich davon überzeugt — und leider überzeugt — alle Gefühle, die mal in meiner Brust auf-

gestiegen sind, bleiben ungeschwächt und unzerstört, solange die Brust selbst und alles, was darin sich bewegt, unzerstört bleibt. Und was andere Leute betrifft, so mag es wohl sein, daß ihre Gefühle nicht von so ganz unzerstörbarem Stoff sind wie die meinigen, doch merke ich, daß ich diesen andern Leuten oft unrecht tue, wenn ich glaube, daß ihre Gefühle von zu leichtem Stoffe bestehen, etwa aus Postpapier, Scharpie, Himbeergelee usw. O, ich habe manche angetroffen, deren Gefühle wie Holz stark waren, und unzerreißbar wie Leder. Dennoch haben diese hölzernen und ledernen Gefühle „dem Gesetze der Zeit gehorchen müssen". Sogar dem armen Rousseau habe ich unrecht getan; ich erhielt dieser Tage von ihm einen rührend freundschaftlichen Brief, worin er sich beklagt, daß ich ihn so ganz vergesse, ihn, der mir so freundschaftlich zugetan geblieben.

Ich habe ihm geantwortet, daß ich es sei, der so lange ohne Brief gelassen worden, der sogar durch seine Ausdrücke verletzt sei usw. Ich ließ ihm wohl merken, daß ich ihn von aller Duplizität nicht ganz frei glaube; dennoch habe ich ihm die zweite Auflage meiner Freundschaft angekündigt.

Ich lebe sehr still. Das Corpus juris ist mein Kopfkissen. Dennoch treibe ich noch manches andere, z. B. Chronikenlesen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Ratskeller ruinieren mich. Auch die Liebe quält mich. Es ist nicht mehr die frühere, die einseitige Liebe zu einer Einzigen. Ich bin nicht mehr Monotheist in der Liebe, sondern, wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die Medicäische Venus, die hier auf der Bibliothek

steht, und die schöne Köchin des Hofrat Bauer. Ach! und bei beiden liebe ich unglücklich! . . . .
. . . .

Zu allem Glück werde ich in diesem Augenblicke gestört. Nicht wahr, ich lege es darauf an, Dich zu empören, und das letzte Fünkchen Freundschaft, das noch für mich in Deiner Seele glimmen möchte, mit einem nassen Aufguß von Galle und Unflätigkeit zu verlöschen. Aber wahrhaftig, je suis très enrhumé, oder, um deutsch zu sprechen, ich habe sehr den Katarrh. Und überdies bin ich noch verdrießlich, und mehr noch, als ich verdrießlich bin, bin ich

Dein Freund

H. Heine.

Bitte niemanden zu grüßen. Auch Gans nicht. Er hat mir ja sein „Erbrecht" nicht geschickt. Wenn er es mir aber schicken will, so will ich ihm auch im Vertrauen sagen, was Hugo davon gesagt. — Wie lange bleiben Roberts noch in Berlin? Wenn Du die schöne Schwäbin mal wiedersiehst, so sag ihr, ich habe die Bekanntschaft ihrer Kusine gemacht, nämlich die der Mediciischen Venus. — Der Gajus ist doch ein großer Mann! Fast so groß wie sein großer Kommentator in Berlin, Neue Friedrichsstraße Nr. 48.

61. An Rudolf Christiani.

Nest-Göttingen, den 29. Februar 1824.

Wer von uns beiden ist der faule Briefschreiber? Ich oder der große Goethejaner. Aber ich denke nicht daran: es ist ein neues Heft für „Kunst und Altertum"

erschienen und das mag Sie ausschließlich beschäftigen. Dennoch habe ich eine Nachricht für Sie, die Ihnen lieb sein mag, nämlich: mit H. Heines Gesundheit bessert es sich erstaunlich! Und dies verdanke ich dem ledernen, schweinsledernen, doppelschweinsledernen Ritter Hugo, der von meinem Kopfe täglich 2 Stunden alle Geistesanstrengungen verscheucht; und dieses ist mir wohltätig, sowie auch die freie Luft und das Göttinger Bier. Ich arbeite viel und denke wenig. Ich lebe sehr obskur, solide und sogar tugendhaft. Oft denke ich an Sie, sehr oft, und es ist mir so sehr leid, daß Sie mich nicht im gesunden Zustande kennen lernen konnten. Ich habe Ihnen so wenig sein können und war auch in jenem trüben Zustande gar zu wenig imstande, all das viele Erfreuliche, das in Ihrer Persönlichkeit steckt und das mir erst gestern auf der Weender Chaussee ganz aufging, zu erkennen, zu verdauen und zu genießen. Ja, ich merke es erst jetzt, Sie gehören zu den wenigen Menschen, die für mich passen. Das übrige Volk ist zu dumm, zu klug für mich, zu anspruchsvoll, zu sehr von oben herein. — Ja, die Gesundheit regt sich, und mit ihr der alte Mut. Ich bin der alte Tannhäuser noch, und mit geheimnisvoller Melodie lockt es mich wieder nach dem wohlbekannten Venusberge; und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich in 4 Wochen die Ferien dazu benutze, einen Sprung nach Berlin zu machen. Wie sehr ich des Nestes überdrüssig war und ärgerlich ausgerufen:

O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr seid ein Teufelinne!

so zieht's mich doch wieder hin zu dem Wunderberge, „zu Venus, meiner Frauen zart". Ich habe wieder

Sehnsucht nach gebildeten Menschen; außerdem kann mir diese Reise in politischer Hinsicht nützlich sein. Ich muß einigen Menschen, von denen meine künftige Stellung abhängt, wieder mal den Hof machen, und mich überhaupt wieder unter den Lebendigen zeigen. Sagen Sie aber niemandem etwas von diesem Vorhaben, denn ich habe meine Gründe zu wünschen, daß meinen Eltern nichts davon zu Ohren komme. Ich schreibe es Ihnen bloß, weil ich mich erinnere, es Ihnen versprochen zu haben, wenn ich nach Berlin reisen würde, es Ihnen vorher zu sagen. Obzwar ich nun zweifle, ob Sie mitreisen wollten, so denke ich es doch möglich, daß ich Ihnen in Berlin irgend einen Auftrag ausführen könnte, besonders, wenn es etwas Literarisches beträfe. Ich stehe ganz zu Ihren Diensten. — Ich will auch jetzt bei Gubitz einen Teil meiner kleinen neuen Gedichte, besonders der Seestücke abdrucken lassen. Dann sieht man doch in Berlin, daß ich noch Verse machen kann; aber welche! Hilf Himmel, nicht allein, daß das Volk jene neue nonchalante Weise, worin ich jetzt dichte, nicht würdigen wird, so wird man außerdem mit Recht mir vorwerfen, daß ich jetzt schwaches zu Markt bringe. Jetzt, da sich wieder viel Kraft bei mir äußert, merke ich das leider selbst. Dennoch schreibe ich jetzt nicht. Der Karton zum neuen Trauerspiel wird noch lange liegen bleiben. Ich habe jetzt zu viel mit meinem Jus zu tun. — Von Rousseau hab ich endlich Brief gehabt, er beklagt sich über mein Stillschweigen, schreibt rührend herzlich; Gott weiß, woher die Mißverständnisse entstanden. — Leben Sie wohl und schreiben Sie bald, und sein Sie überzeugt, daß ich Sie achte und liebe.

62. An Rudolf Christiani.

Verfluchtes Nest — Göttingen, den 7. März 1824.

Nebenstehender Brief vom 29. war im Begriffe auf die Post zu spazieren, als ich Ihren Brief vom 26. Februar erhielt, und mich ganz göttlich freute und nebenbei höllisch ärgerte, daß ich Ihnen jetzt einen neuen Brief schreiben muß. Ich schicke Ihnen dennoch den alten, weil er ergänzen mag, was in dem jetzigen Brief nicht stehen möchte und besonders, weil bei mir immer der Brief, den ich schreibe, ein Thermometer ist, woraus man meine Gemütsstimmung erkennen kann. Das ist doch am Ende die Hauptsache, die man aus Briefen der Freunde ersehen will, und darum ist mir der Brief im Negligé-Gewand tausendmal lieber als der Gala-Brief. Zwar kann ich die augenblickliche Stimmung der Freunde sehr gut erraten, wenn sie im Briefe reflektieren, und Stoff und Weise geben mir manchen Wink. Doch ist es mir lieber, wenn ich individuelle Züge, unbedeutende fakta finde; und obzwar es mich hinreichend interessiert, wie Dr. Christiani über das Volkstümliche denkt, so würde es mich dennoch ebensostark, ja noch mehr interessieren, wenn ich erfahre: ob er auf jener Redoute (abgeleitet von redoutable) in Lüneburg seine unästhetischen Trikothosen getragen, ob er noch oft nach Wienebuttel geht, und Gott weiß was mehr. Aber was ich hier sage ist eigentlich gegen einen Berliner Freund gerichtet, wovon ich gestern einen langen Brief erhielt, worin nichts über den Freund selbst, da doch dieses mich mehr interessierte als seine ellenlangen Kontemplationen. Ja, ich habe eben Ihren lieben Brief wieder-

gelesen, das obige trifft Sie nur in geringem Maße, und es mag für die Folge stehen bleiben.

Mit meiner Gesundheit sieht es wieder schlecht aus; ich mag wohl des Nachts zu viel an der Mediceischen Venus von der Bibliothek und an Hofrat Bauers Magd denken. Bei diesem höre ich diesen Sommer Kriminalrecht und bei Meister Pandekten. Ich treibe immer Jus, aber, verflucht, ich kann nichts los kriegen. Noch immer kenne ich die Titel der Skottschen Romane und die Novellen der Boccaz oder Tiecks viel besser als die Titel und Novellen im corpus juris. O heiliger Justinian, erbarme dich meiner! So mancher Schöps hat dich kapiert, und ich ich muß verzagen! O all ihr römischen Imperatoren erbarmt euch meiner! O Gajus, Paulus, Papinianus, ihr verfluchten Heiden, ihr müßt in der Hölle dafür brennen, daß ihr das Jus so weitläufig gemacht. Und welches Jean Paulische d. h. schwere Latein! Täglich verwünsche ich den Arminius und die Schlacht im Teutoburger Walde. Wäre diese nicht vorgefallen, so wären wir jetzt alle Römer, und sprächen Latein und das corpus juris wäre uns so geläufig und leicht wie Claurens Mimili. — Ich will nicht weiter schreiben, ein Altdeutscher könnte mich überraschen, und mir den Dolch ins undeutsche Herz stoßen mit einem pathetischen: Stirb, verfehmter Zwingherrnknecht und Vaterlandsverächter! Aber ich ergreife dann das neben mir liegende Nibelungenlied und halte es als Schild dem Jenäischen Don Quixote entgegen, und der Dolch entfällt ihm, und er faltet betend die Hände: O sancta Chrimhilda, Brunhilda et Uhta ora pro nobis!— Edle schwarze Narren, ich kann nicht mit euch harmonieren,

weil meine eigene Narrheit eine Kappe von anderer Farbe hat, wir stehen in diesem Leben ernsthaft geschieden, aber dort oben sitzen wir brüderlich vereint und singen:

> Was ist des Deutschen Vaterland,
> Mit veilchenblauer Seide?
> Ist's Preußenland, ist's Schwabenland,
> Mit Lust und Liebesfreude?
>
> Chor: Schönes, grünes Vaterland ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Sie sagen in Ihrem Briefe, daß es mir so schwer werde, mich des deutschen Wesens ganz zu entäußern. Obige Worte möchten Sie noch darin bestärken, daß dieses ein absichtliches Bestreben bei mir sei. Sie irren sich dennoch. Ich weiß, daß ich eine der deutschesten Bestien bin, ich weiß nur zu gut, daß mir das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist, daß ich aus diesem Lebenselement nicht heraus kann, und daß ich — um das Fischgleichnis beizubehalten — zum Stockfisch vertrocknen muß, wenn ich — um das wäßrige Gleichnis beizubehalten — aus dem Wasser des Deutschtümlichen herausspringe. Ich liebe sogar im Grunde das Deutsche mehr als alles auf der Welt, ich habe meine Lust und Freude dran, und meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls, wie meine zwei Bücher ein Archiv deutschen Gesanges sind. Mein erstes Buch ist auch in seiner Äußerlichkeit ganz deutsch, damals war die Liebe zum Deutschen noch nicht in mir getrübt; mein zweites Buch ist nur innerlich deutsch, doch fremdartiger ist seine Äußerlichkeit. Daß

aus Unmut gegen das Deutsche meine Muse sich ihr deutsches Kleid etwas fremdartig zuschnitt, ist wahrscheinlich. Zu diesem Unmut haben triftige Gründe, gerechter Ennui Anlaß gegeben. Und dann die Donquichotterie der Kerle! Ich sehe, ich bin selbst in den Fehler verfallen, den ich gerügt, und bin ins aschgraue Räsonnieren geraten und sollte doch lieber kurz zusammenfassen, was ich zu sagen habe. Hören Sie also: ich reise nach Berlin, wenn ich mich Anfang nächsten Monats wohlbefinde. Ich denke, daß es der Fall sein wird, widrigenfalls reise ich nicht. Es ist also bloß höchst wahrscheinlich. Wenn ich Ihnen also in Berlin etwas besorgen kann, etwa in Ihren goethischen Umtrieben oder in Verlegerangelegenheiten, oder Erfragungen und dergleichen, so müßten Sie es mir bis zum 1. April wissen lassen. — Dreiunddreißig Gedichte lasse ich im Gesellschafter drucken, meistens sind sie Ihnen bekannt. Denken Sie mein Unglück, das Paketchen Seestücke habe ich durch Hin- und Herpacken verloren, und ich habe nur drei Stück aus dem Gedächtnisse — und wie hielt das schwer! — erneuern können. Lachen Sie nicht, es ist ein großes Unglück. — Ich aber habe gelacht und herzlich gelacht. Hören Sie mal, habe ich Ihnen nicht mal mitgeteilt ein groß Gedicht, es fängt an:

> Am Werfte zu Kuxhafen
> Da ist ein schöner Ort,
> Der heißt „die alte Liebe“,
> Die meinige ließ ich dort rc. rc. rc.

Nun stehe ich auf „der alten Liebe“ und betrachte den Sturm, das Gewitter, die Schiffe usw. Es ist ein famoses Gedicht und ich kann trotz aller Anstrengung,

mich nur noch der ersten Strophe erinnern. — Jetzt dürfen Sie lachen. — Diese Woche schicke ich die Gedichte an Gubitz, und wenn diese Gedichte durchfallen beim großen Publikum — und das werden sie sicher — so sind Sie schuld, denn Sie haben mich verführt, noch Gedichte zu machen. Es werden wohl die letzten sein, die der Holzschneider und Theaterkritikmacher Gubitz in diesem Leben von mir erhalten wird.

Was Sie mir in betreff Gubitzens und Ihres Aufsatzes für denselben sagen, sollte ich wohl in Stillschweigen übergehen, weil es sich schickt. Da dieses Schweigen aber etwas unnatürliches wäre, und ich meinen Freunden immer unbefangen heraussage, was ich denke, so will ich Ihnen gestehn, daß ich aus Ihrem Briefe gern ersah, daß es Ihnen mit jenem Aufsatz noch immer Ernst ist. Dabei muß ich Ihnen ebenso freimütig sagen, daß ich es lieber sehe, daß Sie sich denselben ganz aus dem Kopf schlagen, oder seine Abfassung auf Sankt Nimmermehr aufschieben, wenn dieselbe Ihnen nur im mindesten gêne macht. Aus leicht begreiflichen Gründen hätte ich ihn bei meiner Ankunft in Berlin gern gedruckt vorgefunden. Da ich aber weiß, daß dieses nicht geschehen wird, so mag er immerhin ganz ungedruckt bleiben, da in späterer Zeit sein Abdruck keine äußere wichtige Bedeutung für mich haben wird. Und überdies ist es mir immer lästig, wenn ich mich meinem Freude gar zu sehr verpflichte, und Sie, lieber Christiani, haben mir bereits so viel Erfeuliches und Liebes erzeigt, daß ich nicht weiß, wie ich mich je revanchieren soll. — — — Einliegenden Brief schicken Sie gleich an meine Eltern; ich schreibe denselben nicht viel, aber oft. Ich glaube

nicht, daß mich jemand in der pietas übertrifft. Still, still. Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb und sein Sie überzeugt, daß ich Sie schätze und liebe.

63. An F. W. Gubitz.

Göttingen, den 9. März 1824.

Ich wünsche, daß dieser Brief Sie in vollem Wohlsein und in Ihrem gewöhnlichen Humor antreffe. Mit meiner Gesundheit sieht es jetzt etwas besser aus. Ça ira.

Anbei übersende ich Ihnen für den „Gesellschafter“ die neusten Kinder meiner Muse, überschrieben „Drei und dreißig Gedichte von H. Heine“. Sie werden sich baß verwundern über das Befremdliche und Nonchalante in der Form einiger dieser Gedichte, vielleicht erwecken sie auch bei Ihnen und andern Leuten ein verdammendes Kopfschütteln, dennoch weiß ich, daß sie zum Eigentümlichsten gehören, was ich bisher gegeben. Ich verlange daher, im Fall Sie sie überhaupt des Abdrucks würdigen, daß Sie sich alles Gubitzens — Sie wissen, was ich meine — dabei enthalten, daß Sie beim Abdruck kein Wort, keine Silbe verändern; im Fall Ihnen dies nicht möglich ist, lassen Sie diese Gedichte ganz ungedruckt, und ich werde sie von Ihnen durch einen Freund abholen lassen. Auch ist es durchaus nötig, daß der Zyklus in einer Woche ganz erscheine, nämlich in den vier auf einmal auszugebenden Blättern. Mehrere Gedichte, die ich mit Bleifederstrichen eingeklammert, sollten wohl auch auf demselben Blatte zusammen gedruckt werden, wie Sie selbst einsehen werden, z. B. bei den Seestücken. — Auch glaube

ich, daß mit dem Abdruck dieser Einsendung nicht lange gezögert werde, im Fall Sie kein Manuskript von Goethe oder Walter Skott liegen haben. Ich bedinge mir ausdrücklich acht Exemplare des Abdrucks der 33 Gedichte, und werde dieselben bei Ihnen abholen lassen. Vergessen Sie daher nicht, die acht Exemplare in der Druckerei zu bestellen. Ich habe sie durchaus nötig, muß sie an Freunde und Verwandte schicken.

Daß ich so selten etwas für den „Gesellschafter" einsende, liegt nicht an mir, sondern an meiner gegenwärtigen Lage, wo ich von Krankheit und Jurisprudenz niedergedrückt werde. Das wird sich aber ändern, und sein Sie überzeugt, daß ich mich immer für den „Gesellschafter" interessieren werde. Ich wünschte wohl, daß sich derselbe auch für mich interessiere, und ich mache Ihnen den interessanten Vorschlag, ob Sie mir nicht meine heutige Sendung und die künftigen mit Ihrem gewöhnlichen Honorare sogleich honorieren wollten. Ich überlasse das Ihrem freundlichen Ermessen mit dem Bedenken, ich sei das Gegenteil von einem Millionär. — Ich lebe hier sehr still, arbeite viel und werde unausstehlich gelehrt. So kann der Mensch sinken! — Halten Sie mich in gutem Andenken, loben Sie mich auch bei Gelegenheit; denn gestern habe ich Sie auch gelobt, und es war im Ratskeller, und eine Menge Studenten, wovon jeder seine acht Krüge Doppelbier vertragen kann, waren gegenwärtig.

Leben Sie wohl, und sein Sie überzeugt, daß ich nie aufhöre zu sein.

Ihr Freund

H. Heine.

64. An Moses Moser.

Göttingen, den 19. März 1824.

Deinen Brief vom 24. Februar werde ich mündlich beantworten. Ja, ich hege den Plan, wenn ich mich in vierzehn Tagen nicht gar zu schlecht befinde, nach Berlin zu reisen und dort einige Wochen zu verleben. Wir haben nämlich vier Wochen Ferien, das Leben hier macht mich bis zur Entsetzlichkeit melancholisch, für meine Kopfschmerzen, die mich wieder anhaltend plagen, ist eine durchrüttelnde Reise heilsam, und dann, — ich könnte Dir wohl glauben machen, daß Du es endlich bist, der mich am meisten nach Berlin zieht, und ich habe es mir auch gestern den ganzen Tag eingebildet, aber diesen Morgen im Bette frug ich mich selbst, ob ich wohl nach Göttingen reisen würde, wenn Du in Göttingen und ich in Berlin wäre? Aber was soll ich mir den Kopf zerbrechen, um die Ursachen aufzufinden, warum ich nach Berlin reise — genug, ich komme hin. Es ärgert mich, daß Du mir schreibst, daß Roberts schon diesen Monat nach Wien gehen. Wäre dies nicht, so würde ich mir einbilden, ich reiste Madame Roberts wegen nach Berlin. Aber Frau von Varnhagen? Ja, ich freue mich, die herrliche Frau wiederzusehen, aber was breche ich mir den Kopf, genug, ich komme. Ich schreibe Dir noch einige Tage vor meiner Abreise, damit Du mir ein stilles Zimmer auf einige Wochen mieten kannst.

Dein langes Stillschweigen hatte mir viel schlimme Stunden gemacht und viel Schlimmes in mir aufgeregt. — Aber was kannst Du dafür, daß so viel

Schlimmes in mir steckt und bei dem mindesten Anreiz zur Erscheinung kömmt? Sage es noch an niemand, daß ich nach Berlin komme; denn ich habe wichtige Gründe, zu wünschen, daß man meine dortige Anwesenheit in Hamburg nicht früher erfahre, bis ich dort bin oder war. Außerdem will ich die ersten Tage meines Dortseins nicht mit Besuchen verbringen. Du wirst sehen, wie es mit meinem armen Kopfe aussieht, wie ich besorgt sein muß, ihn vor allen Anreizungen zu bewahren. Ich bitte Dich schon im voraus, laß mich, wenn wir zusammenkommen, kein Hegelsches Wort hören, nimm Stunden bei Auerbach, damit Du mir recht viel mattes und wäßrichtes sagen kannst, laß Dir dünken, ich sei ein Schafskopf wie Cajus und Titius usw. Verlange überhaupt keine Kraftäußerung von mir, wie Du in Deinem Briefe verlangst; mag es mit meiner Poesie aus sein oder nicht, und mögen unsere ästhetischen Leute in Berlin von mir sagen, was sie wollen — was geht das uns an? Ich weiß nicht, ob man recht hat, mich als erloschenes Licht zu betrachten, ich weiß nur, daß ich nichts schreiben will, solange meine Kopfnerven mir Schmerzen machen, ich fühle mehr als je den Gott in mir, und mehr als je die Verachtung gegen den großen Haufen; — aber früh oder spät muß ja die Flamme des Geistes im Menschen erlöschen; von längerer Dauer — vielleicht von ewiger Dauer — ist jene Flamme, die als Liebe (die Freundschaft ist ein Funke derselben) diesen morschen Leib durchströmt. Ja, Moser, wenn diese Flamme erlöschen wollte, dürftest Du ängstlich werden. Noch hat's keine Gefahr; ich fühle ihren Brand.

Ich habe unlängst dem Professor Gubitz einen Zyklus kleiner Gedichte zum Abdruck im „Gesellschafter" zugeschickt. Sprich doch mit ihm, daß er sie bald abdruckt, und wenn dieses vor meiner Anwesenheit dort geschieht, so lasse Dir von Gubitz acht Exemplare dieser Gedichte geben, welche ich ausdrücklich von ihm verlangt und bedungen.

Ich wünsche, daß Du drei Exemplare des ganzen Zyklus jener neuen Gedichte, jedes besonders heften lassen, und davon zwei Exemplare unter Kreuzkuvert franko an meine Schwester schicken möchtest. Du machst darauf die Adresse: An Madame Charlotte von Embden, geborene Heine, Neuer Wall Nr. 167. Das dritte Exemplar von den drei gehefteten schickst Du, ebenfalls unter Kreuzkuvert, an den Herrn Dr. R. Christiani in Lüneburg. — Entschuldige, daß ich Dir so viel Mühe mache. — Bis zum 2., 3. April werde ich wohl noch hier bleiben, und sind die Gedichte unterdessen abgedruckt, und ein Exemplar könnte mich noch hier antreffen, so wäre es mir lieb, wenn Du mir ebenfalls ein Exemplar unter Kreuzkuvert schicken wolltest. — Viele dieser Gedichte können weder Dich noch andere Leute ansprechen, und dennoch sind eben diese am eigentümlichsten, besonders in der Form, und haben deshalb entschiedenen Wert. — Grüße mir Deinen Freund Leßmann; ich freue mich, seine Bekanntschaft zu machen.

Lebe wohl, behalte mich lieb, und begnüge Dich mit dem, was ich bin und sein will, und grüble nicht darüber, was ich sein könnte. Stirb auch nicht, bis ich Dich wiedersehe.

65. An Charlotte Embden.

Göttingen, den 30. März 1824.

Dein und Moritz Brief habe ich richtig erhalten und mit Freuden daraus ersehen, daß Ihr Euch wohl und behaglich befindet. Sag an Moritz, daß ich sehr froh bin bei ihm noch in gutem Andenken zu stehen, und daß ich ihm nächstens schreiben werde. Auch Dir, liebes Lottchen, will ich heute so eine eigentliche Antwort nicht schreiben; und der Zweck dieses Briefes ist bloß Dir zu sagen: daß ich diese Woche einen Abstecher nach Berlin mache, um dort einen Teil der hiesigen Ferien zu verbringen, daß ich Dir also nächstens gewiß Interessanteres als jetzt schreiben kann, und daß, wenn Du in Berlin etwas von mir besorgt haben willst, Du mir es umgehend schreiben mußt, unter der Adresse: H. Heine aus Düsseldorf, abzugeben bei M. Friedländer & Co. auf der neuen Friedrichstraße Nr. 47 in Berlin. — Der Zweck dieser Reise besteht aus tausenderlei kleinen Nebenzwecken, und das Amüsieren ist wohl der kleinste derselben. — Indessen ist auch meinem Kopfe eine solche Reisebewegung und Veränderung sehr zuträglich. — Ich hoffe, daß Du, liebes Lottchen, Dich auch jetzt wohl befindest und mich lieb hast. — Meine Muse trägt einen Maulkorb, damit sie mich beim juristischen Strohdreschen mit ihren Melodien nicht störe. Doch habe ich unlängst einen Zyklus kleiner Gedichte für den Gesellschafter abgeschickt, und gab Order, daß man Dir vom Abdruck desselben zwei Exemplare nach Hamburg schicke, und ich ersuche Dich ein Exemplar davon an Onkel Henry zuzustellen. Vergiß das nicht. Auch sei so gut und sage Onkel Henry, daß mir sein Brief

zugekommen, und das Kreditiv mir richtig ausbezahlt geworden. Du mußt dieses, wie sich versteht, gleich tun, und kannst sagen, daß ich eine Reise mache, und deshalb erst später schreiben würde. Auch dieses vergiß beileibe nicht, denn Onkel Henry erzeigt mir sehr viel Liebes und Gutes, und ich bin ihm viel Dank schuldig. Von Lüneburg habe ich gestern Brief erhalten, und gehört, daß Therese Heine an den Pocken krank gelegen, und wiederhergestellt sei. — Sag mir doch, hat sie viel gelitten? — Das täte mir sehr leid. Bringe dem lieben Mädchen, sowie auch den übrigen meinen freundlichsten Gruß.

Mit meiner Gesundheit kann ich noch nicht prahlen, aber es geht schon. — Mit Lüneburg stehe ich in starker Korrespondenz, und schreibe sehr oft, Du weißt, das macht Vater und Mutter Freude, und dem lieben Vater doppelt, da er die Briefe selbst holt. An Dich liebes süßes Weibchen denke ich beständig, und möchte Dich wohl sehen in Deiner jetzigen Rundung. Es regt sich schon in mir die Ahnung oheimlicher Gefühle, und ich bin gespannt, ob ich einen Neffen oder eine Neffin bekomme. O, wie wird Moritz vergnügt sein, wenn er das erste Kindergeschrei hört! — Wie wird's bei Mama nach Kuchen riechen! Alles wird sich freuen und in Bewegung sein, und Tante Jette wird im ersten Augenblick nicht wissen, ob sie Tante oder eigentlich Großtante geworden ist.

Aber damit dieses alles geschehe, schone Dich liebes Kind und behalte lieb

Deinen Bruder

H. Heine.

66. An Varnhagen von Ense.

Berlin, den 11. April 1824.

Als ich voriges Jahr mit Ihnen in Hamburg zusammentraf, war mir's wohl fühlbar, daß in Ihrem Benehmen gegen mich etwas Verletzendes lag, aber ich war damals sehr gemütsbeschäftigt und ließ alles traumhaft an mir vorübergehen, und konnte erst später, als ich ruhiger und wachender wurde, zum klaren Bewußtsein gelangen: daß Sie sich mir wirklich auf eine beleidigende Weise gezeigt und dieses sich sogar in einem Faktum ausgesprochen. Letzteres bestand darin, daß Sie es unumwunden eine Unwahrheit nannten, als ich Ihnen die Versicherung gab: daß ich bei Fouqué um die besondere Erlaubnis angefragt, sein mir gewidmetes Gedicht meinen Freunden mitteilen zu dürfen. Es ist überflüssig hier zu sagen, wie viele trübe Stunden mir dieses verursacht und wie sogar die Erinnerung an all das sehr viele Liebe und Gütige, das Sie mir früher erwiesen, dadurch getrübt werden mußte. Noch überflüssiger ist es zu sagen, daß ich es nicht geeignet fand, in dieser Sache mit den gewöhnlichen Hansnarren-Formalitäten, die unserm beiderseitigen Charakter und Verhältnis so unangemessen sind, zu verfahren, und daß ich es vorzog, der großen Mittlerin Zeit alles zu überlassen. Diese wird bereits etwas getan, und Sie, wenn Sie beiliegendes Blatt gelesen, zur Einsicht eines großen Unrechtes gebracht haben. — Obiges ist auch die Ursache, warum ich Ihnen nicht früher geschrieben und warum ich mich jetzt nicht mehr mit der alten Zutraulichkeit Ihnen erschließen kann. Dennoch können Sie versichert

sein, daß die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, die ich früher gegen Sie hegte, sich ungeschwächt in meiner Brust erhalten, und daß der Beisatz von Mißbehagen und Schmerz, den Sie später in mir erregt, jeden Tag, ja sogar während ich dieses schreibe, mehr und mehr verschwindet. Ich verlange deshalb auch keine Erörterung von Ihnen, ich weiß, was Sie denken, und das genügt mir, und ich wünsche sogar, daß von dem Inhalte dieses Briefes, den ich aus natürlichem Bedürfnis schreibe, nie zwischen uns die Rede sei, wenn sich dieses ohne Zwang machen läßt. — Von der großen Mittlerin Zeit erwarte ich noch sehr viel, und ich hoffe, daß Sie durch dieselbe in den Stand gesetzt werden, mich besser kennen zu lernen und sich zu überzeugen, wie sehr ich bin

Ihr Freund und

H. Heine.

67. An Charlotte Embden.

Göttingen, den 8. Mai 1824.

Ich will Dir heut nur anzeigen, daß ich gesund und wohl wieder in Göttingen angelangt bin, und daß ich hier einen ausführlichen Brief von Dir erwarte, wie Du Dich befindest, alles andere ist Nebensache, nur wie Du Dich befindest will ich wissen. — Wann gedenkst Du niederzukommen? Siehst Du jetzt, wie gut es ist, wenn man rechnen gelernt hat. Schone Dich nur, laufe nicht zu viel, nasche nichts, sonst wird Dein Kind ein Näscher, auch lese jetzt keine Verse, sonst wird das Kind, das Du bekommst, ein Poet, — welches wohl ein großes Unglück

genannt werden kann. Ich dachte nicht an Deinen Zustand, sonst hätte ich Dir die 33 Lieder nicht geschickt. — Meine Hinreise nach Berlin habe ich in sehr schlechtem Wetter gemacht, es war kalt und schneite entsetzlich. Die Herreise ging weit besser, in schönem Wetter und in 48 Stunden, — so schnell geht es mit der Schnellpost! —

Es war recht überraschend, daß ich das Harzgebirge, das ich mit Schnee bedeckt verlassen hatte, im freundlichsten Frühlingsgrün wiedersah. Eben im Harzgebirge war es, wo ich eine Dame sah, die Dir sehr ähnlich war, in Gesichtszügen und im ganzen Wesen. — Ich fuhr nämlich von Stollberg nach Harzgerode, über einen hohen schneebedeckten Berg, wo der Wagen jeden Augenblick umzufallen drohte, eine lebensgefährliche, traurige Tour. — Als wir nun um Mitternacht nach dem Harzgeroder Posthause gelangten, fanden wir die halbe Stube mit Passagieren gefüllt, die teils mit anderen Postwagen, teils mit Extra gekommen waren, und dort Kaffee tranken, ihre Pelze an- und auszogen und mit dem Postmeister laut zankten, über das Wetter fluchten und Katzenjammergesichter schnitten. Am Ofen, der nicht besonders warm war, saß eine wunderschöne Frau, die sehr vornehm, aber auch höchst verdrießlich schien und präzise so aussah wie Du, wenn Du ärgerlicher Stimmung bist. Nein, sie sah wie die Verdrießlichkeit selbst aus, als sie von unserem Postillon erfuhr, daß der Weg nach Stollberg so schlecht sei, und ein feiner Herr, mit prächtigem Pelzrock, welcher sich, ängstlich beschwichtigend und auf ihre leisesten Winke lauschend, um sie herum bewegte, mußte den ganzen Strom ihres Unmuts aushalten, und halb weinend, halb scheltend sagte sie zu

diesem: warum haben Sie mich nicht früher umgebracht? Wußten Sie denn nicht, daß ich krank bin? — usw. —

Ich suchte die mißmutige Dame so gut als möglich zu trösten, und trillerte aus Jean de Paris: welch' Vergnügen gewährt das Reisen! Wie sie das hörte, zog sich ein allerliebstes wehmütiges Lächeln über ihr schönes Verdrießlichkeitsgesicht, sie tobte nicht mehr so laut gegen den armen feinen Pelzrockherrn, und als dieser ihr bald den Arm bot, und sie zierlich nach ihrem Wagen geleitete, wandte sie sich noch oft grüßend nach mir um, und seufzte und trillerte: welch' Vergnügen gewährt das Reisen! —

Diese Worte klingen mir heute den ganzen Morgen im Ohr, und deshalb erzähle ich die Geschichte. Wollte ich aber von Berlin erzählen, so würde ich nicht so bald fertig werden. Nur so viel will ich Dir sagen, daß ich dort noch bei den Leuten in hinlänglicher Liebe und Achtung stehe. Die Leute haben sich auch nicht wenig gewundert, daß ich aus Arbeitsliebe das langweilige Göttingen statt des reizvollen Berlins zum Aufenthalt wählte. Noch mehr wunderte man sich, daß ich imstande war, zur rechten Zeit wieder abzureisen, um hier kein Kollegium zu verspäten. Ich habe in Berlin manche schöne Stunde verlebt und viele geistige Anregung und Erfrischung in mich aufgenommen, und diese Reise war mir gewiß in jeder Hinsicht nützlich. — — —

Ich befinde mich jetzt nämlich so wohl, wie ich mich seit Jahr und Tag nicht befunden habe. — Wenn es mir möglich ist, werde ich heut noch nach Lüneburg schreiben. Was macht Onkel Salomon Heine? — Ich erschrak nicht wenig, als ich unlängst erfuhr, daß alle bei Onkel Heine so krank waren. Gottlob daß sie wieder hergestellt

sind. Ich bin froh, daß ich es nicht früher gewußt. Ich bitte Dich, schreibe mir ausführlich, was sie jetzt machen, Meine Adr. ist H. Heine, stud. juris aus Düsseldorf in Göttingen. —

Grüße mir Moritz, ein Teil dieses Briefes ist auch an ihn gerichtet, ich denke oft und gern an ihn. Schreibe mir bald und behalte mich lieb. Du glaubst wirklich nicht, wie sehr herzlich ich Dich liebe.

Dein Bruder

H. Heine.

68. An Moses Moser.

Göttingen, den 17. Mai 1824.

Ich bin in zweimal vierundzwanzig Stunden von Berlin hergereist, Mittwoch um 6 Uhr hörte ich noch im Wagen den lieben Ton Deiner Stimme und Sonnabend um 6 Uhr klangen schon in mein Ohr die ennuyanten Laute Göttinger Philister und Studenten. Ich mußte durch Magdeburg reisen, ohne Immermann gesprochen zu haben. Die Post hielt sich dort nur eine halbe Stunde auf; ich hätte dort mehrere Tage liegen bleiben müssen, wenn ich sie versäumte, und es drängte mich gar zu sehr, hier wieder ans Arbeiten zu kommen. So bin ich nun hier und lebe ganz isoliert und höre Pandekten, und sitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Brust voll unverstandener Sehnsucht und dem Kopfe voll von noch unverstandenerem juristischen Wischiwaschi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf ist noch nicht ganz frei, aber wenigstens schmerzt er nicht. Ich gedenke für diesen

Sommer viel los zu bekommen — ich denke, wir sind ja doch mal im Goles. — Ich werde Dir wenig zu schreiben haben diesen Sommer; bei Dir hingegen passiert alle Tage etwas, das mich interessiert, und Du mußt viel schreiben. — Heute will ich Dir mal etwas Liebes erweisen, indem ich Dir einen Auftrag gebe, dessen Verrichtung unter Brüdern tausend Taler wert ist. Du sollst nämlich der schönen Madame Robert einliegendes Sonett in meinem Namen zustellen. Laß es niemanden vorher sehen. Es ist nicht viel wert, aber ich hatte versprochen, der schönen Frau ein Gedicht zu machen, und für ein solches aufgegebenes Gelegenheitsgedicht, wo die Convenienz (die Macht der Verhältnisse) den wirklichen Ernst teils heischte, teils verbot, dafür ist das Gedicht noch immer gut genug, und es wird der schönen Frau gefallen und sie erfreuen und könnte dem Überbringer, wenn er nicht zu blöde wäre, ein zärtliches Trinkgeld eintragen. Etwas wenigstens wirst Du bekommen, vielleicht ein extraordinäres Lächeln. — — —

Halte mich lieb und sei überzeugt, daß ich nie aufhöre, zu sein

Dein Freund

H. Heine.

69. An Rudolf Christiani.

Göttingen, den 24. Mai 1824.

Wenn man gar zu viel zu schreiben hat, so schreibt man gar nicht, das ist allgemein gebräuchlich, und mein langes Stillschweigen bedarf also keiner besonderen Entschuldigung. — Eigentlich wollte ich heute auch noch nicht

schreiben, das Wetter ist feucht und dumpf und in meinem Kopfe sieht es noch feuchter und dumpfer aus; aber ich muß doch die Korrespondenz wieder in Gang bringen; ich melde Ihnen also, daß ich noch lebe, weiter nichts. Vielleicht in meinem nächsten Briefe erzähle ich Ihnen, daß ich eine Reise gemacht, viele Menschen und Bestien gesehen usw. Apropos: ich war auch in Berlin. Diese Stadt liegt an der Spree, hat 150 000 Einwohner und 25 Seelen. Und eine Seele ist darunter, die mich selig machen könnte! O, ihr Götter, bin ich noch nicht verrückt genug! Ich habe in Berlin viel antichambriert, viele höchstgnädige Blicke auf mich herabstrahlen lassen, alte Freundschaften fester geknüpft, gut gegessen, noch besser getrunken à la Hafis, hinlänglichen Weihrauch eingeatmet, etwelche Küsse empfangen, 30 Louisdor ausgegeben, rasend viel dummes Gewäsche angehört und köstliche Stunden genossen. — Ich bin es wirklich nicht wert, daß so viele gute Menschen ihre Geduld übten, indem sie mich ärgerlichen, verdüsterten, kopfschmerzigen Menschen aufzuheitern und zu ergötzen suchten. Doch muß ich hinzusetzen, daß es mein armer Kopf wirklich noch nicht erlaubt, daß ich mich in allzu großen Menschenverkehr einlasse, und es war wirklich kein Eigensinn, daß ich manche Liebeszuströmung ablehnte, und manchem Schönen und Guten geflissentlich auswich. Vous me connaissez. Bei meiner Hinreise nach Berlin bin ich durch Magdeburg gekommen und habe vier Tage dort mit Immermann verlebt. Wir stimmen herrlich überein; haben uns redlich liebgewonnen. Vor meiner Muse zieht Immermann sehr tief den Hut ab. Mit rührender Demut hat er mir manche

seiner Blößen bekannt, und ich habe daran ersehen, daß er geistig noch größer ist, als ich früher dachte. Immermanns Äußere ist nicht einnehmend; ich sehe weit besser aus. Überhaupt scheint ihm die Jugend zu mangeln. Dafür ist er aber auch ein Koloß an Kraft und Ruhe. Er will die Hohenstaufen schreiben in einem Zyklus von neun Tragödien, und er sammelt jetzt die Materialien. Von dem bloßen Gedanken einer solchen Riesenarbeit könnte ich schon den Tod aufladen. An einer Tragödie, die eine Magdalene zum Gegenstand hat, schreibt Immermann jetzt. Ein neues Lustspiel „Das Auge der Liebe" läßt er bei Schulz und Wundermann jetzt drucken; sowie auch eine Übersetzung des Scottschen Ivanhoe, wozu er eine Parallele zwischen Shakespeare und Scott schreiben wird. Eine kritische Abhandlung über den Charakter des Falstaff wird von ihm erscheinen in der Münchener Zeitschrift: Orpheus. Er hat noch manches andre Kritische unter der Feder gehabt; sowie ich auch den Anfang einer Charakteristik der Heineschen Tragödien unter seinen Papieren gesehen. Seine kritische Schrift über Goethe hält er selbst für nicht bedeutend. Sowie er überhaupt noch nicht weiß, worin eigentlich seine Force besteht. Wir haben viel über Goethe gesprochen, daß ich des rasenden Goethianers, der zu Lüneburg an der Amtskette liegt, oft erwähnen mußte, versteht sich von selbst. An so viele meiner Gedanken knüpft sich jetzt Ihr Name, lieber Christiani. Die Freiherrlich von Sydowsche Schilderung Immermanns paßt ganz und gar nicht. Letzterer hatte aber auch dem armen Teufel gar zu schlimm mitgespielt. Bei einer schönen Dame, wofür beide flammten, wurde mit

verteilten Rollen Goethes Tasso gegeben; natürlich, der ritterliche Deklamator, der, um zu brillieren, sich die Rolle des Tasso genommen hatte, las dieselbe zu schulknabenhaft schlecht, und der boshafte Immermann, der den Antonio übernommen hatte, las denselben etwas zu schulmeisternd gut, indem er manche Stelle zu anzüglich aussprach, durch ironischen Blick und Betonung mit den Worten des Antonio eigentlich den armen Baron aushunzte, bis derselbe pikiert und pikierter, aus der Fassung gebracht, und ordentlich wütend wurde.

Während ich dieses schreibe, erfahre ich, daß mein Vetter, Lord Byron, zu Missolunghi gestorben ist. So hat auch dieses große Herz aufgehört zu schlagen! Es war groß und ein Herz, kein kleines Eierstöckchen von Gefühlen. Ja, dieser Mann war groß, er hat im Schmerze neue Welten entdeckt, er hat den miserablen Menschen und ihren noch miserableren Göttern prometheisch getrotzt, und der Ruhm seines Namens drang bis zu den Eisbergen Thules und bis in die brennenden Sandwüsten des Morgenlandes. Take him all in all, he was a man. Wir werden so bald nicht mehr seinesgleichen sehen.

Ich habe überall Trauer ansagen lassen. Die englische Literatur steht jetzt nur noch auf zwei Augen — Scott und Moore. Unsere Literatur ist ganz und gar blind.

Es ist ein überaus schlechtes Wetter, daß ich fast glaube, es ist von Clauren. Meine „dreiunddreißig" haben in Berlin höchst merkwürdige Schicksale gehabt. Bis zum Himmel erhoben als das Extra-Neueste unserer Literatur, und dann wieder bis in den Kot herabkritisiert

als geistlose Verirrung der Zeit. Man klagt, der Ruhm habe mich verführt, diese leichten Sachen sorglos eilig hinzuschreiben, so daß die Spur solcher Flüchtigkeit überall sichtbar sei. Letzteres schrieb mir auch mein Bruder aus Lüneburg, der in Hamburg viel Kritisches über mich gehört haben will, z. B., daß ich kein Deutsch verstände. Der Redakteur der Posener Zeitung, ein Pole, hat dieses ebenfalls behauptet in seinen Streitschriften gegen mich. Am Rhein und in Westfalen, hör ich, sollen meine Tragödien zwar sehr viel gelesen, aber noch nicht so recht verstanden und goutiert werden. Desto mehr knoppert man behaglich an den Gedichten, über deren Rüdesse man noch allgemeine Klage führt.

Doch die Kastraten klagten
Als ich meine Stimme erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.
Und lieblich erhoben sie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kristalle,
Sie klangen so fein und rein.
Sie sangen von Liebessehnen,
Von Lieb' und Liebeserguß!
Die Damen schwammen in Tränen
Bei solchem Kunstgenuß. — — —

Ich bin in Berlin ebenfalls sehr angegangen worden, bald etwas Großes wieder herauszugeben und habe versprochen, nächste Ostermesse 2 Bände zu liefern. In Bänken ist aber noch nichts außer Bagatellen; doch bin ich jetzt an einer großen Novelle, die mir sehr sauer wird. Sobald diese fertig ist, gehe ich an die Tragödie und dann an eine längst projektierte wissenschaftliche

Arbeit. Nur leide ich noch gar zu sehr an meinen Kopfschmerzen und bin gar zu sehr bedrückt von meinen juristischen Arbeiten. Beim alten Meister kriege ich die Pandekten los, und hoffe, dies Jahr fertig zu werden.

Alsdann soll die Poeterei recht losgehen, denn im Grunde bessert es sich auch mit meinem Kopfe immer mehr und mehr. — Indien und Mittelalter beschäftigen mich ebenfalls. — Ich lebe ganz isoliert und ziehe mich von allen Menschen zurück. Giebt's doch nichts Süßeres als die Pomade. Das hat schon Cicero gesagt. — —

70. An Friederike und Ludwig Robert.

Göttingen, den 27. Mai 1824.

Ihren Brief vom 22. dieses habe ich richtig erhalten und daraus ersehen, daß mein Freund Moser bei Ihnen noch nicht meine Aufträge ausgerichtet. Ich habe ihm nämlich zur Beförderung an Sie einen Sonettenkranz geschickt, den ich con amore, aber vielleicht eben dadurch recht stümperhaft geschrieben. — Wahrlich, Sie verdienten ein besseres Schicksal! Ferner sollte Ihnen Moser sagen, daß ich bald selbst schriebe; und endlich, daß ich Immermann in Magdeburg nicht sprechen konnte wegen allzurascher Abfahrt der Schnellpost, die ich nicht versäumen durfte, und daß ich also gleich nach meiner Ankunft, in betreff Ihres Wunsches, an Immermann geschrieben. Weil ich befürchtete, daß ein Brief von ihm Sie nicht mehr in Berlin antreffen möchte, so schrieb ich ihm, daß er, im Falle er etwas schicken wolle, sein Manuskript bis Ende dieses Monats

fertig machen und solches nach Karlsruhe, mit dem Bedeuten, daß es auf Ihre Veranlassung geschehe, Ihrem Bruder direkt zuschicken solle. Was mich selbst betrifft, so sagte ich Ihnen bereits in Berlin, daß ich, außer einigen zu den Zeit-Memoiren gehörigen und folglich nicht mitteilbaren Aufsätzen, keinen Fetzen gutes Manuskript liegen habe, und daß ich Ihnen nur einige unbedeutende Gedichte, bloß mit einer Chiffre unterzeichnet, mitteilen kann. Ein Hundsfott ist, wer mehr gibt, als er hat, und ein Narr ist, wer alles mit seinem Namen gibt. Ich will beides nicht sein, schicke Ihnen für die „Rheinblüten" beiliegende, bloß mit H. überzeichnete Gedichte, wofür ich, eben weil ich sie nicht mit meinem Namen unterzeichne, durchaus kein Honorar verlange. Tun Sie mir das nicht zu leid, daß Sie eigenmächtig meinen Namen unter diese Gedichte setzen; ich habe schon von Freunden zu oft solche Willkürlichkeiten zu erdulden gehabt, als daß diese Bemerkung nicht verzeihlich wäre. Ich verspreche Ihnen auch schriftlich, für den folgenden Jahrgang des Almanachs etwas recht gutes Großes zu liefern, und ich bin wohl der Mann, der es vermag. Der Abgang der Post ist zu nahe, als daß ich heute viel schreiben könnte, außerdem bin ich, wie Sie aus meinem ganzen Briefe sehen werden, ebenfalls sehr verstimmt, ich muß mich mit langweiligen mühsamen Arbeiten abquälen, der Todesfall meines Vetters zu Missolunghi hat mich tief betrübt, das Wetter ist so schlecht, daß ich fast glaube, es ist von Clauren, ich habe betäubende Anwandlungen von Pietismus, Tag und Nacht rappeln in meinem Zimmer die Mäuse, mein Kopfübel will nicht weichen, und in ganz Göttingen ist kein Gesicht, das mir

gefällt. — Leben Sie wohl und sein Sie überzeugt, daß ich Sie lieb habe. — Wenn ich diesen Ausdruck gebrauche, so denken Sie sich dabei eine fromme Waldkirche mit beseligend hervorquellenden Orgeltönen.

Grüßen Sie mir Varnhagens recht herzlich, bleiben Sie gut, beten Sie oft, und vergessen sie nicht

Ihren Knecht

H. Heine.

Herzlichen Dank, lieber Robert, für Ihre herrlichen Zeilen. Ich muß Ihnen nächstens mal einen großen Brief schreiben, jetzt drängt mich die Post. Ich bin auch sehr verstimmt. — Papavian! Mamavian! — ich wollte, ich könnte mich totlachen.

Apropos! wenn Ihnen die Sonette an Ihre Frau nicht ganz und gar mißfallen, so lassen Sie solche in den „Rheinblüten" abdrucken, mit der Chiffre H. unterzeichnet, und mit einer Ihnen beliebigen Überschrift. Wahrlich, für mich sind diese Sonette nicht gut genug, und ich darf auf keinen Fall meinen Namen drunter setzen. Ich habe mir jetzt überhaupt zum Grundsatz gemacht, nur Ausgezeichnetes zu unterzeichnen; und meine wahren Freunde werden dieses sicher billigen. Papavian! Mamavian!

In großer Eil.

71. An Moses Moser.

Göttingen, den 25. Juni 1824.

Heute morgen fällt mir's ein, daß ich von Dir keinen Brief zu erwarten habe, bis ich Dir Deinen Brief

vom 31. Mai wirklich beantwortet habe, da Du bei Deiner großen Vielseitigkeit auch natürlicherweise ein Philister bist. Das ist nun ärgerlich, im Grunde wird es mir sauer, Dir heute zu schreiben, weil ich Dir nichts Bestimmtes mitzuteilen habe, und dennoch sich so manches von meinem Herzen in unbestimmten Tönen losreißen möchte. Aber hole der Teufel die Unbestimmtheit, wenn er nicht die Unbestimmtheit selbst ist. Ich lebe hier im alten Geleise, d. h. ich habe acht Tage in der Woche meine Kopfschmerzen, stehe des Morgens um halb fünf auf und überlege, was ich zuerst anfangen soll; unterdessen kommt langsam die neunte Stunde herangeschlichen, wo ich mit meiner Mappe nach dem göttlichen Meister eile — ja, der Kerl ist göttlich, er ist idealisch in seiner Hölzernheit, er ist der vollkommenste Gegensatz von allem Poetischen, und eben dadurch wird er wieder zur poetischen Figur; ja, wenn die Materie, die er vorträgt, ganz besonders trocken und ledern ist, so kommt er ordentlich in Begeisterung. In der Tat, ich bin mit Meister vollkommen zufrieden, und werde die Pandekten mit seiner und Gottes Hilfe loskriegen.

Außerdem treibe ich viel Chronikenstudium, und ganz besonders viel historia judaica. Letztere wegen Berührung mit dem Rabbi, und vielleicht auch wegen inneren Bedürfnisses. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurigen Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Rüstung wird mir gewiß in der Folge sehr zu statten kommen. An meinem Rabbi habe ich erst ein Drittel geschrieben, meine Schmerzen

haben mich auf schlimme Weise darin unterbrochen, und Gott weiß, ob ich ihn bald und gut vollende. Bei dieser Gelegenheit merkte ich auch, daß mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht tue ich mir auch unrecht und es ist bloß die Sprödigkeit des Stoffes. Die Passahfeier ist mir gelungen, ich bin Dir für die Mitteilung der Agade Dank schuldig, und bitte Dich, noch außerdem mir das Keho Lachma Anja und die kleine Legende Maasse b'Rabbi Elieser wörtlich übersetzt zukommen zu lassen, auch die Psalmstelle im Nachtgebete: „Zehntausend Gewaffnete stehn vor Salomons Bette" mir wörtlich übersetzt zu schicken. Vielleicht gebe ich dem Rabbi einige Druckbogen Illustrations auf englische Weise als Zugabe, und zwar originaler Ideenextrakt über Juden und ihre Geschichte. — Benjamin von Tudela, der jetzt auf meinem Tisch herumreist, läßt Dich herzlich grüßen. Er wünscht, daß ihn Zunz mal bearbeite und mit Übersetzung herausgebe. Die Übersetzung und Bearbeitung vom französischen Dr. Witte, die ich vor mir habe, ist unter aller Kritik schlecht, nichts als Schulknabenwitz. Über die Frankfurter Juden war mir Schudt sehr nützlich; ich habe beide Quartbände ganz durchgelesen und weiß nicht, ob ich mich mehr geärgert über das Rischeß, das über jedes Blatt ausgegossen, oder ob ich mich mehr amüsiert habe über die Rindviehhaftigkeit, womit das Rischeß vorgebracht wird. O wie haben wir Deutsche uns vervollkommnet! Es fehlen mir nur noch Notizen über die spanischen Juden im fünfzehnten Jahrhundert, und besonders über ihre Akademien in Spanien zu dieser Zeit; wo finde ich was? oder, besser gesagt, fünfzig Jahre vor ihrer Vertreibung.

Interessant ist es, daß dasselbe Jahr, wo sie vertrieben worden, das neue Land der Glaubensfreiheit, nämlich Amerika, entdeckt worden. — Wenig poetische Ausbeute wird dieses Jahr liefern, ich mache fast gar keine Gedichte, meine Zeit wird von meinen Kopfschmerzen und Studien in Beschlag genommen. Und Gott weiß, ob ich dieses Jahr fertig werde! Und Gott stehe mir bei, wenn es nicht der Fall ist! Ich will auf keinen Fall meinen Oheim weiter angehn mit captationes benevolentiae, hab' ihm auch seit neun Monaten nicht geschrieben. — Wahrlich, ich bin doch kein solcher Schweinhund, wie die Hamburger glauben. — Deine Mitteilungen über die Veränderungen im Ministerium des Kultus haben mich sehr interessiert: Du kannst wohl denken, in welcher Hinsicht. Es ist alles jetzt so verwirrt im preußischen Staat, daß man nicht weiß, wer Koch oder Kellner ist. Ich möchte wohl wissen, an wen ich mich mit Erfolg wenden könnte bei meinem Gesuch an das Ministerium. Ich habe schon in Berlin mit Dir darüber gesprochen, die Zeit rückt heran, wo ich solche Vorsätze zur Ausübung bringen sollte, und ich kann's Dir nicht genug empfehlen, diese Sache im Augenmerk zu behalten. Du weißt ja, ich selbst bin nicht imstande, dergleichen Demarchen selbst zu machen und zu überdenken; meine Freunde sind immer meine natürlichen Vormünder. — Ja, säßen Weiber am Staatsruder; so wäre ich Mann genug, bald ein gemachter Mann zu sein. — — —

Gleichgültig ist es mir, höchst gleigültig, ob meine Poesien dem großen und dem kleinen Haufen gefallen. Nicht gleichgültig ist es mir aber in diesem

Augenblick, was man davon schreibt, und ich darf Dir Dein Versprechen in Hinsicht des „Morgenblattes“ durchaus nicht erlassen. Robert besorgt gern den Aufsatz. Byron ist jetzt tot, und ein Wort über ihn ist jetzt passend. Vergiß es nicht; Du tust mir einen sehr großen Gefallen; es ist auch das einzige belletristische Blatt, das hier gelesen wird. — Der Todesfall Byrons hat mich übrigens sehr bewegt. Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben; scherze nur darüber, so viel Du willst. Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unsrigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakespeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin, er ist der allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hofrat, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.

72. An Moses Moser.

Göttingen, den 20. Juli 1824.

Ich weiß wirklich nicht derbe Worte genug zu finden, um mich über Dein Stillschweigen zu beklagen. Was ist die Ursache? Unordentlichkeit darf ich bei Dir nicht voraussetzen, denn Du bist der ordentlichste Mensch Deines Zeitalters. Auch nicht Mangel an Freundschaft; denn so leicht ist nicht zu vermuten, daß Dein Marquis-Posa-Mantel von den Motten der Zeit aufgenagt

worden sei. Um Gottes willen, es sind ja noch keine drei Monat, daß wir uns zuletzt sahen! Oder hat Gans, der mich durch Reingamum offiziell n i c h t grüßen ließ, in Deinen schönen Posa-Mantel ein Loch hineingeschwatzt? Oder beschäftigt Dich gar ein neues Philosophem oder ein Ungerscher Lehrsatz so sehr, daß Du nicht an mich denken kannst?

Wie sehr anders ist es bei mir! Trotz meiner vielen Arbeiten und Schmerzen und Verwicklungen denke ich beständig an Dich. Noch diese Nacht träumte ich von Dir. In altspanischer Tracht und auf einem andalusischen Hengst rittest Du in der Mitte eines großen Schwarms von Juden, die nach Jerusalem zogen. Der kleine Marcus mit seinen großen Landkarten und Reisebeschreibungen, ging voran als Wegweiser. Zunz en escarpins trug die in roten Maroquin eingebundene Zeitschrift; die Doktorin Zunz lief nebenher als Marketenderin, ein Fäßchen jonteftigen Branntwein auf dem Rücken. Es war ein großes jüdisches Heer und Gans lief von einem zum andern, um Ordnung zu schaffen. Lehmann und Wohlwill trugen Fahnen, worauf das Schild Davids und der Bendavidsche Lehrsatz gemalt. Zucker-Cohen führte die Tempeljaner. Ehemalige Vereinsjungen trugen die Gebeine von Saul Ascher. Alle getaufte Juden folgten als Lieferanten, und den Beschluß des Zuges machte eine Menge Karossen; in der einen saßen der Tr . . . . . doktor Oppert als Feldarzt und Jost als Geschichtschreiber der zu begehenden Taten, in einer andern Kutsche saß Friedländer mit Frau von der Recke, und in einer der allerprächtigsten Staatskarossen saß Michel Beer als Geniekorps, und

neben ihm saßen Wolf und die Stich, die den „Paria" unverzüglich in Jerusalem aufführen und verdientes Lob einernten sollten.

Wahrscheinlich war ich gestern abend im Lesen des Basnage eingeschlafen.

Ad vocem Basnage, so kann ich nicht genug meine Bewunderung für diesen Schriftsteller ausdrücken. Es ist ein Mann von vielem Geist, tiefem Geschichtsforscherblick, edlem Herzen, reiner Unparteilichkeit, ein Mann von unberechenbarem Verdienst. Jetzt erst lerne ich ihn würdigen, nachdem ich seine kleinen Mittel und seine großen Bemühungen begreife. — Was macht Zunz? Grüße ihn recht herzlich.

Ich stecke bis am Hals in meiner Jurisprudenz, und, gottlob! ich kriege den Wust allmählich in den Kopf. Ich strenge mich sehr an, überwinde meine Schmerzen, und darf gar nichts Poetisches schreiben. Mein Bruder wird wahrscheinlich diese Michaelis nach Berlin kommen, um Medizin zu studieren. — Ich lebe jetzt in Seelenangst wegen des bevorstehenden Wochenbettes meiner Schwester. — Ich treibe mich viel herum in Studentenangelegenheiten. Bei den meisten Duellen hier bin ich Sekundant oder Zeuge oder Unparteiischer oder wenigstens Zuschauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Besseres habe. Und im Grunde ist es auch besser, als das seichte Gewäsche der jungen und alten Dozenten unserer Georgia Augusta. Ich weiche dem Volke überall aus. Den alten Eichhorn habe ich kennen gelernt. Er hat mich zum Mitarbeiter am Göttinger gelehrten Anzeiger angeworben und mir gleich schon Bopps „Ardschunas Reise zu Indras Himmel aus dem Mahabharata;

Berlin, bei Wilh. Logier" zum Rezensieren übergeben. Auch habe ich dieser Tage von Bopp einen sehr freundschaftlichen Brief erhalten. Ich erwarte von Dir, daß Du benanntes Werk lesen und mir viel Gelehrtes und Geistreiches darüber schreiben wirst, und zwar so bald als möglich, damit ich Dich geistig plündere. Wenn die Rezension geschrieben und gedruckt, so wünsche ich, daß Du sie an Bopp mitteilest und ihm manches von mir sagst. Ich werde sie Dir mit einem Brief an Bopp zu seiner Zeit schicken. — — —

73. An Moritz Embden.

Göttingen, den 9. August 1824.

Ich kann es nicht aussprechen, wie sehr mich Mutters Zeilen und Ihre Nachschrift entzückte! — Ich gratuliere Ihnen zu dem kleinen süßen Töchterchen, und wünsche, daß es seiner kleinen süßen Mutter gleich werde. Tag und Nacht mußte ich an unser liebes Lottchen denken, meine Gedanken waren ständig auf dem Neuenwall, in einem der niedlichen Zimmer. Ich habe seit einiger Zeit mit großer Freude wahrgenommen, daß Sie, lieber Moritz, täglich mehr und mehr das Geheimnis ergründen, wie man mit unserem lieben Lottchen glücklich leben und sie selbst beglücken kann. Ich wußte wohl, daß ein so gescheiter und braver Mann, wie Sie es sind, am Ende hinter das Geheimnis kommen und solches anwenden würde, so wie ich auch wußte, daß ein so liebes Kind wie unser Lottchen, sich immer liebenswürdig und kindlich folgsam zeigen würde, wenn man sie recht behandelt, nämlich wie ein geliebtes Kind.

Jetzt hat ein neues Band Euch zu Eintracht und Glück verbunden, das süße Wesen, dem Ihr beide das Leben geschenkt, wird für Euch eine neue Quelle neuer Freude und Liebe.

Auch ich, lieber Moritz, bin Ihnen jetzt durch ein neues Familienband enger verbunden, Ihre Tochter ist meine Nichte.

Möge der Himmel die beiden Wesen, die wir so sehr lieben, Mutter und Tochter gesund erhalten.

Was mich selbst betrifft, so geht es mit meiner Gesundheit immer besser; freilich sehr langsam. — Mit meinen juristischen Studien bin ich ausschließlich beschäftigt, und denke Januar zu promovieren. Ich glaube ganz bestimmt, daß sich meine Kopfschmerzen im Laufe einiger Jahre ganz verlieren werden, und daß ich dann mehr als jetzt imstande sein werde, tüchtig zu wirken und zu leben.

Mein süßes Lottchen lasse ich herzlich grüßen. Ich kann ihr nicht genug sagen, wie hübsch und ergötzlich ihr letzter Brief war. Ich habe jede Zeile geküßt, und wieder gelesen, und wieder geküßt. Ich bitte Lottchen in meinem Namen zu gratulieren, und die Hand zu küssen.

Wenn es mir möglich ist, so schreibe ich heute noch unserer lieben Mutter. Wie muß die sich freuen. — Ich habe jetzt Fremde hier, nämlich mein Bruder Max ist jetzt hier bei mir zum Besuch. Wir können nicht aufhören von Euch zu sprechen. Ihre Mutter und Brüder lasse ich gratulieren.

Ich bitte Euch gebt dem Kinde nur keinen pretiösen Namen, gebt ihm einen einfachen echt deutschen. — Lebt wohl und behaltet mich lieb.

74. An J. W. v. Goethe.

Weimar, den 1. Oktober 1824.

Ew. Exzellenz

bitte ich mir das Glück zu gewähren, einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen, und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihrer alten Bekannten und Verehrer (dem sel. Wolf, Varnhagen usw.) umging und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war so frei, Ihnen vor drei Jahren meine „Gedichte" und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien" nebst einem lyrischen Intermezzo (Ratcliff und Almansor) zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deshalb auch vor drei Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze, und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen, zur Verehrung Goethes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nämlich zu Fuße und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre

mit Begeisterung und Ergebenheit

H. Heine.

75. An Moses Moser.

Göttingen, den 25. Oktober 1824.

Wirklich, wenn es in der lieben Gotteswelt einen Menschen gibt, der recht hat, über mich böse zu sein, so ist es Moses Moser aus Lippehne! Wie lange habe ich Dir nicht geschrieben, Dir, dem einzigen Freunde!

Fast möcht ich selbst böse werden, daß Du nicht zwei, drei Briefe hintereinander geschickt hast, worin Du Dich bitterböse über mein Stillschweigen beklagst. Ich bin Selbstquäler genug, mir einzureden, Du seist nicht hinlänglich wegen meiner besorgt. Dem einzigen Freunde so lange nicht zu schreiben! Dem Menschen, der das tun konnte, muß es sehr weh ums Herz gewesen sein; und in der Tat, das war der Fall. Du warst mir zu lieb, als daß ich Dir diesen Sommer die Giftdünste meines Unmuts brieflich mitteilen sollte, und ich war mir selbst zu lieb, als daß ich meine Schmerzen dadurch erhöhte, daß ich sie aussprach. Ich habe einen tristen Sommer verbracht, Jurisprudenz und Kopfschmerzen. Meine einzige Zerstreuung waren schlechte Studentenspäße, Duelle und einige Prozesse, die ich führte und verlor. Seit ich Jurist bin, werde ich noch mehr geprellt, als sonst. Ich habe mich mit dem Jus wie ein Verzweifelnder abgequält, und doch mag Gott wissen, ob ich was los habe. Wenn Meister das diesmalige Dekanat ausschlägt, so bin ich ein verlorener Mann! Denn alsdann wird Hugo, der Freund meiner bittersten Feinde, Dekan. Du mußt wissen, ich habe mich hier auch schon hinlänglich verfeindet. Das liegt in der Natur der Sache.

Blutwenig habe ich diesen Sommer geschrieben. Ein paar Bogen an den Memoiren. Verse gar keine. Am „Rabbi" wenig, so daß kaum ein Drittel davon geschrieben ist. Er wird aber sehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unsäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Brust. Ist es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegenteil, wenn

ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wieviel ich dadurch verschütte und Feindseliges herbeirufe. Aber eben auch, weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verprasselndes Theaterlicht. Ich habe viel Geschriebenes in diesem Buche wieder ausgelöscht, jetzt erst ist es mir gelungen, das Ganze zu fassen, und ich bitte nur Gott, mir gesunde Stunden zu geben, es ruhig niederzuschreiben. Lächele nicht über dieses Gackern vor dem Eierlegen. Lächele auch nicht über mein langes Brüten; so ein gewöhnliches Gänseei (ich meine nicht Dr. Gans) ist schneller ausgebrütet, als das Taubenei des heiligen Geistes. Du hast vergessen, mir ein paar Notizen mitzuteilen, die ich in meinem letzten Briefe zum Behuf des Rabbi verlangte. Dem Dr. Zunz lasse ich für seine Mitteilung über die spanischen Juden tausendmal danken. Obschon sie höchst dürftig sind, so hat Zunz mir doch mit einem einzigen scharfsinnigen Wink mehr genutzt, als einige vergeblich durchstöberte Quartbände, und er wird unbewußt auf den Rabbi influenziert haben. —

Im Basnage habe ich wenig gefunden. Die schmerzliche Lektüre des Basnage ward Mitte des vorigen Monats endlich vollendet. Was ich speziell suchte, habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues entdeckte ich, und viel neue Ideen und Gefühle werden dadurch in mir aufgeregt. Das Ganze des Buches ist großartig, und einen Teil des Eindrucks, den es auf mich gemacht, habe ich den 11. September in folgender Reflexion angedeutet:

An Edom!

Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich;
Du, du duldest, daß ich atme,
Daß du rasest, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zumut,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest du mit meinem Blut!

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu;
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie du!

Aber, wie ein Wort das andere gibt, so gibt auch ein Vers den andern, und ich will Dir zwar unbedeutendere Verse mitteilen, die ich gestern abend machte, als ich über die Weenderstraße trotz Regen und Wetter spazieren ging und an Dich dachte, und an die Freude, wenn ich Dir mal den Rabbi zuschicken kann, und ich dichtete schon die Verse, die ich auf den weißen Umschlag des Exemplars als Vorwort für Dich schreiben würde, — und da ich keine Geheimnisse für Dich habe, so will ich Dir schon hier jene Verse mitteilen:

Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Martyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüt!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,

Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und alle die Tränen fließen
Nach Süden im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.

Ich brauche Dich nicht darauf aufmerksam zu machen, daß die Verse, welche ich jetzt schreibe, wenig wert sind und bloß zu meinem eigenen Vergnügen gemacht werden. Aber bedenke auch meine Lage, ich komme den ganzen Tag nicht vom Forum und höre von nichts sprechen als von Stillicidium, Testamenten, Emphyteusis usw. Und wenn ich mal in einer Freistunde hinüberschiffe nach Thessalien, um mich auf dem Parnaß zu ergehen, so treffe ich nur Juden, die dort (siehe Basnage) Gemüse bauen, und ich spreche mit ihnen von den Schmerzen Israels. — Und dennoch hoffe ich noch viel gute Verse zu liefern! Im Geiste dämmern mir viele schöne Gedichte, unter andern — ein Faust. Ich habe schon an dem Karton gearbeitet. — Aber um Gottes willen! ich vergesse Dir zu erzählen, daß ich vor sechs Wochen eine große Reise machte, erst vor vierzehn Tagen zurückkam und folglich vier Wochen unterwegs war. Sie war mir sehr heilsam, und ich fühle mich durch diese Reise sehr gestärkt. Ich habe zu Fuß, und meistens allein, den ganzen Harz durchwandert, über schöne Berge, durch schöne Wälder und Täler bin ich gekommen und habe wieder mal frei geatmet. Über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und Kassel bin ich wieder zurückgereist, ebenfalls immer zu Fuß. Ich habe viel Herrliches und Liebes erlebt, und wenn nicht die

Jurisprudenz gespenstisch mit mir gewandert wäre, so hätte ich wohl die Welt sehr schön gefunden. Auch die Sorgen krochen mir nach. Das mir von meinem Onkel zum Studium zugesetzte Jahr naht sich seinem Ende, ich bin aber mit meinem Jus noch lange nicht fertig, und sitze also in der Klemme. Überdies herrscht in diesem Augenblick kein besonderer Enthusiasmus für mich, ich bin nicht Narr genug, mir dieses zu verhehlen, und kenne sehr gut die Gründe manches Achselzuckens und Kopfschüttelns. Mit einem Wort, man hält mich für geistig bankerott, und ich kann's keinem verständigem Kaufmann verdenken, wenn er mir nicht traut. Du verstehst mich. — Ich hätte Dir vieles von der Harzreise zu erzählen; aber ich habe schon angefangen, sie niederzuschreiben, und werde sie Dir wohl diesen Winter für Gubitz schicken. Es sollen auch Verse drin vorkommen, die Dir gefallen, schöne edle Gefühle und dergleichen Gemütskehricht. Was soll man tun! — Wahrhaftig, die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche ist ein undankbares Geschäft. —

Ich war in Weimar; es gibt dort sehr gutes Bier. Von Immermann habe ich diese Tage Brief und sein neues Lustspiel, „das Auge der Liebe", erhalten. Wenn man es mit seinem Titel liest, so gefällt es; sonst nicht. Aber es ist doch viel Herrliches darin. Denk Dir, ich habe Bopps Buch noch nicht gelesen; aber es soll bald geschehen. Ich wünsche noch immer, von Dir etwas darüber zu vernehmen. — Auch fände ich es noch immer angemessen, ja jetzt mehr als je, daß Du Dich über Byron und Comp. vernehmen ließest. Das Rubonische Heft habe ich jetzt nicht mehr nötig. — Was Du mir

in betreff des Kammergerichtsrats Wilken bemerkst, ist wahr; es sind mir indessen weit auffallendere Geschichten der Art passiert. Das Ergötzlichste darunter ist, wie ich auf dem Harz einen Theologen gefunden, der meine „Tragödien“ mit sich schleppte, um sie, während der schönen Reisemuße, zu seinem Vergnügen — zu widerlegen. Täglich passieren mir ähnliche Possen, die manchmal mich sehr flattieren, manchmal auch sehr demütigen. Auf der Reise und auch hier merkte ich, daß meine kleinen Gedichte sich auf eine sonderbar heimliche Art verbreiten. — „Indessen, man wird Sie nicht lieben,“ sagte der große Sartorius.

Grüße mir Josef Lehmann recht herzlich; ich weiß wirklich nicht in diesem Augenblick, ob ich oder er schreiben muß. Schreibe mir viel Neues, ich lechze danach.

Ich war in Weimar; es gibt dort auch guten Gänsebraten. Auch war ich in Halle, Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach und in Kassel. Große Touren, immer zu Fuß, und bloß mit meinem schlechten braunen abgeschabten Überrock. Das Bier in Weimar ist wirklich gut, mündlich mehr darüber. Ich hoffe Dich wohl nächstes Frühjahr wiederzusehen und zu umarmen und zu necken und vergnügt zu sein.

Viele, sehr viele Grüße an den teuern Biographen Hoffmanns und Werners.

76. An Moses Moser.

Göttingen, den 30. Oktober 1824.

Meinen Brief, den ich Dir vorige Woche schrieb, wirst Du wohl schon erhalten haben. Indessen, ich kann

nicht wohl Deine Antwort erwarten, um Dir wieder zu schreiben und einen Liebesdienst von Dir zu verlangen. Ja, ich habe das Mißgeschick, immer Gefälligkeiten von Dir verlangen zu müssen, ohne Dir etwas anderes dafür geben zu können, als meine brüderlichste Liebe. Indessen, ich will diese nicht gar zu niedrig anschlagen. Mancher schlechte Stein gilt schon etwas, weil er ungewöhnlich und selten ist. —

Marquis! Deine Kenntnisse, Deine Zeit werden durchaus wieder von mir in Anspruch genommen. Du mußt nämlich statt meiner die Rezension des besprochenen Boppschen Buches („Ardschunas Reise zu Indras usw.", Berlin bei W. Logier) statt meiner anfertigen. Ich hatte versprochen, sie ungefähr um diese Zeit zu liefern, hatte in den Ferien auf der Reise das Buch nicht zur Hand, um die Rezension zu schreiben, und da ich mich jetzt dran geben wollte, werde ich durch unvorhergesehene Hindernisse davon abgehalten. Ich habe jetzt meine „Harzreise" schon zur Hälfte geschrieben, und will nicht abbrechen. Diese schreibe ich in einem lebendigen enthusiastischen Stil, und es würde mir nicht allein nach einer Unterbrechung schwer werden, wieder hinein zu geraten, sondern auch würde es mir schwer fallen, aus diesem Stil in die trockne gelehrten Anzeiger-Prosa überzugehen.

Außerdem muß ich mich, sobald ich nur kann, mit einer Dissertation befassen, die in eine ganz ander Sphäre spielt als Indien, und mir, der sich so leicht verwirrt, nicht erlaubt, an eine andere gelehrte Arbeit zu denken. Und diese Dissertation, die ich für einen meiner Freunde schreibe, muß ich durchaus unternehmen, sonst kommt ein

sehr liebenswürdiger Mensch in die größte Misere. Spaßhaft genug, mich quälen andere, um für sie zu schreiben, und ich quäle wieder Dich, um für mich zu schreiben; so quälen die Menschen einer den andern nach der bekannten Bell- und Lancasterschen Methode. Außerdem leide ich noch sehr an meinem Kopfe, und täglich höre ich Kollegien bei — Hugo, Bauer und Meister.

Ich glaube, dieses letztere ist hinreichend, um Dich zu bewegen, an die Arbeit zu gehen. Ich brauche Dir wohl nicht vorzuschreiben, wie Du die Rezension zu schreiben hast. Die Hauptsache ist ruhiges, klares, verständliches Referat. Nur grundgelehrt, und soviel als möglich mit neuen Gedanken und Ansichten gespickt. Über Indien im allgemeinen und über das Buch insbesondere. Ich weiß, daß Dir das wenig Mühe macht, auf den Stil kömmt nichts an, nur klar und verständlich muß der Aufsatz sein, und — ich bitte Dich — in vierzehn Tagen fertig.

Willst Du aber meinen Wunsch nicht erfüllen, so bitte ich Dich, mir dieses umgehend zu antworten.

77. An Moses Moser.

Göttingen, den 11. Januar 1825.

Warum kannst Du mir nicht mal schreiben, ehe Du von mir Brief erhalten? Mußtest Du warten, bis ich Deinen Brief vom 10. November beantworte? Hierzu brauchtest Du weder ein Genie noch ein Esel zu sein. Ich, der ich mir schmeichle, beides nicht zu sein, würde nicht so handeln, wenn ich der Moser wäre, der Neue Friedrichsstraße 48 Parterre im Friedländerschen Kon-

tor sitzt und ein Freund jenes Heine ist, der Judenstraße Nr. 21 im Hugoschen Kollegium schmachtet. Wenn ich sage, daß ich kein Esel und kein Genie bin, so will ich nicht damit renommieren. Wäre ich ersteres, so wäre ich längst befördert, z. B. zum Professor extraordinarius in Bonn. Und was das Genie betrifft — ach Gott, ich habe die Entdeckung gemacht: alle Leute in Deutschland sind Genies, und ich, just ich, bin der einzige, der kein Genie ist. Ich scherze nicht, es ist Ernst. Was die ordinärsten Menschen zu fassen vermögen, wird mir schwer. Ich bewundre, wie die Menschen das Halbbegriffene, das aus dem Zusammenhang des Wissens Gerissene, im Kopf behalten und mit treuherziger Miene in ihren Büchern oder von ihren Kathedern herab wiedererzählen können. Wer dieses kann, den halte ich für ein Genie. Indessen, wegen der Rarität wird jenen Menschen, die es nicht können, der Name eines Genies beigelegt. Das ist die große Ironie. Das ist auch der letzte Grund, warum ich mich mit meiner Jurisprudenz zu Tode quäle, warum ich noch nicht damit fertig bin und erst zu Ostern fertig werde.

Mit der Genialität in der Poesie ist es auch so eine ganz zweideutige Sache. Das Talent ist mehr wert. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetisches Genie zu sein, muß man erst das Talent dazu haben. Das ist der letzte Grund der Goetheschen Größe. Das ist der letzte Grund, warum so viel Poeten zugrunde gehen; z. B. ich! —

Wie oben bemerkt ist, ich arbeite angestrengt an meinem Jus, lebe übrigens ganz einsiedlerisch. Bin nicht geliebt hier, und weiß noch nicht, ob es ratsam ist,

Ostern hier zu promovieren. Vor drei Tagen habe ich an meinen Onkel Salomon Heine geschrieben, daß ich noch ein halb Jahr hier zu bleiben wünsche. Ich schrieb ihm konzis und ohne Umschweife. Ich bin gespannt auf seine Antwort. Du siehst also, daß ich nicht mit Bestimmtheit sagen kann, was ich nächstens tun werde. Das hat auch gar nichts zu bedeuten; das Schlimmste ist nur gar zu sehr bestimmt, nämlich daß ich auf eine unerträgliche und geisteshemmende Weise von meinen Kopfschmerzen gequält werde, z. B. in diesem Augenblick. Ich schreibe wenig, lese viel. Immer noch Chroniken und Quellenschriftsteller. Ich bin, ehe ich mich dessen versah, in die Reformationsgeschichte geraten, und in diesem Augenblick liegt der zweite Folioband von Von der Hardts Hist. liter. reformationis auf meinem Tische; ich habe gestern abend darin die Reuchlinsche Schrift gegen das Verbrennen der hebräischen Bücher mit großem Interesse gelesen. Für Dein Studium der Religionsgeschichte kann ich Schröckhs Kirchengeschichte mit Enthusiasmus, wegen der gründlichen Zusammenstellung, Dir empfehlen. Seit den Ferien habe ich schon zwei Dutzend Bände davon verknopert. Doch Du hängst für die ersten Jahre noch in den Mythen des Orients. Außerdem lese ich französische Vaudevilles. — Meine „Harzreise" habe ich längst, seit Ende November, fertig gemacht, soweit es mir wegen meines Zeitmangels möglich war. Ich habe sie vorigen Monat an meinen Onkel Henry Heine geschickt, um ihm und den Weibern ein Privatvergnügen damit zu machen. Sie enthält viel Schönes, besonders eine Sorte Verse wird, wenn ich sie von Hamburg zurückerhalte, gedruckt werden, wird

sehr gefallen, und ist im Grunde ein zusammengewürfeltes Lappenwerk. An die Fortsetzung meines armen Rabbi darf ich in diesem Augenblick nicht gehen. Nur dann und wann kann ich Stückchen meiner Memoiren schreiben, die einst zusammengeflickt werden. O Flickwerk! Ferner schleppe ich mich mit den Ideen zu einer Menge poetischer und unpoetischer Meisterwerke. Unter anderm will ich auch eine lateinische Abhandlung über die Todesstrafe schreiben. Versteht sich: dagegen. Beccaria ist tot, und kann mich nicht mehr des Diebstahls anklagen. Ich werde systematisch auf den Gedankendiebstahl ausgehen. —

78. An Ludwig Robert.

Göttingen, den 4. März 1825.

Lieber Robert! Da ich just jetzt in einer Bedrängnis stecke, wo ich nicht imstande bin, Ihrer lieben Frau zu schreiben, und dennoch ich gern wissen lassen möchte, was sich auf ihren Brief vom 18. Februar bezieht, so schreibe ich Ihnen, mit dem ich weniger Worte zu machen brauche.

Sagen Sie daher unsrer lieben Türkin: erstens, daß ich Sie und sie liebe, zweitens, daß ich sie in Hinsicht der „Rheinblüten" gewiß nicht im Stich lassen werde. Wie sauer es mir wird, dieses Versprechen zu erfüllen, davon haben Sie keinen Begriff. Von meiner Abneigung gegen die Almanachsliteratur überhaupt will ich gar nicht sprechen; sowie auch nicht von den Bedenklichkeiten, die ich jetzt zu nehmen habe bei jeder Zeile, die ich drucken lasse. Ich will nur erwähnen,

daß ich, wegen meines Kopfübels, das jetzt erst allmählich verschwindet, seit einem Jahre wenig Bedeutendes schreiben konnte. Ich schrieb bloß an einer Art „Wahrheit und Dichtung", die nur in sehr späteren Zeiten erscheinen darf, und an meinem „Rabbi", der noch nicht zur Hälfte fertig und ebenfalls nicht für jetzige Mitteilung geeignet ist. Das Hübscheste, was ich unterdessen schrieb, ist die Beschreibung einer „Harzreise", die ich vorigen Herbst gemacht, eine Mischung von Naturschilderung, Witz, Poesie und Washington Irvingscher Beobachtung. Eine Novelle, die ich für die „Rheinblüten" angefangen — liegt halb fertig, und wird auch wohl nicht fertig werden, denn in meiner Jurisprudenz stecke ich jetzt mehr als je, da ich nächsten Monat damit fertig werden will und mich daher jetzt bloß mit meinem Corpus juris beschäftigen muß.

Kann ich also die Novelle, wie ich voraussehe, nicht fertig bekommen, so schicke ich Ihnen in fünf Wochen meine „Harzreise", die etwa drei bis dreieinhalb Druckbogen der „Rheinblüten" beträgt, und wovon ich überzeugt bin, daß Sie sie ebenso gern lesen werden, wie ich sie ungern schicke. Nämlich diese neue Disposition vereitelt mir manche wichtige Absicht und macht es nötig, daß ich in meinem Manuskript manches ändre und auslasse. Ich würde es früher einsenden, wenn ich es nicht erst von meiner Familie, der ich es zur Winterlektüre mitgeteilt, zurückkommen lassen müßte. Eigentlich ist es auch entsetzlich frühe, jetzt schon die Almanachsbeiträge einzutreiben. — Ich hätte indessen schon vor einigen Tagen geantwortet, wenn ich nicht erst Brief von Immermann erwarten wollte, dem ich

gleich dringend schrieb, mir unverzüglich zu sagen, ob er etwas für die „Rheinblüten“ geben wolle oder nicht. Ich habe aber seine Antwort noch nicht erhalten und werde Ihnen also nochmals schreiben müssen, sobald dieses der Fall sein wird. Ich bedeutete ihm übrigens, daß Herr Braun seine Beiträge ebenso gut honorieren wird, wie jeder andere Almanachsredakteur. Was in dieser Hinsicht mich selbst betrifft, so erinnere ich mich, daß Sie mir ein Honorar von vier Karolin per Druckbogen angeboten, als Sie mich kurz vor meiner Abreise von Berlin zum Mitarbeiten an den „Rheinblüten“ aufgefordert. Wenn also meine „Harzreise“ für die „Rheinblüten“ angenommen wird, so erwarte ich dieses Honorar und wünschte drei Monat nach Absendung meines Manuskripts darüber verfügen zu können. In bessern Zeiten würde ich dergleichen nicht mal erwähnen. — Und sie werden besser werden. —

79. An Moritz Embden.

Göttingen, den 11. Mai 1825.

Sie haben wirklich Ursache sehr böse auf mich zu sein, und ich weiß wirklich nicht, wie ich mein langes Stillschweigen entschuldigen soll. Das einzige, was ich vorbringen will, ist, daß ich weder aus Nachlässigkeit, noch aus Gleichgültigkeit nicht geschrieben. Ich denke beständig an meine Schwester, folglich auch an alles, was mit ihr zusammenhängt, folglich auch an meinen Schwager. Aber ich liebe Euch zu sehr, als daß ich Euch eine Stunde verbittern sollte, mit langen Schilderungen

der peinlichen Situation eines kranken, mürrischen, von Gott und Welt geplagten Menschen. Euch leere Worte oder vielleicht Unwahrheiten zu schreiben, dazu seid Ihr mir gewiß zu lieb. Möge mir daher der gute Schwager und seine kleine Frau mein langes Stillschweigen entschuldigen. Jetzt aber kann ich Euch schreiben, mit meiner Gesundheit geht es besser, — es war sehr schlimm — und auch in meinem äußeren Leben wird es lichter. Ich habe den ganzen verflossenen Winter anhaltend Jurisprudenz getrieben, und war dadurch imstande vorige Woche das juristische Doktorexamen zu machen, welches ich ganz vortrefflich bestand. Dieses ist in betreff des Promovierens die Hauptsache, alles andere, z. B. das Disputieren ist leere Formel, und kaum des Erwähnens wert. Ich bin also jetzt der Sache nach Doktor, und es macht keine ironische Wirkung mehr, wenn Sie mich in Ihren Briefen mit diesem Titel benennen. Ich werde jedoch erst in sechs Wochen disputieren, denn erstens hat es keine Eile, da ich doch bis Michaelis hier bleibe, zweitens will ich erst eine Dissertation fertig schreiben. Das ist die beste Nachricht, die ich Ihnen mitteilen kann, — alles andere liegt noch im Trüben. Sie können es sich auch leicht erklären, warum ich Sie mit Nachrichten über meine äußere Lage, die, wie bei jedem vom Ökonomischen bedingt ist, verschone. — Man mag mich immerhin der Narrheit und Unklarheit anklagen, aber ich weiß, ich denke und handle wie es innerer Würde geziemt. Ich habe, lieber Moritz, meine bestimmte Jüry, über alles was ich tue, —aber diese Jüry ist jetzt noch nicht zum Richter über mich versammelt. — Es werden schwerlich Kaufleute darunter sein.

Ich hoffe, daß dieser Brief Sie gesund und heiter antreffe. Da ich höre, daß Lottchen im Begriff ist nach Lüneburg zu reisen, so will ich der lieben kleinen Frau dorthin schreiben. — Klein-Mariechen zu küssen. Wie neugierig bin ich es zu sehen!

Ob ich mich in Hamburg fixieren werde? Das wissen die Götter, die den Hunger erschaffen. Ich werde mich dort nicht niederlassen, ohne auf ein paar Jahre mit Brot proviantiert zu sein. Indessen von meiner Seite wird alles geschehen; getauft und als Doctor Juris, und hoffentlich auch gesund, werde ich nächstens nach Hamburg kommen. Ich würde Ihnen dieses nicht schreiben, wenn Sie es nicht zu wissen oftmals verlangt.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und seien Sie überzeugt, daß ich vom ganzen Herzen bin,

Ihr ergebener Schwager

H. Heine.

80. An Friederike Robert.

Göttingen, den 15. Mai 1825.

Schöne, gute Frau!

Endlich, endlich habe ich meine juristischen Plackereien so weit abgestreift, daß ich wohl imstande wäre, Ihnen einen recht langen, hübschen Brief zu schreiben. Und dennoch geschieht dieses nicht, denn kaum der einen Plage entlastet, fällt wieder eine andre auf mich, und zum ordentlichen Schreiben müßte ich erst eine gute Stunde abwarten, und dazu gebricht's an

Zeit, indem ich doch mit der Absendung meines Manuskripts nicht länger zögern darf. Möge es Ihren Beifall erlangen. Ich habe es so viel als möglich für die „Rheinblüten" zugestutzt. Vieles mußt ich streichen; und zur Füllung mancher Lücke, besonders am Ende der großen Gedichte, fehlte mir die Muße. Doch ist dieses nicht bemerkbar. Erscheint die ganze Persiflage des Balletts etwas zu stark, so erlaube ich gern die ganze Partie, die damit zusammenhängt, und die ich mit Bleistift bezeichnet, ausfallen zu lassen. Muß aus ähnlichem politischen Notwendigkeitsgrunde irgend eine andre Stelle meines Manuskripts wegbleiben, so bitte ich die Lücke mit den üblichen Strichen zu füllen. Außerdem bitte ich aber die Redaktion der „Rheinblüten", beileibe keine eigenmächtigen Veränderungen oder Auslassungen aus ästhetischen Gründen in meiner Harzreise zu gestatten. Denn, da diese im subjektivsten Stile geschrieben ist, mit meinem Namen in der Welt erscheint, und mich also als Mensch und Dichter verantwortlich macht, so kann ich dabei eine fremde Willkürlichkeit nicht so gleichgültig ansehen, wie bei namenlosen Gedichtchen, die zur Hälfte reduziert werden. Damit indessen freundlicher Bemühung einiger Spielraum verbleibe, so bemerke ich, daß einige leicht zu verbessernde Schreibfehler in meinem Manuskripte aufzufinden sind; ein Freund, der dasselbe zuletzt las, hat es wenigstens geäußert, und mir fehlt es jetzt an Zeit und Lust zu einer neuen Durchsicht. Auch sende ich anbei sechs neue Liedchen von der alten Sorte, die nur mit meiner Chiffre (. . .e) bezeichnet sind, wovon die drei ersten mit einigermaßen gefallen, weit weniger die drei letzten, die immerhin fortgestrichen

werden können, und die ich vielleicht zu diesem Zwecke hingeschrieben. — Die Verse in meiner „Harzreise" sind eine ganz neue Sorte und wunderschön. Indessen man kann sich irren. Es sollte mir sehr leid tun, wenn mein Manuskript Ihren Erwartungen nicht entspräche, nicht meinetwegen, sondern weil ich so gern Ihre Wünsche erfüllt sehe. In diesem Fall, wenn Sie etwa unterdessen fremdes, besseres Manuskript erhalten, oder mein Manuskript wegen meiner eigenen Bestimmungen nicht abdrucken lassen können, wünsche ich, daß Sie mir dasselbe ohne großen Zeitverlust unfrankiert hierher nach Göttingen per fahrende Post zurücksenden möchten. Ich hätte Ihnen gar gern eine hübsche Novelle geschickt, aber es war unmöglich; mögen mich nächstes Jahr die Musen besser begünstigen! — Und nun nachträglich noch eine Bitte: im Fall meine Harzreise sich eines Abdrucks in den „Rheinblüten" zu erfreuen hat, wünschte ich, daß mir einige bloße Abdrücke der Reise und vier ganze Exemplare der „Rheinblüten", worin die Reise enthalten, unter der Adresse: H. Heine bei Herold und Wahlstab in Lüneburg, per fahrende Post sobald als möglich zugeschickt und in Rechnung gestellt werden mögen.

Und nun, schöne gute Frau, machten Sie nicht eben die naheliegende Bemerkung: daß Menschen, die sonst im Leben ganz leicht und anspruchslos erscheinen, recht eitel und diffizil werden, sobald man sie als Poeten in Anspruch nimmt? Doch ich scharfsinniger Narr, ich erzähle das einer Poetin und Frau eines Poeten. Was macht dieser Poet? Trauerspiele oder Lustspiele? Papavians oder Mamavians? Dem Manne der Madame Robert muß es wohl sauer werden, ein Trauerspiel zu

schreiben — der arme Glückliche! Kaum hat er wütend die Stirn zusammengezogen zum tragischen Ernst, so wird ihm dieser freundlich fortgelächelt von der schönen Frau, und ärgerlich greift er nach ihrem Strickstrumpf, statt nach Melpomenens Dolch.

Hier ist alles still und trist, durchaus keine schöne Gesichter, und ich lebe vergraben in Studien. Dr. Gans hat diese auf einige Tage unterbrochen bei seiner Durchreise. Er hat das Glück, Madame, Sie auf seiner Reise zu sehen. Von Berlin hör' ich wenig. Von der dortigen Literatur noch weniger. Gans hat mir gesagt, unser „Paria" erregt noch immer viel Mitleid. Die Zeiten sind so schlecht, alle Menschen klagen, und es ist sehr politisch von unsern Regierungen, daß sie allenthalben die Aufführung des „Paria" begünstigen, damit wir sehen, es gibt Leute in Indien, die noch mehr leiden und ausstehen, als wir Deutschen. — Der Abgang der Post drängt mich zum Raschschreiben. — Ich habe jetzt mein juristisches Examen abgemacht; wenn ich wohl bin, disputiere ich künftigen Monat, und wenn Sie mir nächstens schreiben, ist meine Adresse: an den Dr. jur. H. Heine aus Düsseldorf, in Göttingen. Mitte August werde ich wohl diese Stadt verlassen, mich auf kurze Zeit nach Lüneburg und dann nach Berlin begeben. Dort bleibe ich lange und studiere Clauren. Werden Sie und Robert nicht auch bald wieder hinkommen? Kommen Sie hin, tun Sie etwas für die arme Mark Brandenburg, wir verkommen sonst in der Dürre, und werden zu Staube, noch ehe wir tot sind. — Vor allem aber leben Sie wohl, küssen Sie Robert, und sagen Sie ihm, daß ich ihn und seine Frau sehr lieb habe.

81. An Rudolf Christiani.

Göttingen, den 26. Mai 1825.

Wenn es in der ganzen Christenheit irgend einen Menschen gibt, der Ursache hat mit mir unzufrieden zu sein, so ist es der Doktor Christiani in Lüneburg. Was wollen Sie mehr als dieses offne Geständnis? Nun schlagen Sie in der Carolina nach und bestimmen Sie meine Strafe. Doch diese wird nicht allzu hart ausfallen. Denn erstens weiß ich, daß ich bei Ihnen noch in großer Gunst stehe, zweitens wissen Sie, oder besser gesagt, Ihr Selbstbewußtsein sagt Ihnen, daß ich oft genug an Sie denken muß, daß Briefschreiben überhaupt so eine ganz eigene Sache ist, und daß oft Halbfreunde oder sogar Scheinfreunde sich täglich schreiben und wahre Freunde nur selten, manchmal sogar nie. Über letzteres ließe sich wohl eine große, höchst schmerzliche Dissertation schreiben.

Aber dieses alles will ich nicht zur Entschuldigung gebrauchen, sondern bloß einen physischen Zustand und dessen Einwirkung auf meine Gemütsstimmung. Ich war nämlich den ganzen Winter krank, und jetzt leide ich an allmählicher Genesung.

Den vorigen Sommer sah es auch nicht sehr glänzend mit meiner Gesundheit aus und obendrein lag auf mir die Zentnerlast der Pandekten. Meine Erholung waren kalte Bäder, Chronikenstudium, Skandäler, Shakespeare, Ulrichs Garten, sowie auch einige eigene Pfuschereien im Gebiet der Literatur. Letzteres war aber sehr unbedeutend, Ausarbeitung einer Memoiren-

partie, Anfang eines Romans und einige kleine Köter von malitiösen Gedichten. Den Herbst machte ich eine Fußreise nach dem Harz, den ich die Kreuz und Quer durchstreifte, besuchte den Brocken, sowie auch Goethe auf meiner Rückreise über Weimar. Ich reiste nämlich über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und Kassel hierher wieder zurück. Viel Schönes habe ich auf dieser Reise gesehen, und unvergeßlich bleiben mir die Täler der Bode und Selke. Wenn ich gut haushalte, kann ich mein ganzes Leben lang meine Gedichte mit Harzbäumen ausstaffieren. —

Über Goethes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit. Vielleicht Folge seiner letzten Krankheit. Nur sein Auge war klar und glänzend. Dieses Auge ist die einzige Merkwürdigkeit, die Weimar jetzt besitzt. Rührend war mir Goethes tiefmenschliche Besorgnis wegen meiner Gesundheit. Der selige Wolf hatte ihm davon gesprochen. In vielen Zügen erkannte ich den Goethe, dem das Leben, die Verschönerung und Erhaltung desselben, sowie das eigentlich praktische überhaupt, das Höchste ist. Da fühlte ich erst ganz klar den Kontrast dieser Natur mit der meinigen, welcher alles Praktische unerquicklich ist, die das Leben im Grunde geringschätzt und es trotzig hingeben möchte für die Idee. Das ist ja eben der Zwiespalt in mir, daß meine Vernunft in beständigem Kampf steht mit meiner angeborenen Neigung zur Schwärmerei. Jetzt weiß ich auch ganz genau, warum die Goetheschen Schriften im Grund meiner Seele mich immer abstießen, so sehr ich sie in

poetischer Hinsicht verehrte und so sehr auch meine gewöhnliche Lebensansicht mit der Goetheschen Denkweise übereinstimmte. Ich liege also in wahrhaftem Kriege mit Goethe und seinen Schriften, so wie meine Lebensansichten in Krieg liegen mit meinen angeborenen Neigungen und geheimen Gemütsbewegungen. — Doch sein Sie unbesorgt, guter Christiani, diese Kriege werden sich nie äußerlich zeigen, ich werde immer zum Goetheschen Freikorps gehören, und, was ich schreibe, wird aus der künstlerischen Besonnenheit und nie aus tollem Enthusiasmus entstehen.

So bist du denn der ganzen Welt empfohlen,
Das übrige brauch' ich nicht zu wiederholen.

Es ist aber spaßhaft, wie ich immer und überall, und ging ich auch nach der Lüneburger Heide, zu Erzgoethianern komme. Zu diesen gehören auch Sartorius und seine Frau, vulgo geistreiches Wesen genannt, mit denen ich hier am meisten verkehre. Ich brachte ihnen Grüße von Goethe, und seitdem bin ich ihnen doppelt lieb. — Es gibt sogar unter den Studenten Goethianer.

Meine Harzreise habe ich, wie Sie schon in Erfahrung gebracht haben, anfangs diesen Winter geschrieben. Aber leider konnte ich kaum bis zur Hälfte damit zustande kommen, weil ich damals, wie den ganzen Winter hindurch, mich höchst elend befand. Wenn ich daher bedenke, zu welcher trübseligen Zeit ich dieses Reisefragment geschrieben, so muß ich zweifeln, ob etwas Gutes daraus geworden. Ich habe es jetzt nach Süddeutschland geschickt, und wenn es nicht zu spät anlangt,

werden Sie es in den „Rheinblüten" gedruckt sehen. Ich kann wahrhaftig nicht ohne Besorgnis Ihrem Urteil darüber entgegensehen, und ich wünschte im Grunde, Sie bekämen das opus nie zu Gesicht. Sie finden darin viele alte Witze von mir, mit schlechten neuen Witzen bunt untermischt, nachlässige, unkünstlerische Prosa, unbeholfene Naturschilderungen, verunglückter Enthusiasmus; aber das bitt ich mir aus — die Verse darin sind göttlich.

Diesen Winter, teurer Christiani, hab ich schrecklich gelitten. Ich war fürchterlich auf den Hund. Zum Verzweifeln. Ich lebte in Schmerzen und Medizin. Jetzt ist es besser, aber noch immer bin ich sehr leidend, höchst angegriffen von den Leiden dieses Winters, und dieses ist Ursache, warum ich vorderhand mich noch nicht von hier fortschieben kann. Lassen Sie dieses aber nicht meinen Eltern merken. Trotz solcher schlimmen Zeiten hab ich doch viel getan, vornehmlich in juristischer Hinsicht, so daß ich den 3. Mai, unter Hugos Dekanat, mein Examen zu machen wagen durfte. Es ging ganz vorzüglich, und jetzt habe ich eine Steinlast weniger auf dem Herzen. Diese Last, die mich zum beständigen Ochsen anspornte, sowie meine erwähnte Krankheit, verhinderten mich Ihnen zu schreiben; und nun bin ich bei Ihnen entschuldigt.

In sechs Wochen will ich promovieren, dann aber will ich ernsthaft dran denken, bald nach Lüneburg zu kommen. Es ist mir höchst schmerzlich, daß ich die dortige Anwesenheit meiner Schwester nicht genießen kann. — Von Berlin her klingen mir viele lockende Töne entgegen. Werden mich doch wohl wieder anködern.

82. An Moses Moser.

Göttingen, den 1. Juli 1825.

Deinen Brief vom 11. v. Mts. habe ich richtig erhalten, und mit Freude habe ich aus dem Ton desselben ersehen, daß Du guter Laune bist. Mit mir geht es so ziemlich. Mein Kopf gesundet allmählich, und ich tue alles, was dazu förderlich ist. Ich habe mir eine Gartenwohnung gemietet, gehe des Abends zwischen Rosenbüschen spazieren, und werde morgens 3/4 auf 6 von den Nachtigallen aus dem Schlafe geweckt. Es ist doch besser, daß dieses durch Nachtigallen, als durch klopfende Stiefelputzer geschieht. Dann arbeite ich so angestrengt als möglich Jurisprudenz, Geschichte und den Rabbi usw. Letzterer schreitet nur langsam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängt's mich unverdrossen weiter, indem ich das Bewußtsein in mir trage, daß nur ich dieses Buch schreiben kann, und daß das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist. Doch ich breche hiervon ab, indem dieses Thema mich leicht dazu bringen kann, von der eigenen Seelengröße selbstbespiegelnd zu renommieren. —

Ende dieses Jahres denke ich den „Rabbi" fertig zu haben. Es wird ein Buch sein, das von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird. — Nochmals wiederhole ich Dir, daß Du auf die Lektüre meiner „Harzreise" nicht begierig zu sein brauchst. Ich schrieb sie aus pekuniären und ähnlichen Gründen. Vielleicht amüsiert Dich der Nekrolog Saul Aschers, den Du darin finden wirst. Ich schreibe nächstens nach Karlsruhe, daß man für meine Rechnung mehrere Exem-

plare der „Rheinblüten", worin meine „Harzreise", und das Honorar dafür an Deine Adresse nach Berlin befördern soll. Ich bin in der größten Geldverlegenheit, und aus leicht durchschaulich politischen Gründen darf ich von meinem Oheim keine neuen Gelder verlangen, bis ich meine Doktorpromotion anzeigen kann. Hast Du Lust, mir in diesem Augenblick zehn Louisdor zu leihen, lieber Moser, so erzeigtest Du mir einen höchst großen Freundschaftsdienst. Du kannst alsdann von den Geldern, die Du für mich aus Karlsruhe erhältst und die fast doppelt so viel betragen, Dich binnen zwei bis drei Monaten wieder remboursieren; welches mir zugleich höchst bequem ist. Außerdem bürge ich Dir mit meinem Ehrenworte bei dieser Anpumperei, und ich würde noch mehr dergleichen hinzusetzen, wenn ich nicht wüßte, daß ich Dich verletze durch Mißtrauen in Deinem Vertrauen. Indessen, ich gestehe es, obgleich ich weiß, Du kennst Dich und mich zu gut, um nicht zu wissen, daß Du sicher gehst, wenn *ich Dich* anpumpe, und obgleich ich auch weiß, daß Du mir gern hilfreich bist, so würde ich doch lieber von jedem anderen borgen, wenn ich in diesem Augenblick weniger verstimmt, isoliert und bedrängt wäre. Aus letztem Grunde bäte ich Dich, mir die zehn Louisdor sobald als möglich zu schicken, und die beste Gelegenheit scheint mir per Post in Tresorscheinen.

Wenn ich meinem Oheim schreibe, werde ich mir auch Gelder für eine Badereise erbitten, und wird diese Bitte erfüllt, so komme ich früher nach Berlin, als ich dachte. — Daß ich Dir von Goethe nichts geschrieben, und wie ich ihn in Weimar gesprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes

gesagt, daran hast Du nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur das war's, was mich an ihm interessierte. Er hat ein wehmütiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Törichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt, und mich gewaltsam ergreift, und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich *hinabzieht*, wenn es nicht besser ist zu sagen: *hinaufzieht*; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingibt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebzigjährigen egoistisch behaglichen Lebens.

Doch ein andermal mehr hiervon; heut ist mir der Kopf ganz matt von unsäglichen Abmühungen. Wirst auch jenes Thema im Rabbi wiederfinden.

Der Saphir, von dem Du sprichst, scheint noch sehr

ungeschliffen zu sein. Ich habe kürzlich eine Bagatelle von ihm im „Gesellschafter" gelesen. Witz in seiner Isolierung ist gar nichts wert. Nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht. Darum trifft so gewaltig der Witz Börnes, Jean Pauls und des Narren im „Lear". Der gewöhnliche Witz ist bloß ein Niesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rotjäckiger Affe, der sich zwischen zwei Spiegeln begafft, ein Bastard, den der Wahnsinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt, — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daß wir beide selbst uns zu Zeiten herablassen, einen Witz zu reißen. — Beiliegend erhältst Du ein Gedicht aus meiner „Harzreise". Ich bitte Dich, keinem unserer Freunde es zu zeigen, nicht mal meinem Bruder. Ich habe gute Gründe, Dir dieses Gebot aufzulegen.

Auf jeden Fall erwarte ich umgehend Brief von Dir. Meine Adresse ist: H. H. Stud. jur. aus D., wohnt auf dem Garten der Rektorin Suchfort vor dem Albanitore.

Dein Freund

H. Heine.

83. An Moses Moser.

Göttingen, den 22. Juli 1825.

Deinen Brief vom 5. des Monats hätte ich längst beantwortet, wenn mich nicht meine Promotion, die, von einem Tage zum andern sich herumziehend, erst vorgestern stattfand, daran verhindert hätte. Aber auch

heute kann ich Dir bloß den Empfang der 10 Louisdor melden und, wie gesagt, die Nachricht der stattgefundenen Promotion. Ich habe disputiert wie ein Kutschenpferd über die 4. und 5. Thesis, Eid und confarreatio. Es ging sehr gut, und der Dekan (Hugo) machte mir bei dieser feierlichen Szene die größten Elogen, indem er seine Bewunderung aussprach, daß ein großer Dichter auch ein großer Jurist sei. Wenn mich letztere Worte nicht mißtrauisch gegen dieses Lob gemacht hätten, so würde ich mir nicht wenig darauf einbilden, daß man vom Katheder herab in einer langen lateinischen Rede mich mit Goethe verglichen und auch geäußert, daß nach dem allgemeinen Urteil meine Verse den Goetheschen an die Seite zu setzen sind. Und dieses sagte der große Hugo aus der Fülle seines Herzens, und privatim sagte er noch viel Schönes denselben Tag, als wir beide miteinander spazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendessen gesetzt wurde. Ich finde also, daß Gans unrecht hat, wenn er in geringschätzendem Tone von Hugo spricht. Hugo ist einer der größten Männer unseres Jahrhunderts.

Gestern habe ich den ganzen Tag mit Briefschreiben an meine Familie und Gratuliertwerden vertrödelt, und heute bin ich tot. Erschrick nicht über letztere Worte, ich sprach bloß im figürlichen Sinn. Ich kann Dir also heute nicht schreiben, obschon ich unendlichen Stoff dazu habe, besonders wenn ich Dir ausführlich sagen wollte, wie sehr ich Dich liebe und wie sehr Du es verdienst, geliebt zu werden.

Im ganzen geht es gut mit meiner Gesundheit. Ich werde wohl jetzt nicht lange mehr hier bleiben. In

einem Briefe an meinen Onkel habe ich meinen Wunsch, nach einem Seebade zu reisen, durchschimmern lassen, und ich erwarte von seiner sagacité und Gnade, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Salomon Heine ist hier durchgereist, ließ mich gleich rufen, war über alle Maßen freundlich, so daß wir vergnügte Stunden verbrachten. Doch da einige Fremden immer gegenwärtig waren, konnte ich nicht dazu kommen, mit ihm über meine Privatverhältnisse zu sprechen; und als ich mit nach Kassel fahren sollte, war der Wagen so sehr bepackt, daß Peter Schlemihl zurückbleiben mußte. — Doch ich bin gewitzigt genug, um nicht zu glauben, daß morgen schönes Wetter sei, weil heute die Sonne schien.

84. An Charlotte Embden.

Göttingen, den 31. Juli 1825.

Vom Vater habe ich erfahren, daß Du die Blumenauen Lüneburgs längst verlassen, und Du Dich wieder in dem gesegneten Hamburg befindest. Was mich betrifft, so bin ich noch immer, wie Du siehst, in dem gelehrten Kuhstall Göttingen, wo ich den 20. ds. für die juristische Doktorwürde öffentlich disputiert habe. Von Lüneburg wird man Dir diese Nachricht schon mitgeteilt haben. Ich glaubte Dich dort, sonst hätte ich Dir schon früher geschrieben.

An Max habe ich aufgetragen, unserem Moritz von Berlin aus meine Thesen zu schicken, ich hätte ihm auch schon geschrieben, wenn ich es überhaupt der Mühe wert hielte, über eine Doktorpromotion viele Worte zu machen.

Grüße mir Moritz recht herzlich, und wenn Du sicher bist, daß er keine Plaudertasche ist, so sage ihm, ich sei jetzt nicht nur Dr. Juris, sondern auch — —. Es hat gestern geregnet, so wie auch vor sechs Wochen. — Als längsthin der längste Tag war, habe ich an den Zollenspiker gedacht, und habe ihn mit Schwitzen und Gedanken an Euch gefeiert.

Du kennst jetzt schon seit zwei Jahren unsern Moritz ganz intim, und mußt jetzt wissen, was an ihm ist, ob er den Mund halten kann usw. — Ich habe vorgestern schöne Erdbeeren gegessen, sie haben auf dem Zucker recht weich gelegen, und ich habe sie auch recht gut zugedeckt.

Ich weiß nicht, wie lange ich jetzt noch hier bleibe, und ob ich nicht gar schon diese Tage abreise und wieder eine Fußtour mache. Auf jeden Fall bin ich Mitte September in Lüneburg, um meine Eltern wiederzusehen, und von da aus geht es — ich weiß es wahrhaftig noch nicht, ob es mir möglich sein wird, nach Hamburg mich zu fixieren. — Ich befinde mich selbst zwar nicht mehr so ganz schlecht, mit meiner Gesundheit geht es jetzt gottlob viel besser als sonst, doch bin ich noch immer krank genug, um mehr an die Gegenwart, als an die Zukunft zu denken. — Auf keinen Fall werde ich nach Hamburg kommen, wenn nicht dort die Mittel meiner Subsistenz im voraus gesichert sind. —

Ist dies nicht der Fall, so wähle ich vorderhand Berlin, wo mir gleich mehr Erwerbsquellen offen stehen. — Wenn ich nur das Bewußtsein gewinne, daß Du, liebes Lottchen, mit mir zufrieden bist, und einsiehst, daß ich von meiner Seite alles getan habe, wodurch ich es

möglich zu machen glaube, in Deiner geliebten Nähe zu leben. —

Sei überzeugt, daß kein Vergnügen, kein Champagner, kein Theater, kein Eitelkeitskitzel und keine schöne Damenblicke mir so lieb sind wie ein trauliches schwatzendes Zusammensein mit Dir, Du gutes, liebenswürdiges Kind. Du weißt ja wie ich bin, wie leicht verträglich, wie folgsam, und mit wenigem zufrieden gestellt. Du und zwei andere herrliche Damen wissen das sehr gut, und wissen es zu schätzen.

Ich bitte Dich, geh viel spazieren, damit Du nicht zu dick wirst! — Ich bitte Dich, werde keine Hamburgerin. Grüße mir und küsse mir Dein Kindchen. Und schreibe mir bald. Die Briefe schicke nur nach Lüneburg, ich will, wenn ich hier sobald abreise, an Vater schreiben, wohin er mir sie schicken soll. —

Unsern endlich ganz in Hamburg befindlichen Gustav grüße mir herzlich. Ich schicke einliegend die Thesen, worüber ich disputiert, die Du an Gustav, oder andern Gelehrten mitteilen kannst.

Lebe wohl und behalte mich lieb.

85. An Christian Sethe.

Norderney, den 1. September 1825.

Nur so viel kann ich mich erinnern, daß ich Dir vorige Woche in der verdrießlichsten Stimmung und in der allergrößten Eil geschrieben. Das Fährschiff war im Begriff abzusegeln, der Schiffer wartete bloß noch auf meinen Brief, ich wünschte mich selbst zum Henker

und kratzte, was Zeug hielt. Ich hoffe, daß Du aus meinem Geschreibsel klug geworden bist und daraus ersehen, daß ich Dich um sechs Louisdor anpumpen wollte und Dich bat, selbige unter Adresse des Herrn H. Heine, Dr. jur. abzugeben bei Herold & Wahlstab in Lüneburg, mir zu schicken und mir wissen zu lassen, ob Du das Geld noch vor Januar zurückhaben mußt und ob ich es etwa in Berlin jemandem für Dich zurückzahlen kann. Ich muß Dir aber nochmals schreiben, weil ich nicht weiß, ob ich Dir auch bedeutet habe, daß Du in dem Briefe, worin Du die sechs Louisdor einpackst, nichts schreiben darfst, indem ich einem Bekannten Order gab, einen solchen Geldbrief für mich aufzubrechen und mir den Inhalt nachzuschicken. Ich muß nämlich aus höchst wichtigen Ursachen noch einige Zeit im Hannöverschen herumreisen. Was Du mir also privatim zu sagen hast, muß Du mir in einem besonderen Brief unter derselben Adresse schreiben. —

Sei überzeugt, daß ich Dir bei dieser Gelegenheit den größten Beweis meiner Freundschaft gebe, indem ich, trotz mancher innern Regungen des Unmuts gegen Dich, mich dennoch in der Not mit unbedingtem Vertrauen an Dich wende. Vergiß dies nie, besonders wenn ich je in den Fall käme, Dir einen Dienst leisten zu können, woran ich zweifle. Du verstehst mich.

O Christian, ich bin heute in einer sehr weichen Stimmung und möchte von alten Dingen sprechen, von alter Wehmut und neuer Torheit, von bitterer Eselei und Süßigkeit des Schmerzes. Ich bin noch immer der alte Narr, der, wenn er kaum mit der Außenwelt Friede gemacht, gleich wieder von innern Kriegen ge-

plagt wird. — Es ist ein mißmütiges Wetter, ich höre nichts als das Brausen der See. — O läg' ich doch begraben unter den weißen Dünen! — Ich bin in meinen Wünschen sehr mäßig geworden. Einst wünschte ich begraben zu sein unter einer Palme des Jordans. — — — Das vermaledeit viele Abschiednehmen stimmt mich so weich, ganz in Moll. Ich habe hier wunderschöne Tage gelebt, meine Privateitelkeit wurde von holden Pfötchen allerliebst gestreichelt, ich kam fast auf den Gedanken, der Dr. Heine sei wirklich höchst liebenswürdig, und ich schwelgte im Anschauen der schönen Dame, in deren Nähe Du mich wiedersahst. Sie protegierte mich zuletzt gar sehr — und jetzt ist sie abgereist. Auch der Abschied von der Fürstin Solms ist mir sauer geworden, wir waren so viel zusammen und wußten uns so hübsch zu necken. Sie lobte mich viel, und Du weißt, Christian, das verfehlt nie seinen Eindruck. Die hannövrischen Offiziere hier haben mir nichts weniger als mißfallen. Sie haben nicht so viel Verstand wie die Preußen, aber sie sind honoriger, und unter der Uniform, die sie selten tragen, steckt ein Gentleman im feinsten Zivilrock. Ich meine aber vorzüglich hier die Offiziere, die in der Legion gedient, und die von Spanien, Portugal, Irland, England, Sizilien, manche sogar von den jonischen Inseln und von Ostindien, so viel Hübsches und Wackeres zu erzählen wissen. Wie pauvre klingt dagegen Jena, die Katzbach, Leipzig, Bellealliance, und gar Paris, die letzte Station unseres Ruhmes, wohin wir — Gott weiß wie! — gelangt sind. Still, still, ich will ja in Berlin lesen. — Bin selbst neugierig, was das sein wird. — Grüße mir Deine Frau, die sehr für

Dich zu passen scheint, und die nicht unterlassen wird, Dich glücklich zu machen.

Sobald ich nach Berlin komme, werde ich wieder etwas herausgeben. Muß mich sehr hüten mit dem Druckenlassen. Hab ja auch niemand, der mir raten kann. Meine jetzige Reise beschreib ich. Meine „Harzreise" hoffe ich Dir nächsten Monat zu schicken. — Leb wohl, werde kein Philister, behalte mich lieb. — Hol mich der Teufel, ich werde sentimental.

86. An Friederike Robert.

Lüneburg, den 12. Oktober 1825.

Schönste, beste, liebenswürdigste Frau!

Ich müßte lügen, wenn ich mit den gewöhnlichen, unter Freunden gebräuchlichen Hyperbeln Ihnen schreiben wollte, daß die Zeit, während welcher ich Sie nicht gesehen, mir ein Jahrtausend schiene, und daß ich vor Ungeduld brenne, Sie wiederzusehen. Im Gegenteil, es ist mir zumute, als hätte ich Sie gestern erst verlassen, ja, ich will die Wahrheit sagen, ich vermisse Sie gar nicht, denn noch immer steht vor mir die wunderschöne gemachte Türkin mit all ihrer Anmut und Lieblichkeit. Halten Sie diese Zufriedenheit mit der Erinnerung beileibe für keine Freundschaftsträgheit oder Mangel von Gefühl, ich bin nun mal so — gottlob!

Ich würde Ihnen auch nicht mal schreiben, schöne Frau, geschähe es nicht wegen des leidigen Almanachs. Er bleibt so lange aus, daß ich fast glauben muß, er erscheint am Ende gar nicht. Dieses wäre mir nun jetzt recht fatal, indem meine Einsendung, die „Harzreise",

wegen ihres vielfältig die Gegenwart anspielenden Inhalts, eigentlich als Novität gedruckt werden mußte, wie ich denn auch nur ungern, und bloß weil meiner Novelle noch der Schluß fehlte, mich dazu entschloß, die „Harzreise“ in einem erst zum Herbste erscheinenden Almanache abdrucken zu lassen. Dazu kommt noch, ich schreibe so weniges, was für die Gegenwart paßt, daß, wenn ich mal etwas der Art ausgeheckt habe, manches Familien- und Publikumsverhältnis mich bedrängt, den Abdruck nicht zu ajournieren. Endlich, einige laxe Freunde (intime Feinde würde Robert sagen), welche das Manuskript der „Harzreise“ in Händen gehabt und Stücke daraus abgeschrieben, können mir noch den Streich spielen, solche korrumpiert abdrucken zu lassen. — — —

Mit Vergnügen habe ich vernommen, schöne Frau, daß Sie meinen Oheim Salomon Heine kennen gelernt. Wie hat er Ihnen gefallen? Sagen Sie, sagen Sie!? Es ist ein bedeutender Mensch, der bei großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beständigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, fast mehr als mich selbst. Wir haben auch in Wesen und Charakter viel Ähnlichkeit. Dieselbe störrige Keckheit, bodenlose Gemütsweichheit und unberechenbare Verrücktheit — nur daß Fortuna ihn zum Millionär und mich zum Gegenteil, d. h. zum Dichter, gemacht, und uns dadurch äußerlich in Gesinnung und Lebensweise höchst verschieden ausgebildet hat. Ich bitte, sagen Sie mir, wie er Ihnen gefällt? Ich werde diesen Onkel nächste Woche wiedersehen, indem ich nach Hamburg gehe, um mich dort als Advokat zu etablieren. — Mit

meiner Gesundheit geht's immer besser. Hab' diesen Sommer zu Norderney das Seebad gebraucht. Die Beschreibung einiger Seefahrten, die ich nebenbei gemacht, will ich Ihnen zuschicken. Die Damen in Norderney haben mich sehr ausgezeichnet, und das mit Recht. Ich war dort sehr vornehm und liebenswürdig.

Leben Sie wohl, schöne Frau, schreiben Sie mir, womöglich, umgehend, ob der Almanach dies Jahr erscheint, und ist es nicht der Fall, so schicken Sie mir das Manuskript der „Harzreise" gleich per fahrende Post zurück unter Adresse: an den Dr. jur. H. Heine bei Herold & Wahlstab in Lüneburg. Setzen Sie mich in keine Verlegenheit; rekommandieren Sie das Packet, damit es nicht verloren geht, und ich nicht nötig habe mein Brouillon wieder abzuschreiben. Vor allem aber bleiben Sie mir freundschaftlich gewogen. Vielleicht besuche ich Sie nächstes Jahr; ich will viel reisen und viel sehen. Dieses befördert auch meine Poeterei. Schreiben Sie an Varnhagens, so unterlassen Sie nicht, von mir zu grüßen. Roberten, der mir gewiß nicht böse wird, wenn ich tadle, lasse ich mich herzlich empfehlen. Ich liebe ihn ja, und ich weiß, er ist ein großer Mensch. Endlich verharre ich

der liebenswürdigsten Frau

ergebenster Diener

H. Heine.

87. An F. W. Gubitz.

Hamburg, den 23. November 1825.

Sie hätten unrecht, wenn Sie glaubten, daß mir der „Gesellschafter", die Wiege meines Ruhmes, ganz gleich-

gültig geworden sei. Ich war die letzte Zeit nur gar zu sehr beschäftigt, als daß ich lebhaften Anteil daran nehmen konnte. Jetzt aber bekomme ich mehr Muße, die Materialien, die auf der Göttinger Bibliothek gesammelt, werden bearbeitet, und so manches Gute wird nach und nach zu Tage gefördert. Beifolgendes Manuskript: „Harzreise von H. Heine, geschrieben im Herbst 1824," schicke ich Ihnen für den Gesellschafter und bin überzeugt, daß es Ihnen, besonders die zweite Hälfte, außerordentlich gefallen wird. Ich habe dasselbe mit großem Fleiße geschrieben, alsdann, wie sich bei guten Sachen gebührt, ein Jahr liegen lassen, jetzt wieder durch und durch gefeilt, und ich finde, daß es wegen des Stoffes und dessen leichter Behandlung ganz für unsere Zeitschrift geeignet ist, wie denn auch ein Seitenstück dazu, nämlich die Reise im untern Harze, sogar in einem Damenbüchlein, in den „Rheinblüthen für 1827", erscheinen soll. Daß Sie, lieber Professor, mir nichts in meinem Opus ändern oder verbessern, ist eine alte Bedingung, die ich wieder erneuere. Es ist freilich manches Derbe darin, indessen, da doch der „Gesellschafter" (zu unserer aller Verwunderung) sich in der letzten Zeit vom Verdachte der Liberalität gereinigt hat, und täglich zahmer und zahmer wird, so hoffe ich, daß die Zensur deshalb meiner Harzreise etwas durch die Finger sehen wird.

Vielfach, wie Sie wohl denken können, bin ich angegangen worden, an anderen Blättern, namentlich am „Morgenblatte", zu arbeiten; aber meine Vorliebe für den „Gesellschafter", die Loyalität des Redakteurs, und der Wunsch, meine Einsendungen immer bald abgedruckt zu sehen, bewegen mich, Ihnen die „Harzreise" zu schicken,

und deshalb darf ich wohl verlangen, lieber Professor, daß Sie bei der Zensur etwas für mich tun. Ich weiß, daß Sie da viel vermögen. Sollte dennoch gestrichen werden, so bitte ich an solchen Stellen die gebräuchlichen Querstriche nicht auszulassen. Am meisten fürchte ich für die Ballettwitze S. 56; werden diese gestrichen, so wünsche ich, daß auch das Vorhergehende wegfalle, welches nämlich S. 55 unten anfängt mit den Worten: „Ein junger Sachse, der kürzlich" usw. Auch hoffe ich, daß Sie den ganzen Aufsatz nicht zu oft abbrechen, besonders nicht bei Naturschilderungen, und daß ich auf Weihnacht das Ganze gedruckt erhalte. Sie müssen mir auch den Gefallen erzeigen, mir 25 Exemplare davon zukommen zu lassen. Was Ihnen dieses kostet, berechnen Sie mir am Honorar.

Kann ich Ihnen hier nützlich sein, so dürften Sie sicher auf mich rechnen. Ich gedenke nämlich ganz hier zu bleiben. So unliterarich es hier aussieht, so findet ein Literator hier dennoch sehr schätzbare Hilfsmittel, z. B. eine Unmasse englischer Blätter rc. Auszüge daraus mögen wohl interessant sein, und im Fall Sie mich auf solche Weise beschäftigen wollen, werde ich gern mit meinen Talenten Ihnen zu Diensten stehen.

Anfangs August verließ ich Göttingen, reiste nach Norderney, gebrauchte mit Erfolg das dortige Seebad, besuchte die Ostfriesischen Inseln, und habe dieses in einer Reihe „Seestücke" allerliebst beschrieben. Nach der „Harzreise" sollen sie auch gedruckt werden. — Nochmals bitte ich Sie, daß die „Harzreise" nicht von der Zensur malträtiert wird, daß sie bald gedruckt wird, und daß ich 25 Exemplare davon erhalte. Letztere erwarte ich

ganz bestimmt, weil ich sie, um alte Freunde anzuregen und neue Freunde zu gewinnen, bereits im Geiste hier verteilt habe. Leben Sie wohl, und bleiben Sie schutzreich und gewogen

Ihrem Freunde

H. Heine.

88. An Moses Moser.

Verdammtes Hamburg, den 14. Dezember 1825.

Teurer Moses! lieber, gebenedeiter Mensch!

Du begehst großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch diese erhalte ich nicht. Und nie war ich derselben mehr bedürftig, als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Brust ausgebrochen ist, alle Gefühle sich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich sage Dir, es ist ein schlechter Spaß. — Laß das gut sein.

Da sitz' ich nun auf der ABCstraße, müde vom zwecklosen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und höllischer Spektakel, und Groß und Klein läuft herum nach den Buden, um Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Im Grunde ist es hübsch, daß die Hamburger schon ein halb Jahr im voraus dran denken, wie sie sich zu Weihnacht beschenken wollen. Auch Du, lieber Moser, sollst Dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich just nicht bei Kasse bin und Dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, so will ich Dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht

schenken, nämlich das Versprechen: daß ich mich vor der Hand noch nicht totschießen will.

Wenn Du wüßtest, was jetzt in mir vorgeht, so würdest Du einsehen, daß dieses Versprechen wirklich ein großes Geschenk ist, und Du würdest nicht lachen, wie Du es jetzt tust, sondern Du würdest so ernsthaft aussehen, wie ich in diesem Augenblicke aussehe.

Vor kurzem hab' ich den „Werther" gelesen. Das ist ein wahres Glück für mich.

Vor kurzem hab' ich auch den „Kohlhaas" von Heinrich von Kleist gelesen, bin voller Bewunderung für den Verfasser, kann nicht genug bedauern, daß er sich totgeschossen, kann aber sehr gut begreifen, warum er es getan.

Was mein äußeres Leben betrifft, so ist es nicht der Mühe wert, daß ich davon spreche. Du siehst Cohen ja diese Tage, und er kann Dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte und es nicht wurde. Wahrscheinlich kann Cohen Dir die Ursache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, besser gesagt, im Herzen; und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden.

Ich will bis Frühjahr hier bleiben, beschäftigt mit mir selbst, und, wie ich glaube, auch mit Vorarbeiten zu den Vorlesungen, die ich an der Berliner Universität halten will. — — —

Freitag.

Während ich gestern an Dich schrieb, erhielt ich Deinen lieben Brief vom 13. Dezember. Ich hätte Dir Manches darüber zu sagen, muß mich aber auf das be-

schränken, was mir in diesem Augenblicke das Wichtigste scheint.

Ich habe nämlich Lust, nächste Ostern unter dem Titel „Wanderbuch, erster Teil“ folgende Piecen drucken zu lassen:

1. Ein neues Intermezzo, etwa 80 kleine Gedichte, meist Reisebilder, und wovon Du schon 33 kennst.
2. Die „Harzreise“, die Du dieser Tage im „Gesellschafter“ schon sehen wirst, aber nicht vollständig.
3. Das Dir bekannte Memoire über Polen, völlig umgearbeitet und bevorwortet.
4. Die „Seebilder“, wovon Du einen Teil beikommend erhältst.

Will mir der Kriminalrat Hitzig einen großen Gefallen erzeigen, so interessiert er sich für dieses Unternehmen. Ich würde ihm selbst drum schreiben, wenn es nicht gar zu häßlich aussähe, bei Eröffnung einer Korrespondenz gleich Gefälligkeiten zu erbitten. Die Aufgabe ist jetzt erstens, das Buch Dümmlern zum Verlag anzubieten, und zweitens, so viel Honorar, als möglich, von ihm zu bedingen. Ich denke, daß er mir zwei Louisd'or für den Bogen gibt. Ich bin ihm noch für Exemplare meiner „Tragödien“ Geld schuldig, welches er mir abziehen kann, obgleich er mir versprach, jene Exemplare mir um ein Billiges abzulassen, wie ich ihm denn auch bemerkt hatte, daß ich sie, lediglich und allein, um dem Buche Gönner und Posaunen zu schaffen, an literarische Blätter und Charaktere versandt habe.

Zu besprechen wäre mit Dümmler, ob es nicht ratsam wäre, das „Lyrische Intermezzo“, welches zwischen den Tragödien steht, nochmals abdrucken zu

lassen, das neue Intermezzo (1.) damit zu verbinden, und das Ganze als ein Büchlein von zehn bis elf Bogen unter dem Titel „Das große Intermezzo" besonders erscheinen zu lassen. Dieses Büchlein würde ein höchst originelles Ganze bilden und viele Gönner finden. Es wär' ein Buch, das nicht so leicht seinesgleichen fände. Die oben angeführten drei Piecen (2. 3. 4.) wären alsdann noch immer hinreichend, ebenfalls ein Buch für sich zu bilden. — Du kannst allenfalls, lieber Moser, wenn Dümmler obigen Intermezzo-Plan aus begreiflichem Verlegeregoismus ablehnen wollte, ihm anbieten, daß ich für den neuen Abdruck des alten Intermezzos kein Honorar verlange, so daß er fast nur die Hälfte Bogenzahl des Buches zu honorieren braucht. Ich glaube, Hitzig vermag leicht Dümmler zu bestimmen. —

Die Zensur wird die „Harzreise" im „Gesellschafter", wo ich sie vorher abdrucken lasse, ziemlich maltrâtieren. Indessen, hoffe ich, wird sie im „Wanderbuch" ganz gedruckt werden können; an neuem Zuschmuck soll es auch nicht fehlen.

Das Memoire über Polen wird ganz umgearbeitet und vermehrt. Briefe aus Warschau und neue Zeitereignisse regen mich an, dieses Memoire jetzt erscheinen zu lassen; ich selbst zwar hab' nie einen großen Wert darauf gelegt (Du gar keinen), aber andere versichern mich, daß es seines Gehalts wegen wichtig sei (z. B. Sartorius), und daß ich darauf rechnen kann, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Ich könnte viel über diesen Gegenstand sagen, wenn ich nicht wüßte, daß Dir der Aufsatz nie gefallen hat.

Etwas besser, hoffe ich, gefallen Dir die „See-

bilder", deren Manuskript Du durch Cohen erhältst. Ich wünsche nicht, daß Du sie jemandem anders mitteilst, als dem Kriminalrat Hitzig, und daß Du auch diesen bittest, sie niemandem mitzuteilen. Tieck und Robert haben die Form dieser Gedichte, wenn nicht geschaffen, doch wenigstens bekannter gemacht; aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigentümlichsten, was ich geschrieben habe. Du siehst, jeden Sommer entpuppe ich mich und ein neuer Schmetterling flattert hervor. Ich bin alo doch nicht auf eine bloß lyrisch-malitiöse zweistrophige Manier beschränkt. —

Den zweiten und dritten Teil des „Wanderbuchs" bilden, will's Gott, eine neue Sorte Reisebilder, Briefe über Hamburg, und der Rabbi, der leider jetzt wieder liegt.

Heute morgen habe ich das neue Juli-August-September-Heft der „Wiener Jahrbücher" gelesen, mit innerem Mißbehagen. Es steht nämlich eine Rezension darin, mehr über mich, als über meine „Tragödien". Du mußt sie lesen, denn sie trifft Dich mit, erstens weil ich und Auerbach Dich repräsentieren, zweitens weil Du ein Stück von mir selbst bist. — Ich sehe noch schlimmeren Ausfällen entgegen. Daß man den Dichter herunterreißt, kann mich wenig rühren; daß man aber auf meine Privatverhältnisse so derbe anspielt oder, besser gesagt, anprügelt, das ist mir sehr verdrießlich. Ich habe christliche Glücksritter in meiner eigenen Familie usw.

Nie waren meine Verhältnisse kitzlicher, als in diesem Augenblicke. — Apropos, willst Du zu dem „großen Intermezzo" eine Vorrede schreiben? Das wäre hübsch, und Du hättest da viel Interessantes zu sagen. Antworte mir hierüber. — — —

89. An Rudolf Christiani.

Hamburg, den so und sovielten Dezember 1825.

Lieber Christiani.

Schlechtes Leben hier. Regen, Schnee und zu viel Essen. Und ich sehr verdrießlich. Hamburg ist am Tage eine große Rechenstube und in der Nacht ein großes . . . Alle Menschen sehen mich an, als wollten sie das lyrische Intermezzo parodieren. Und ich selbst bin voller Ironie und Sentimentalität. Deinen Freund Dr. Halle habe ich besucht. Er ist sehr liebreich, sehr zuvorkommend und ein wahrer Jude. Er zeigte sich nämlich im ersten Augenblick schon jüdisch zuvorkommend mit der Frage: Sie werden doch mein Kollege? Ärgerlich wie ich war (Kleistsche Wendung) sagte ich: Ja; d e r g e s t a l t, daß jetzt jeder glaubt, ich bliebe hier, um zu advozieren. Ich aber weiß es am allerwenigsten, was ich hier tun werde. Indessen glaub' nur nicht, daß ich hier müßig sei, im Gegenteil, wo ich geh' und steh', mach ich Verse. Folgendes famose Lied machte ich gestern abend. Ist es nicht wunderschön? Aber damit Du dieses eingestehst, muß ich es wirklich hinschreiben, welches ich hiemit tue:

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.
Sie trennten sich endlich und sah'n sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben,
Und wußten es selber kaum.

Kennst Du in der ganzen deutschen Literatur ein besseres Lied?

Peters, das ist dein bestes.

Aber wirklich, Christiani, nachdem Du dieses Lied gelesen hast, glaubst Du noch wirklich, daß ich hier Advokat werde. Ich denke, ich gehe nach Berlin. Meine Freunde schreiben mir von dort aus Mordbriefe, und wollen mich mit Gensd'armen von hier wegholen lassen. — Messieurs! ich weiche der Gewalt. Die „Harzreise" ist jetzt an Gubitz abgegangen, und ich bin neugierig, wie viel Tannenbäume mir die Zensur auf dem Oberharze streichen wird. — — —

90. An Josef Klein.

Hamburg, Weihnacht 1825.

Mein lieber Johannes Kreisler!

Obschon wir wechselseitig gewissenhaft versprachen, uns in der Folge oft zu schreiben, so mögen doch wohl drei bis vier Jahre verflossen sein, ohne daß es einem von uns einfiel, dieses Versprechen zu erfüllen. Meinerseits kann ich mich sehr gut damit entschuldigen, wenn ich Dir versichere, daß ich oft nicht an Dich gedacht habe. Gestern abend aber — weiß der Teufel, wie es kam — dachte ich und schwatzte von Dir eine ganze Stunde lang, und zwar mit dem Komponisten Albert Methfessel, dem ich von Dir und Deinem Musikgenie so viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, daß ich ihm meine von Dir so trefflich komponierten Lieder nicht schnell genug verschaffen konnte. Ich gestehe Dir, ich selbst möchte sie gern zuweilen hören, sintemal keiner von denen, die sich

daran versucht, sie so hübsch komponiert hat wie Du, der Du den speziellen Vorteil hattest, eben so verrückt gewesen zu sein, wie der Verfasser der Texte. Gestehen muß ich zwar auch, daß ich mehrere Kompositionen derselben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein R i e s in Berlin dazu gesetzt hat und die sehr hübsch sein sollen. Unser Fr . . . hat mich blamiert. — Ich versprach dem Methfessel, Dir umgehend zu schreiben und obige Kompositionen von Dir zu verlangen. Wenn Du es wünschest, schafft er Dir auf der Stelle einen guten Verleger. Er wird nämlich vielfach angegangen, gute Lieder zu empfehlen. Er selbst will sich jetzt ganz zur Oper wenden. Ich zweifle nicht, daß es ihm gelingt. Was einen Verleger betrifft, so vermag ich auch selbst für einen solchen zu sorgen. Auch für den Beifall. Wenn dieses Dir also gefällt, so schicke mir besagte Liederkompositionen hierher mit der fahrenden Post, und zwar sobald Du nur kannst, indem ich nicht weiß, ob ich länger als zwei Monate noch hier bleibe. Meine Adresse ist: „An den Herrn H. Heine, Dr. juris, per Adresse Moritz von Embden auf dem Neuen Wall Nr. 167 in Hamburg." Diese Adresse ist sicher. —

Schreib mir auch, wie es Dir geht, Kreisler. Mit meiner Gesundheit geht es weit besser. Juli habe ich Göttingen verlassen und reiste für meine Gesundheit. Auf Norderney, einer Insel der Nordsee, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit Sethe zusammen. Der Staatsrat hat geheiratet, damit die liebe, gute, treuherzige Rasse nicht verloren gehe. — Frühjahr will ich nach Berlin zurückkehren. Ich bin unterdessen sehr berühmt geworden. Verdiene es auch; schon allein aus dem Grunde, weil ich wenig schreibe. — — —

91. An Karl Simrock.

Herrn Karl Simrock aus Bonn,
Referendarius beim Stadtgerichte in Berlin.

Hamburg, den 30. Dezember 1825.

Lieber Simrock!

Du hast mir mal geschrieben, daß einer unserer Landsleute, Ries, einige meiner Lieder in Musik gesetzt hat. Kannst Du mir nicht diese Kompositionen verschaffen? Du tust mir einen sehr großen Gefallen. Eine liebe Sängerin hat mich nämlich gestern abend dreiviertel Stund' lang gequält, ihr einige Kompositionen meiner Lieder zu besorgen. Du siehst, lieber Freund, wenn ich die Leute nötig habe, so schreibe ich ihnen. Du aber hättest wohl verdient, daß ich Dir früher mal schreiben sollte; hab ich doch vor geraumer Zeit den „Musenalmanach" mal zu Gesicht bekommen und in einigen Reimen gesehen, daß Du, den ich gleich als den Verfasser erkannte, noch mit Freundlichkeit an mich denkst — an mich, der ich Dir auf Deinen lieben Brief vorigen Winter nicht geantwortet habe. Entschuldigungen hab ich genug — Krankheit, Jurisprudenz und Faulheit. Erstere hielt mich sehr niedergedrückt; doch jetzt geht es besser. Seit August hab' ich Göttingen verlassen, reiste nach der Insel Norderney, wo ich mit Erfolg das Seebad gebrauchte; jetzt will ich hier überwintern und mit den ersten Schwalben nach Berlin zurückkehren. Dort hoffe ich Dich zu sehen. Mit historischen Studien und Vorarbeiten zu künftigen Werken bin ich jetzt noch beschäftigt. Poetisches fließt wenig aus meiner Feder.

Die gute Aufnahme meiner ersten Produktionen hat mich nicht, wie es leider zu geschehen pflegt, in den süßen Glauben hineingewiegt, ich sei nun ein für allemal ein Genie, das nichts zu tun braucht, als die liebe klare Poesie geruhig aus sich herausfließen und von aller Welt bewundern zu lassen. Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Literarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tieferen Geiste sein muß, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ich manchen Anforderungen und Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter andern mein Freund Rousseau unwillig geworden, daß ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Du magst sagen, was Du willst, er hat wahrhaftig echtes Talent, und verdient, schon seines Herzens wegen, ein besseres Schicksal in der Literatur. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben! Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geist minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu tun, als etwas Nichtiges.

Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürrischen Ernst, der mich anwandelt; auch Dich wird er einst erfassen, wenn Du mancher Dinge überdrüssig bist, die Dich vielleicht jetzt noch amüsieren. Ich darf glauben, daß wir manche Anschauungsweise miteinander gemein haben, und daher erklär' ich's mir auch, warum Dir, Simrock, manches Gedicht von mir zusagen kann, und warum ich

auch in manchem Gedichte von Dir, das mir seitdem durch den „Gesellschafter“ und durch den „Musenalmanach“ zu Gesicht gekommen, eine geistige Blutsverwandtschaft geahnt habe. Über die ersten Ergüsse der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe sind wir beide schon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyrische hervortreten lassen, so ist es doch ganz und gar durchdrungen von einem geistigeren Elemente, von der Ironie, die bei Dir noch Goethisch freundlich gaukelt, bei mir hingegen schon ins Düsterbittere überschnappt. Ich wünsche sehr, daß Deine Ironie jenes heitere Kolorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, auch aus Deinen Gedichten werden mir einst weniger Rosen und mehr Belladonnablüten entgegenduften.

Doch, ich wollte ja bloß wegen der Riesschen Kompositionen schreiben. Was sie kosten, im Fall sie gedruckt sind, oder was das Abschreibegeld betragen mag, im Fall sie noch Manuskript sind, will ich gern bezahlen. Schick mir die Sachen nur recht bald per fahrender Post unter Adresse an den Dr. jur. H. Heine bei Moritz von Embden, Neuerwall Nr. 167 in Hamburg.

Und nun lebe wohl und bleibe freundlich gewogen
Deinem Freund und Landsmann

H. Heine.

92. An Moses Moser.

Hamburg, den 9. Januar 1826.

Ich hoffe, daß mir Cohen einen langen Brief von Dir mitbringt. Ich bitte Dich, wenn er noch nicht abgereist ist, schick mir durch ihn die „Seebilder“ wieder

zurück. Ich muß sie doch vor dem Abdruck nochmals durchsehen. — In Hinsicht Dümmlers erwarte ich Deine Antwort. Ich hab mich indessen jetzt einigermaßen anders beraten, und will das alte Intermezzo nicht nochmals abdrucken lassen; sondern ich will die neuen kleinen Gedichte gleichfalls in dem Buche, worin die „Harzreise“ und „Seebilder“, als ein Ganzes aufnehmen. Es ist also jetzt bloß die Aufgabe, dem Dümmler ein Buch von zirka achtzehn bis zwanzig Bogen zum Verlag anzubieten. Ich will diese Tage dem Kriminalrat Hitzig noch besonders über diesen Gegenstand schreiben.

Der Lump von Gubitz hat trotz seines schriftlichen Zusagens die „Harzreise“ noch nicht im „Gesellschafter“ abgedruckt; der Lump soll nie eine Zeile mehr von mir erhalten.

Lach' nicht über meine Lappalien. Die Welt ist jetzt freilich von größeren Interessen erfüllt. Hier ging's in der merkantilischen Welt sehr stürmisch zu, und trotz meiner Isolierung von derselben hab' ich die Wirkung dieser Stürme empfinden müssen. — Ich lebe ganz isoliert, lese den Livius, revidiere meine alten Ideen, ergrüble einige neue Ideen, und schreibe unbedeutendes schlechtes Zeug.

Über meine äußeren Angelegenheiten kann ich und will ich heute wenig sprechen. So viel kann ich Dir vertrauen: es steht mit mir besser, als ich selber weiß. — Wer mich am meisten quält, das bin ich noch immer selbst. — Im Grunde bin ich jetzt auch innerlich so sehr bewegt, daß ich an nichts Äußeres denken kann. Wenn ich nur Ruhe gewinne, den Rabbi ausschreiben zu können!

Mein einziger Umgang hier ist im Hause meiner Schwester, meiner Oheime, des Syndikus Sieveking, und des Kandidaten Wohlwill. — Mein Oheim zeigt sich mir sehr gnädig, sehr gnädig. — Mit meiner Gesundheit geht es so ziemlich, ich leide aber noch immer. Die Wirkung des Norderneyer Seebades scheint heilsam gewesen zu sein.

Aber was machst Du, guter, treuer Moses? Ist es Dir bei Deiner Vielseitigkeit noch immer leicht, mich zu lieben? Ich denke hier an Dich weit öfter, als in Göttingen, weil ich hier isolierter lebe. Ich freue mich auf die Zurückkunft von Cohen. Er erzeigt mir viel Liebes, hat mir bei meinem Oheim viel Gnade bereitet, welches um so verdienstlicher ist, da letzterer mit lauter Menschen umgeben ist, die mir feindselig sind. Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhaßt. Ich bereue sehr, daß ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser gegangen sei, im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück. — Doch still hiervon, Du bist zu sehr aufgeklärt, um nicht hierüber zu lächeln.

Grüß mir meinen Bruder, er ist ein guter Junge, und ich hoffe, daß er ein Mensch wird. — — —

Die Fonds haben gewiß auch Dich sehr in Unruhe gesetzt. — Kann man in Berlin das letzte Heft der „Wiener Jahrbücher" einzeln kaufen? Ich möchte dasselbe gern besitzen und will nicht, wie man hier verlangt, den ganzen Jahrgang bezahlen. Ich bitte Dich, erkundige Dich deshalb. Auch such' zu erfahren, wer darin die Rezension über mich geschrieben. Ist es nicht närrisch? kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrieen. Aber ich sage Dir, nichts als Widerwärtig-

keiten seitdem. — Z. B. auch, daß ich um den Ruhm von 1825 geprellt bin. —

Leb wohl, schreib mir viel, besonders ob Du mir noch mit ganzem Gemüte wohlwillst. Wohlwill ist krank.

93. An Moses Moser.

Hamburg, den 24. Februar 1826.

Obschon kopfmüde, kann ich doch nicht umhin, Dir einige Zeilen zu schreiben. — Ich sehe, Du hast den Marquis Posa abgelegt, und möchtest nun gern den Antonio präsentieren. Glaub mir, ich bin weder Tasso, noch verrückt, und wenn ich bis zum furchtbarsten meine Entrüstung aussprach, so hab ich dazu meine guten Gründe gehabt. — Es liegt mir nichts daran, wie man von mir denkt, man kann auch sprechen von mir, was man will; ganz anders ist es aber, wenn man dieses Gedachte oder Gesprochene mir selbst, persönlich selbst, insinuiert. Das ist meine persönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Universität zweimal geschlagen, weil man mich schief ansah, und einmal geschossen, weil man mir ein unziemliches Wort sagte. Das sind Angriffe auf die Persönlichkeit, ohne deren Integrität ich selbst jetzt nicht existieren möchte. — Nun will ich Dir erzählen: Der Mann meiner Schwester suchte, angereizt durch wohlverdiente Verachtung, die ich ihm zeigte, Rache an mir auszuüben, indem er mich und meine Lebensweise bei der ganzen Welt verleumdete, und unter anderm auch Cohen antrieb, bei meinem Oheim zu meinem eigenen Besten meine schlechte Lebensart zu schildern, um ihn anzu-

spornen, mich von hier zu entfernen. Da soll nun Cohen im Hause meines Oheims geäußert haben: ich sei ein Spieler, lebte müßig, müsse in schlechten Händen sein, ich hätte keinen Charakter, kurz dergleichen mehr, sei es um sich wichtig zu machen oder aus Plumpheit, die auf solche Weise zu nützen glaubte. Da solche Menschen nun gefährlicher und schädlicher sind, als offenkundige Feinde, indem sie sich ein Air von Protektoren und Seelsorgern geben, so mußte ich Dich bitten, aus vielleicht wohlgemeinter Absicht nichts gegen solche Menschen über mich zu äußern; sie unterstützen ihr Geschwätz gern, wenn sie aufweisen können, von den intimsten Freunden aufgefordert zu sein, „etwas für den Menschen zu tun". Dieser Ausdruck schon allein kann mich toll machen. — Moser, ich weiß, Du liebst mich, in meiner Seele ist nicht der geringste Unmut gegen Dich — aber gesteh' offen: welche Bewandtnis hat es mit dem Geschwätz, daß Du durch Cohen aufgefordert bist und der Kriminalrat Hitzig wieder von Dir aufgefordert ist, in Berlin ein Unterkommen für mich zu suchen? Ja, ich bin rasend — meine persönliche Ehre aufs tiefste gekränkt; — was mich aber am meisten kränkt, das ist, daß ich selbst daran schuld bin durch ein zu offenes und kindisches Hingeben an Freunde und Freunde der Freunde. — Es soll nicht mehr geschehen, ich werde im Notfall auch so absichtlich ernst aussehen, wie Ihr andern. Daß ich mit Cohen nicht förmlich zerfalle, und ihm erst den 1. August meine Meinung sage, ist auch nötig. Er hat die Karre in den Dreck geschoben und kann sie wieder herausschieben. Hast Du für einen alten Freund noch so viel Freundschaft, so bestärkst Du ihn darin — er hat

wenigstens die Absicht geäußert, seine Plumpheit wieder gut zu machen — und Du bedenkst, daß Du, freilich nur mittelbar, dazu beigetragen hast, mir namenloses Leid zuzufügen. Ich bin ganz krank geworden vor Unmut. Ich kann fast nicht schreiben. —

Es ist Torheit von Dir, wenn Du äußerst, daß ich im Ernst meine Freundschaft *** wollen; meine Freundschaft hängt nicht vom *** ab, sondern von unbedingten Gefühlen, von denen ich selbst beherrscht werde. Es ist ganz wie bei der Liebe, bei der meinigen, der H. Heinischen. Du denkst anders, kannst meinethalben morgen wieder anders denken, es raubt Dir nichts von meiner Freundschaft. Das ist meine Toleranz.

Schreib mir mal; denn in Deinem Briefe steht wirklich kein Wort. — Grüß mir unsre Freunde. Gans' Rezension im „Morgenblatt" habe ich gelesen und die erste Hälfte leider nicht verstanden. Die Nachwelt wird Gans' Deutsch desto besser verstehen. — Mein neues Büchlein ist in vollem Gedrucktwerden; sobald es fertig, schick ich's Dir. — Es ist mir (das Buch) ganz gleichgültig, wie mir denn überhaupt die meisten Dinge keinen Spaß mehr machen. — Ich hab' diese Tage meine Schwester verloren. Leb wohl, schreib bald.

94. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 14. Mai 1826.

Und nun, nachdem ich es so lange aufgeschoben, muß ich Ihnen plötzlich und in ganzer Hast schreiben. Doch ist dieses auch gar kein Brief, sondern bloß eine

Bitte, das beifolgende Buch unserer lieben, guten, edlen Friederike in meinem Namen zu überreichen und ihr recht viel Schönes dabei zu sagen. Der eigentliche Brief, den ich Ihnen zu schreiben habe, soll nächstens folgen, und ich will Ihnen darin recht breit erzählen, wie es mir geht, wie ich lebe, was ich schreibe, und was ich nicht schreibe. Nur so viel vorderhand: mit meiner Gesundheit bessert es sich immer mehr, und die Luft hier ist mir besonders wohltätig. Meine äußeren Verhältnisse sind immer noch dieselben, es hat mir noch immer nicht gelingen wollen, mich irgendwo einzunisteln, und dieses Talent, welches Insekten und einige hiesige Doctores juris in hohem Grade besitzen, fehlt mir ganz und gar. Meinen Plan, hier zu advozieren, habe ich deshalb aufgeben müssen — aber glauben Sie nur nicht, daß ich so bald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es ist hier der klassische Boden meiner Liebe, alles sieht mich an wie verzaubert, viel eingeschlafenes Leben erwacht in meiner Brust, es frühlingt wieder in meinem Herzen, und wenn die alte Kopfkrankheit mich ganz verläßt, so dürfen Sie noch recht viel gute Bücher von mir erwarten. — Wenn auch meine äußere Lage peinlich ist, so schützt mich doch der Ruhm vor aller Antastung. Leider, und ich gestehe es mir selber, wird dieser Ruhm durch das Erscheinen des ersten Bandes der „Reisebilder" nicht sonderlich gefördert werden. Aber, was soll ich tun, ich m u ß t e etwas herausgeben, und da dachte ich, wenn das Buch auch kein allgemeines Interesse anspricht und auch kein großes Werk ist, so ist doch alles, was drin ist, auf keinen Fall schlecht zu nennen. Dann auch mißfiel mir die „Harzreise" im

„Gesellschafter" so sehr, daß es mich anreizte, sie umzuarbeiten und in anständigerer Gestalt erscheinen zu lassen. Sie ist völlig umgearbeitet. — Ich bitte, geben Sie mir doch Roberts Adresse in Paris, damit ich ihn recht dringend angehe, für mein Buch etwas zu tun. Ich habe mir viele hilfreiche Freunde verschlagen, teils mit, teils ohne Schuld, und hab' dafür an Widersachern reichlich gewonnen. Auch hab' ich, wie gesagt, in Hinsicht des Buches kein gutes Gewissen, und bedarf dennoch des Ruhmes noch mehr, als sonst. Nächste Woche, wenn das Buch hier ausgegeben wird (ich bitte Sie, das beikommende Exemplar nicht früher den Leuten sehen zu lassen), will ich Ihnen noch einige Exemplare der „Reisebilder" schicken, damit Sie für deren Bestes, wie früher bei den „Tragödien", darüber verfügen. Ich bin in dieser Hinsicht besorgt, nicht sowohl wegen der miserablen Wirtschaft in unserer Literatur, wo man von dem Unbedeutenden so leicht im öffentlichen Urteil überflügelt wird, sondern auch weil ich im zweiten Bande der „Reisebilder" über solche Misere rücksichtslos sprechen werde, die Geißel etwas schwinge, und es mit den öffentlichen Anführern auf immer verderben werde. So etwas tut not, wenige haben den Mut, alles zu sagen, ich habe keine zurückgehaltenen Äußerungen mehr zu fürchten, und Sie sollen Ihr liebes Wunder sehen. Die „Wiener Jahrbücher" haben in dieser Hinsicht gut auf mich gewirkt.

Mit unendlichem Vergnügen, Herr von Varnhagen, sah ich im „Gesellschafter", wie Sie Immermanns „Cardenio" gewürdigt, und ich unterschreibe gern Ihr Urteil, daß Immermann alle gleichaltrigen Mitstrebenden

weit überragt. Dieses Stück ist jetzt meine Lieblingslektüre. Es ist mir, als hätte ich es selbst geschrieben. —

Ich wollte nur wenige Zeilen schreiben. Aber ich und Frau von Varnhagen können nun ein für allemal keine kurzen Briefe schreiben — und daher wird meine liebe Freundin wohl wissen, warum ich gar nicht schreibe. — Anfangs dachte ich ihr einen Dedikationsbrief vor das Buch drucken zu lassen, doch dieser wurde zu warm und zu lang, ein zweiter Brief wurde zu kurz und zu kühl, und nach dreimaligem Umgedrucktwerden erscheint endlich das gegenwärtige Meisterstück dedizierender Beredsamkeit. Anbei auch die verunglückten und verworfenen Blätter.—

Eine andere, größere Not war der beängstigende Gedanke, daß das Buch im Grunde zu schlecht sei, um der geistreichsten Frau des Universums dediziert zu werden. Doch mich tröstete der Gedanke, daß Frau von Varnhagen nicht an mir irre wird, ich mag schreiben, was ich will, Gutes oder Schlechtes. Bei Ihnen, Varnhagen, ist es etwas anders, Ihnen ist es nicht hinreichend, daß ich zeige, wie viel Töne ich auf meiner Leier habe, sondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieser Töne zu einem großen Konzert — und das soll der „Faust" werden, den ich für Sie schreibe. Denn wer hätte größeres Recht an meinen poetischen Erzeugnissen, als derjenige, der all mein poetisches Dichten und Trachten geordnet und zum Besten geleitet hat! — Einigemal hab ich mich in der letzten Zeit mit Ihnen brouilliert, besonders vor sechs Monaten; Sie sind nichts davon gewahr geworden, da ich Ihnen nichts schrieb. Aber der letzte Nebel solcher Gedanken schwand auf immer aus meinem Gemüte, als ich vor drei Wochen von der Mutter

der Schauspielerin Mamsell Bauer erfuhr, daß Sie diesen Winter so krank gewesen sind. Bei solchen Anlässen fühlen wir erst, was uns die Leute wirklich wert sind. Und jedesmal, wenn ich mit Ihnen brouilliert war, war ich es auch mit mir selbst. Lichtenberg sagt sehr treffend, daß wir uns selbst in andern nicht so wohl lieben als auch hassen können. So brouillierte ich mich unlängst mit unserm Gans. Sehen Sie ihn, so erzählen Sie es ihm, und grüßen Sie mir ihn recht freundschaftlich. Ich liebe ihn sehr, und dachte an ihn, als ich in der „Harzreise" den göttingschen Anfang schrieb. — Grüßen Sie mir auch Chamisso. Als er durch Göttingen reiste, haben wir uns beide durch gleiche Schlemihlität nicht auffinden können; ich hörte nur im Gasthof, daß er in einem einspännigen Fuhrwerk nach Klausthal gereist sei. Und doch ist er dort zu Fuß angekommen! — Mit Ihrer Familie hier lebe ich in recht liebem Verhältnisse. Sie befindet sich wohl. Harmlos, wie ich bin, glaub' ich auch Ihrer Schwester nichts weniger als zu mißfallen. — Ich verkehre hier mit wenigen Menschen. Mein Oheim, Zimmermann, Syndikus Sieveking, einige Winkelschriftsteller, ein paar Bankiers sind alle meine Leute. Wegen Unappetitlichkeit meines Schwagers habe ich meine Schwester ganz aufgeben müssen. — Vorigen Sommer war ich auf Norderney. Ein andermal erzähl ich Ihnen, wie ich dort, nachdem ich mit dem Fürsten von Solm-Lich einige Zeit bekannt war, auf eine höchst merkwürdige Weise an Sie erinert wurde. Aber die Post geht ab, und ich bin

Ihr
unbedingt ergebener
H. Heine.

95. An Karl Simrock.

Hamburg, den 26. Mai 1826.

Erlaß mir alle Entschuldigungen für das späte Beantworten Deines lieben Briefes. Ich danke Dir für die mitgeteilte hübsche Melodie und für die liebreiche Teilnahme, die ich bei Dir finde. Ich hätte Dir auch früher geschrieben, wenn ich Dir nicht etwas Gedrucktes mitschicken wollte, und das hat sich bis heute verzögert, und Du erhältst anbei mein neuestes Büchlein, ganz frisch, wie es aus der Presse kommt. Aus dem Inhalt siehst Du, daß es nicht auf die Neugier berechnet ist, und daß es nicht bloß das Interesse des Tages erregen will. Ich habe deshalb alle Polemik daraus verbannt, obschon es mich jetzt sehr juckt, mal, besonders in Hinsicht der Literatur, meine Meinung zu sagen. Ich denke in den folgenden Bänden der „Reisebilder" das in Prosa zu bewirken, was Ihr mit Euren Xenien in Hexametern zu bewirken strebt. Ich bin nun mal ein isolierter Kauz und muß so ganz allein das Ding versuchen. Bleib mir nur gewogen und, wo es not tut, hilfreich. Willst Du über den ersten Band der „Reisebilder" etwas öffentlich sagen, so wär es mir ganz besonders lieb, da ich Dir ein bedeutendes Urteil über mich zutraue, und Du auch leichter, als Andre, meine Weise verstehst. Ich kann mich nun mal, trotz Deines Protestierens, nicht von dem Gedanken trennen, daß Du mir auch im Schlimmen geistig ähnlich bist, und ich muß Dich lachend darauf aufmerksam machen, daß Du, wenn Du gar zu hart über mich urteilen wolltest, auch zu gleicher Zeit über Dich selbst den Stab brechen würdest.

Du wirst mich nicht mißverstehen, lieber Simrock, und wenn Du sehen könntest, wie ich in diesem Augenblick herzlich lache, Du würdest es noch weniger. Wenn ich mich Deinem Urteil unterstelle, so erwarte ich etwas Strenges — —

Ich weiß nicht, wie ich durch Ideenassoziation in diesem Augenblick auf Rousseau komme. Ich hab' jetzt seit Jahr und Tag nichts von ihm gehört, hab' auch keine Lust, ihm zu schreiben, und Du könntest mir vielleicht sagen, ob er noch lebt. O, sag mir, lebt man überhaupt noch am Rhein?

In meinem nächsten Bande der „Reisebilder" sollst Du den Rhein fließen sehen. Ich hoffe, Du bist damit zufrieden, daß ich die „Harzreise" umgearbeitet und in einer anständigen Gestalt erscheinen lasse. Sie sah im „Gesellschafter" so muffig aus und so trist, daß ich es als eine Ehrensache betrachtete, sie in einem besseren Aufzuge dem Publiko zu präsentieren. Daß dieses letztere an den „Nordseebildern" Geschmack finden werde, ist sehr dubiös. Unsere gewöhnlichen Süßwasser-Leser kann schon allein das ungewohnt schaukelnde Metrum einigermaßen seekrank machen. Es geht doch nichts über den alten herrlichen Plattweg, das alte Geleise der alten Landstraße. — Du kannst kaum glauben, lieber Simrock, wie sehr ich das Meer liebe; ich will in kurzem wieder aufs Wasser, und es kann wohl einige Zeit anwähren, bis ich wieder nach Berlin komme. Aber es dauert nicht allzu lang. Deine Briefe werden mich immer finden, wenn Du sie an Hoffmann und Campe in Hamburg adressierst.

Mit meiner Gesundheit geht es noch immer nicht

sehr glänzend, aber doch besser als sonst. Lebe wohl, bleib mir freundschaftlich gewogen, und erzähl' mir, was Du machst.

Grüße mir alle Gleichgesinnte.

96. An Adolf Müllner.

Hamburg, den 1. Juni 1826.

Hochgeehrter Herr Hofrat!

Ich wünsche, daß Sie mich in gutem Andenken behalten, und ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen den ersten Band meiner „Reisebilder" zukommen zu lassen. Er enthält einen Teil der Fußreise, die mich auch durch Ihr Weißenfels führte und mir Gelegenheit gab, Sie zu sehen. Sie und Herr v. Goethe sind übrigens die einzigen, die ich auf dieser ganzen Reise besucht habe — und es war eine herrliche Reise durch ganz Sachsen, Thüringen, Hessen usw. Wenn es Sie interessiert, können Sie im dritten Bande der „Reisebilder" mehr davon lesen. Möge der erste Teil Ihren Beifall gewinnen, und möge das mich schadlos halten für das lästige Ungemach, dessen ich des Buches halber vollauf genieße. Sie, Herr Hofrat, wissen ja selbst am besten, um welchen Preis man die Freimütigkeit in Deutschland ausübt. Indessen dieser hohe Preis soll mich nicht abschrecken. — An der Tendenz Ihres „Mitternachtsblattes" werde ich zuweilen irre — ich möchte Sie deshalb erst fragen, ob Sie satirische Aufsätze, Literatur betreffend, aus meiner Feder gebrauchen können? Ich hätte wohl Lust, etwas einzuschicken.

Ich werde nie vergessen, Herr Hofrat, wie viel ich Ihnen verdanke durch die rühmliche Anerkennung, womit Sie mich bei meinem ersten literarischen Auftreten erfreuten, und ich bleibe immer, Herr Hofrat,

Ihr ergebenster Verehrer

Heinrich Heine, Dr. jur.

97. An Wilhelm Müller.

Hamburg, den 7. Juni 1826.

Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen bei Übersendung meiner „Reisebilder" einige Worte des Herzens zukommen zu lassen. Ich hätte Ihnen schon längst schreiben und Ihnen danken sollen für die liebevolle Aufnahme, welche meine Tragödien und Lieder bei Ihnen gefunden. Aber ich wollte warten, bis die trüben Nebel, die meine Seele umhüllten, in etwas zerronnen — ich war nämlich lange Zeit krank und elend. Jetzt bin ich es kaum noch zur Hälfte, und ein solcher Zustand könnte auf dieser Erde vielleicht schon Glück genannt werden. Mit der Poesie geht es noch besser, und ich hege viele freudige Hoffnungen für die Zukunft. „Die Nordsee" gehört zu meinen letzten Gedichten, und Sie erkennen daraus, welche neue Töne ich anschlage und in welchen neuen Weisen ich mich ergehe. Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines „Intermezzo"-Metrum nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimnisvollsten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müllerschen Lieder waren, die ich zu eben

der Zeit kennen lernte, als ich das „Intermezzo" schrieb. Ich habe sehr früh schon das deutsche Volkslied auf mich wirken lassen; späterhin, als ich in Bonn studierte, hat mir August Schlegel viel metrische Geheimnisse aufgeschlossen, aber ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volkstümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft. Ja, ich bin groß genug, es sogar bestimmt zu wiederholen, und Sie werden es mal öffentlich ausgesprochen finden, daß mir durch die Lektüre Ihrer 77 Gedichte zuerst klar geworden, wie man aus den alten vorhandenen Volksliederformen neue Formen bilden kann, die ebenfalls volkstümlich sind, ohne daß man nötig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweiten Teil Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchsichtig klarer — doch, was spreche ich viel von Formwesen, es drängt mich mehr, Ihnen zu sagen, daß ich keinen Liederdichter außer Goethe so sehr liebe wie Sie. Uhlands Ton ist nicht eigentümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er seine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller ist Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln, alles, was ich an mir selbst tadle: wir sind uns im Irrtum verwandt, und er wird mir oft so unleidlich, wie ich es mir selbst werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir also rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Frische und jugendlichen Ursprünglichkeit. Mit mir selbst, wie gesagt, steht es

schlecht, und hat es als Liederdichter wohl ein Ende, und das mögen Sie selbst fühlen. Die Prosa nimmt mich auf in ihre weiten Arme, und Sie werden in den nächsten Bänden der „Reisebilder" viel prosaisch Tolles, Herbes, Verletzendes und Zürnendes lesen; absonderlich Polemisches. Es ist eine gar zu schlechte Zeit, und wer die Kraft und den freien Mut besitzt, hat auch zugleich die Verpflichtung, ernsthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das sich so aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das sich so breit macht, so unerträglich breit.

Ich bitte, bleiben Sie mir gewogen, werden Sie nie irre an mir, und laßt uns in gemeinschaftlichem Streben alt zusammen werden. Ich bin eitel genug, zu glauben, daß mein Name einst, wenn wir beide nicht mehr sind, mit dem Ihrigen zusammen genannt wird — darum laßt uns auch im Leben liebevoll verbunden sein. Ich will nicht überlesen, was ich an Sie geschrieben; ich habe nur der Feder raschen Lauf gelassen, während ich an Sie dachte, und ich liebe Sie zu sehr, um lange zu überdenken, ob ich Ihnen zu wenig oder zu viel sage.

98. An Moses Moser.

Norderney, den 8. Juli 1826.

An meinem langen Stillschweigen haben die Götter schuld. Ihnen schütte ich jetzt alles in die Schuhe. Es ist das Bequemste.

Oft, zehntausend oft würde der Chinese sagen, denk ich an Dich, und es soll auch nicht lang dauern, bis ich Dich wiedersehe von Angesicht zu Angesicht. Ich will

diesen Winter, wenigstens zum Teil, in Berlin zubringen. Meine Gedanken hierüber sind noch nicht bestimmt geordnet. Es ist aber ganz bestimmt, daß es mich sehnlichst drängt, dem deutschen Vaterland Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns, als die Qual persönlicher Verhältnisse (z. B. der nie abzuwaschende Jude) treibt mich von hinnen.

Mit meiner Gesundheit bessert es sich, obschon nicht ganz, doch allmählich, und ich mag jetzt Bestimmtes auf die Beihilfe meiner Physis zu rechnen. — Jetzt schwimme ich wieder auf der Nordsee. Das Salzwasserelement sagt mir zu, es wird mir wohl und leicht zumut, wenn mein Kahn von den Wellen wie ein Ball hin und her geworfen wird, das Ersaufen ist mir ein tröstender Gedanke, der einzige Trost, den mir der grausame Priester von Heliopolis gelassen hat — indem er dem Wasser keine Balken untergelegt.

Wie tief begründet ist doch der Mythos des ewigen Juden! Im stillen Waldtal erzählt die Mutter ihren Kindern das schaurige Märchen, die Kleinen drücken sich ängstlicher an den Herd, draußen ist Nacht — das Posthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Messe. — Wir, die wir die Helden des Märchens sind, wir wissen es selbst nicht. Den weißen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasieren.

Dein Vereinsbild: „der riesige Christus mit der Dornenkrone, der durch die Jahrtausende schreitet," kommt mir oft ins Gedächtnis. Du bist milder und besser als ich, darum sind auch Deine Bilder schöner, sanfter und versöhnender.

Mein Christus auf dem Wasser, zwölftes Seebild, hat viel Unmut gegen mich erweckt; so wie denn überhaupt meine „Reisebilder“ mir hinlängliche Feindschaften bereitet. Ich bin entzückt, daß Dir das Buch gefallen. Wohlwill sagt mir, Du würdest eine Rezension darüber schreiben. Das ist sehr edel von Dir, sehr nobel usw. Aber, Scherz beiseite, es war mir bei meiner fatalen Stellung sehr nützlich, daß das Buch einige günstige öffentliche Urteile gewonnen. Was Du für das Buch tun kannst, das tue. Auch meine finanziellen Verhältnisse haben sich durch das Buch verbessert. Der zweite Teil soll Ende des Jahres gedruckt werden. Er soll viel Verwunderliches enthalten, z. B. den Rabbi. „Und Dich hat niemals ratend beschützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!“ Du hast recht und hast immer recht.

Du bist mir der liebste meiner Freunde, und Du verdienst es zu sein, weil Dir an meinem Wohl und Wehe mehr liegt, als an dem Bild desselben. Solche Gesinnung verlang' ich. Ich freu mich darauf, Dich wiederzusehen.

Von hier aus mache ich einen kleinen Abstecher nach Holland; werde aber anfangs September in Lüneburg sein, wohin Du, wenn Du mir schreiben willst, Deinen Brief adressieren könntest. Sag das auch meinem Bruder, der sonst nicht weiß, wo ich in der Welt bin. — Grüß mir Lehmann sehr herzlich; er hat es um mich verdient, daß ich mit Liebe an ihn denke. Kurz vor meiner Abreise von Hamburg habe ich Madame Bella Veit besucht. —

In Cuxhaven, wo ich auf der Herreise neun Tage verbrachte, wegen konträren Windes, habe ich viele schöne

Stunden in der Gesellschaft von Jeanette Jacobson, verehelichte Goldschmidt, verbracht. Nein, ich will Dich nicht belügen, nicht der Westostwind, sondern die westöstliche Dame selbst hat mich neun Tage in Curhaven festgehalten. O, sie ist schön und liebenswürdig! Wenn der Mann neben ihr steht, sieht es aus, als wäre sie unverheiratet; denn der Mann bedeutet nichts, so unbedeutend ist er, aber herzensgut.

99. An Friedrich Merckel.

Norderney, den 25. Juli 1826.

Dir vielen Dank für Deinen Brief, den ich in Ritzebüttel nebst dem Scottschen Roman richtig erhalten. Gestern mittag bin ich hier angekommen. Acht Tage lag ich in Curhaven. Die Goldschmidt ist eine sehr schöne Frau; übrigens aber war es sehr langweilig in Curhaven, welches Nest, wenn es nicht unter Hamburgischen Schutz stände, mit etwas herberem Namen von mir benannt sein würde. Aber die Goldschmidt ist sehr schön.

Vorgestern nacht um ein Uhr reiste ich ab von Curhaven. Es war eine wilde Nacht und meine Stimmung war auch nicht von der sanftesten Sorte. Das Schiff lag hoch auf der Reede, und die Jolle, worin ich abfuhr, um es zu erreichen, wurde dreimal von dem unklugen Wellen in den Hafen zurückgeschlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte sich wie ein Pferd, und wenig fehlte, daß nicht eine Menge ungeschriebener Seebilder nebst ihrem Verfasser zugrunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Atomen die Sünde verzeihen —

war mir in dem Augenblick sehr wohl zumute. Ich hatte nichts zu verlieren!

Hier sieht es sehr lebhaft aus. Die schöne Frau ist schon hier, sowie auch die Fürstin Solms, mit der ich vorig Jahr sehr angenehme Tage hier verlebte. Hab' auch schon gespielt, und mit mehr Glück als in Curhaven, wo ich fünf Louisd'or verlor. Ich würde Dir heute mehr schreiben, aber das viele Bücken wird mir sauer. Der Tisch in der kleinen Fischerhütte, worin ich jetzt schreibend sitze, ist zu niedrig. Gott weiß, ob überhaupt auf diesem Tische jemals schon geschrieben worden. Er ist grün und schwarz angestrichen — ich komme wohlfeil zu dieser Bemerkung.

Grüß mir Campe. Ich sag' ihm Dank für die Besorgung des Scotts, der mich gestern auf der See ziemlich unterhalten. Hat er mir etwas zu schicken oder mitzuteilen, so werden mich Briefe oder Packete hier wenigstens bis Ende August antreffen.

Haben die Hamburger Pöbelblätter noch etwas gegen mich losgelassen, so bitte ich Dich, es mir mitzuteilen. Es war mir leid, die Ilias nicht beigepackt zu finden. — Verdammter Tisch!

Ich schreibe Dir nächster Tage mehr — Verdammter Tisch! und ich denke auch bald Brief von Dir zu erhalten. Der liebevolle Anteil, den Du an dem schlimmen Heine nimmst, erfreut mich unsäglich —

> O wie ist es doch erfreulich,
> Solchen Jüngling noch zu finden
> Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich usw.

Du siehst aus diesen Versen, welch ein schlechter Mensch ich bin, und wie wenig ich die Güte und Liebe meiner

Freunde verdiene! Doch zu unserem Trost sei es gesagt, statt jener Verse war ich im Begriff, etwas innigst freundschaftlich Seelenvolles zu sagen, und der ironische Teufel hat mir wieder, wie gewöhnlich, entgegengesetzte Worte untergeschoben. —

Leb wohl und so glücklich, als es einem honetten Menschen jetzt möglich ist, grüß Zimmermann, lies des H. von Kleists Erzählungen.

Den 28. Juli 1826.

Die Post ist noch nicht abgegangen, und ich kann noch einige Zeilen nachschicken. — Es ist hier sehr amüsant. Wellengeräusch, schöne Frauen, gutes Essen und göttliche Ruhe. Dennoch fühl' ich mich sehr niedergedrückt. Es ist Erschlaffung, die nach großen Stürmen eintritt. Gedanken von papier maché, und käsige Gefühle. In diesem toten Zustande nehme ich dennoch viel Naturanschauungen in mich auf, und verarbeitet die Phantasie manches begonnene Gedicht. „Seebilder" und neue Szenen zu meinem „Faust". — Ich werde wohl vier Wochen hier bleiben, und wenn ich meine Spielverluste — gestern hat sich Fortuna wieder von mir gewendet — wiedergewinne, werde ich wohl nach Holland gehn. Es liegt eine Süßigkeit eigener Art in dieser unbestimmten Lebensart, wo alles von der Laune des äußeren Glückes abhängt. Erzähl nur beileibe niemandem von dieser Torheit. — Es macht mir Vergnügen, mich Dir in all meinen Schwächen zu zeigen. Wenn Du bald noch nicht abgeschreckt bist, werde ich Dich wohl für dieses ganze Leben in Liebe und Freundschaft behalten. — Gott! welche närrische Unterscheidungen haben wir Deutsche einge-

führt! „Liebe und Freundschaft," „Speck und Schweinefleisch." —

In diesem Augenblick überfällt mich Sentimentalität — meine Seele ist traurig! — ich schließe um so schneller.

Meine Adresse ist H. H. Dr. jur. per Adresse Ruppersberg auf Norderney, Insel der Nordsee. Ich befinde mich ziemlich wohl. — Hier sind einige Berlinerinnen, die meine „Reisebilder" gelesen, und eine darunter ist nicht übel. — Ich bin übrigens in Curhaven, und noch bis heute, sehr stüpider Stimmung gewesen.

100. An Varnhagen von Ense.

Norderney, den 29. Juli 1826.

Mögen diese Zeilen Sie völlig hergestellt antreffen! Eine Justizrätin Empich, die mit ihren Töchtern hier ist, hat mir gesagt, daß Sie noch immer leiden. Hat mir auch erzählt, wie unsere göttliche Friederike für Sie besorgt gewesen in Ihrer harten Krankheit. Wir dummen Poeten, wir vergleichen die Frauen immer, wenn es hoch kommt, mit Engeln; wir sollten wahrlich letztere mit ersteren vergleichen.

Mit meiner Gesundheit geht es immer besser. Zu ihrer völligen Herstellung brauch' ich das hiesige Seebad, und schwimme wieder auf den Wellen der Nordsee, die mir jetzt sehr gewogen ist, weil sie weiß, daß ich sie besinge. Das Meer ist ein braves Element. Wenn ich lange Zeit davon entfernt bin, empfinde ich ein ordentliches Heimweh. Meine „Nordseebilder" sind con amore geschrieben,

und ich freue mich, daß sie Ihnen gefallen. Überhaupt, wie freu' ich mich, daß meine Reisebilder eine gute Aufnahme bei Ihnen gefunden! Entzückt, wahrhaft entzückt, fast berauscht hat mich Frau von Varnhagens Brief. In der Tat, ich hab' sie nie verkannt. Ich kenne sie ein bißchen. Dabei gestehe ich, daß mich niemand so tief versteht und kennt, wie Frau von Varnhagen. Als ich ihren Brief las, war's mir, als wär ich traumhaft im Schlafe aufgestanden und hätte mich vor den Spiegel gestellt und mit mir selbst gesprochen und mitunter etwas geprahlt. Das Beste ist, ich brauche Frau von Varnhagen keine langen Briefe zu schreiben. Wenn sie nur weiß, daß ich lebe, so weiß sie auch, was ich fühle und denke. Die Gründe meiner Dedikation hat sie, glaub' ich, besser erraten als ist selbst. Mir schien es, als wollte ich dadurch aussprechen, daß ich jemandem zugehöre. Ich lauf' so wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigentum machen möchten, aber das sind immer solche gewesen, die mir nicht sonderlich gefielen, und solange dergleichen der Fall ist, soll immer auf meinem Halsbande stehen: j'appartiens à Madame Varnhagen. —

101. An Friedrich Merckel.

Norderney, den 4. August 1826.

Ich kann die Post nicht von hier abgehen lassen, ohne einige liebe Grüße an Dich mitzuschicken. Das Bad bekömmt mir sehr gut, und das ist die Hauptsache, die ich Dir mitzuteilen habe. Ich lebe hier nicht so ver-

gnügt wie vorig Jahr, und daran hat gewiß meine Stimmung mehr schuld, als die Menschen hier. Ich bin gegen diese oft ungerecht. So will es mich bisweilen bedünken, als sei die schöne Frau aus Celle nicht mehr so schön, wie 1825. Auch das Meer erscheint nicht mehr so romantisch, wie sonst. — Und dennoch hab' ich an seinem Strande das süßeste, mystisch lieblichste Ereignis erlebt, das jemals einen Poeten begeistern konnte. Der Mond schien mir zeigen zu wollen, daß in dieser Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. — Wir sprachen kein Wort — es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Musik dazu — im Vorbeigehen faßte ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derselben — meine Seele zitterte und glühte. — Ich hab' nachher geweint.

Was hilft's! Wenn ich auch kühn genug bin, das Glück rasch zu erfassen, so kann ich es doch nicht lange festhalten. Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel gibt mir Mut. — Ein schönes Auge, es wird noch lang in meiner Brust leben, und dann verbleichen und in nichts zerrinnen — wie ich selbst.

Der Mond ist an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beständig, aber man kann seine Worte selten verstehen, und Du, der dritte, der jetzt das Geheimnis weiß, wirst reinen Mund halten, und so bleibt es verborgen in der ewigen Nacht.

Das Leben ist hier ziemlich lebhaft. Der hannövrische Adel spielt die Hauptrolle. Eine Menge fürstlicher Personen. Die Prinzessin Hohenlohe, siebzehn Jahr alt. Die Fürstin Solms ist ebenfalls wieder hergekommen; wir verkehren nicht mehr so viel, wie vorig Jahr,

sie scheint mir nicht mehr so innig gewogen zu sein, und wenn wir uns begegnen, droht oder warnt sie immer mit dem aufgehobenen Zeigefinger und will nicht sagen, was das eigentlich bedeuten soll. — An der schönen Cellenserin bewundere ich jetzt nur noch die Stimme. Ich sauge ein ihre Worte. Ich glaub gewiß nicht, daß sie mir gewogen ist, obschon sie letzthin zu mir sagte: „Sie kenne ich in und aus dem Sack."

Leb wohl, Merckel, und behalte mich lieb. Grüß mir Campe, recht herzlich! — Grüß mir auch Zimmermann, ich denke seiner hier ziemlich oft. Sag ihm, mit meiner Gesundheit bessere es sich, und er dürfe viel Gutes und noch Besseres von mir erwarten.

Leb wohl, so wohl man es in dieser Welt vermag.

102. An Friedrich Merckel.

Norderney, vielleicht den 16. August 1826.

Eben bringt mir die Post Deinen Brief vom 11. August, und da ein junger Freund im Begriff ist, mit günstigem Winde nach Bremen zu schiffen, so kann ich Deine lieben Zeilen auf der Stelle mit einigen Grüßen erwidern.

Das lichte Ereignis am Strande ist nicht so bedeutend, wie Du glaubst und wie meine leicht erregbare Sentimentalität es anschlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herabschoß in grausamer Schnelligkeit und keine Spur zurückläßt — denn ich bin trist und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern!

Für den überschickten Homer danke ich Dir. Ich lese

ihn, einsam am Strande wandelnd; und da kommen mir allerlei Gedanken. Überhaupt gehe ich viel am Strand spazieren, besonders nachts bei Mondschein. Ich lebe ganz isoliert, und nicht mal, wie vorig Jahr, mache ich den schönen Weibern die Cour. Ich glaube, meine Betrübnis ist eine unselige Nachwirkung — sie wird vorübergehen.

Ich bleibe jetzt noch zehn bis vierzehn Tage hier und gehe dann nach Holland. Ich erwarte vorher noch einen Geldzuschuß von zwölf Louisdor, die mir Campe schickt; denn ich hab' ihn darum gebeten. Ich mußt' es durchaus tun, ich wollte, wegen der Geringheit der Summe, nicht an andere schreiben; ich weiß auch, Campe erzeigt mir gern solche Gefälligkeit — und ich bin in diesem Augenblick nicht bestimmt, kleinlichen Rücksichten Gehör zu geben. — Sag an Campe, ich ließe ihn um Entschuldigung bitten, daß mein letzter Brief, der eben bloß jene Geldbitte enthielt, so kurz war; ich schreibe ihm noch, ehe ich abreise, oder wenn ich in Holland bin.

Auch für Deinen Brief vom 4. August dank' ich Dir. Ob ich den Anteil, den Du an meinen Bagatellen nimmst, auch verdiene, bezweifle ich. Deine Nachricht wegen Mlle. Meyer hat mich überrascht, obzwar ich dergleichen Extravaganzen von dieser kleinen Centaurin erwartete; ich sprach sie oft in Cuxhaven. — Seit vorgestern spiele ich nicht mehr. Nicht weil das Geld ganz all wäre — ich habe noch einiges — sondern weil mich das Spiel zu langweilen begann. Auch ärgerte mich das ewige Verlieren und ich gab jemandem mein Ehrenwort nicht mehr zu spielen. — Deine Erzählung von der schönen Frau, die sich bei Campe nach mir erkundigt,

intrigiert mich sehr. Ist es keine Mystifikation von Dir? — Mein Bruder schreibt mir, daß in Berlin die „Reisebilder“ noch immer stark gelesen und bekrittelt werden; im ganzen würde ich gekreuzigt.

Daß Du Kleist jetzt zu lesen beginnst, freut mich. Er hat in höherem Grade, was Dir bei mir gefällt. Er ist ganz Romantiker, will nur das Romantische geben, und gibt dieses durch lauter plastische Gestalten, so daß er wieder äußerlich ganz Plastiker ist.

Grüß mir Zimmermann. Du kannst mir noch einmal hierher schreiben; wenn ich nicht mehr hier sein sollte, wird mir Dein Brief nachgeschickt. Daß es in den Blättern über die „Reisebilder“ nicht mehr hergeht, freut mich. Im zweiten Band sollen gute Seebilder enthalten sein.

103. An Charlotte Embden.

Lüneburg, Oktober 1826.

Mein liebes Lottchen

lasse ich herzlich grüßen und meiner brüderlichen Liebe versichern. Ich habe wahrlich öfter an Dich gedacht als Du glaubst, und weit zärtlicher, besonders in der letzten Zeit, als ich es mir wohl selbst zutraute. Deine Niederkunft habe ich zu Norderney in der Hamburger Zeitung gelesen, und wahrlich! ich hatte vorher weniger Gemütsruhe. Ich freue mich, daß Du einen Knaben hast. — Möge Gott das liebe Kind in seine besondere Obhut nehmen, daß der Mensch in ihm nicht allzufrüh verkrüppelt werde. —

Liebes Lottchen, wo ich auch sein werde, ergießt sich täglich mein Herz in den liebreichsten und frömmsten Wünschen für Dich und Deine Kinder. Möge es Dir und ihnen immer gut gehen! — Sei Du nur gut, und Du wirst glücklich sein, und Deine Kinder werden dann auch gut und glücklich werden. — Ich bitte Dich, vergiß mich nicht, denn ich liebe Dich sehr.

104. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 6. Oktober 1826.

Ich hab' Dir lange nicht geschrieben; desto öfter hab' ich an Dich gedacht. — Von Campe wirst Du erfahren haben, wie es mir seit meiner Hierherkunft ergangen. Das böse Fieber hat mich abgeschreckt, nach Friesland und Holland zu reisen; die Reise ist aber darum nicht aufgegeben. Ich gehe mal von Hamburg aus mit dem Dampfschiff direkt nach Amsterdam. Dennoch will ich meine letzte Reise beschreiben. Im Grunde ist es auch gleichgültig, was ich beschreibe; alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung wert; und was ich aus den Dingen nicht heraussehe, das sehe ich hinein. Leider befinde ich mich noch immer von Kopfschmerzen gequält, obschon das Bad mir erstaunlich heilsam war. — Hier hab' ich bereits acht große Seebilder geschrieben, höchst originell, vielleicht von nicht allzu großem Wert, aber doch immer bemerkenswert; und ich steh' dafür, sie werden bemerkt werden. Wenn es sich nur mit meiner Gesundheit etwas mehr bessert, so wird der zweite „Reisebilder"-Teil das wunderbarste und interessanteste Buch, das in dieser Zeit erscheinen mag. Ich übereile

mich gar nicht. Lüneburg ist nicht an einem Tage gebaut. Und Lüneburg ist noch lange nicht Rom. Ich wollte Campens Bücher durch Deinen Bruder retour schicken; doch derselbe ist abgereist, ehe ich dazu kam, mich zu ihm hinzuschleppen. Ich habe ihn aber doch kennen gelernt, und er gefällt mir sehr gut. — Mit Christiani verkehre ich hier wie gewöhnlich; er ist mir von allen Freunden der bequemste. — Campe laß ich sehr bitten, mir das Blatt des „Mitternachtsblattes", worin meiner erwähnt wird, zukommen zu lassen; ich hab' es nicht gelesen. Den Schneidergesellen hat mir Christiani zu lesen gegeben; hat mich ziemlich amüsiert. — Grüß mir Zimmermann. — Mit meinem Bruder hab' ich viel von Dir gesprochen. — Schreib mir bald. — Auch Campe grüß mir. Campe schreibt einen ganz allerliebsten Briefstil. Er könnte sich wahrhaftig seine „Reisebilder" selbst schreiben; man darf's ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig. — Hast Du nicht gehört, ob der schwarze Ungehenkte noch viel über mich herumgelogen? Überhaupt wäre es mir lieb, wenn ich bestimmt wüßte, gegen welche Leute er gedroht hat, mich prügeln zu lassen. Das ist mir sehr wichtig; für die Folge. D e n k d a r a n. NB. Ich u n t e r s t r e i c h e selten.

Und nun lebe wohl, behalte mich lieb und sei überzeugt, daß mein Herz Repressalien gegen Dich gebraucht.

105. An Moses Moser.

Lüneburg, den 14. Oktober 1826.

Herzinniger Unmut war schuld, daß ich zu Norderney meinen Brief an Dich nicht ausschrieb. Wozu

soll ich Dir Jeremiaden schreiben? Jetzt ist vieles überwunden und ich kann Dir in bestimmten Worten sagen: ich befinde mich besser als sonst, und meine äußere Lage ist so ziemlich erträglich, leidlich.

Bis Mitte des September blieb ich auf Norderney. Vom Anfang jenes Monats bis zur Abreise fast der einzige übrigbleibende Badegast. Ich mietete mir ein Ewer und zwei Schiffer, und den Tag über fuhr ich beständig auf der Nordsee herum. Die See war mein einziger Umgang — und ich habe nie einen besseren gehabt. — Nächte am Meer; wunderherrlich, groß. Ich dachte oft an Dich. Ja, es kam mir vor, als finge ich jetzt erst an, Dich zu begreifen. Große Natureindrücke müssen unsere Seele erweitern, ehe wir den ganzen großen Menschen fassen können. Bleib mir nur gut; werde nur nie irre an mir. Ich will ja gern alle meine Gebrechen eingestehen und mich vor Dir beugen.

Nur das beleidigt mich, daß Du so groß bist und doch so ablehnend bescheiden, während ich so viel kleiner bin und so viel Anerkennung verlange.

Ich habe die letzte Zeit viel gelitten, und jetzt fühl' ich mich erst wieder fähig, ruhig zu denken und zu schaffen. Im Januar werde ich wohl wieder auf eine kurze Zeit in Hamburg sein, und dort soll Ostern der zweite Teil der „Reisebilder" gedruckt werden. Dieser Teil soll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muß etwas Gewaltiges geben. Die zweite Abteilung der „Nordsee", die den zweiten Band eröffnen wird, ist weit originaler und kühner, als die erste Abteilung,

und wird Dir gewiß gefallen. Ich habe eine ganz neue Bahn darin gebrochen, mit Lebensgefahr. Auch den rein freien Humor hab' ich in einem selbstbiographischen Fragment versucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor. Auch soll der zweite Band eine Reihe Nordsee-Reisebriefe enthalten, worin ich von „allen Dingen und von noch einigen" spreche. Willst Du mir nicht einige neue Ideen dazu schenken? Ich kann da alles brauchen. Fragmentarische Aussprüche über den Zustand der Wissenschaften in Berlin oder Deutschland oder Europa — wer könnte die leichter hinskizzieren, als Du? Und wer könnte sie besser verweben als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geschichte, — welche reiche Themata! Du wirst es nie bequemer bekommen; und ich seh' voraus, Du wirst nie ein ganzes Buch schreiben, und keins, was gleich die ganze Welt liest. Es ist nicht so sehr die Lust, mich mit Deinen Federn zu putzen, sondern mehr der liebevolle Zug, Dich geistig in mein geistigstes Wesen aufzunehmen, Dich, den gleichgesinntesten meiner Freunde. Willst Du aber über jene Themata etwas Abgeschlossenes schreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, so will ich ihn — versteht sich ohne Dich zu nennen — als fremde Mitteilung in dem zweiten Teile meiner „Reisebilder" aufnehmen. Du kannst ja sehr populär schreiben, wenn Du nur willst. Und meine Diskretion verbürge Dir mein Ehrenwort. Denk darüber, und sag mir Deinen Willen. Es ist eine Lieblingsidee von mir seit acht Tagen, und ich möchte nicht, daß Du sie ganz gleichgültig von der Hand wiesest. — — —

106. An Karl Immermann.

Lüneburg, den 14. Oktober 1826.

Soll ich wegen meines langen Stillschweigens Ihnen lange Entschuldigungen schreiben? Ich überlasse Ihnen selbst dies Geschäft. Sie wissen ja, wie so einem armen Subjektivling zumute ist, und man braucht es Ihnen nicht erst weitläufig auseinanderzusetzen. Äußere Begebenheiten drängten sich bei mir allzusehr, als daß zum Mitteilen Zeit übrig blieb. Ich verließ Göttingen, suchte in Hamburg ein Unterkommen, fand aber nichts als Feinde, Verklatschung und Ärger, gab aus Gegentrotz den ersten Teil der „Reisebilder" heraus (ich habe sie Ihnen geschickt, haben Sie sie erhalten?), reiste zum zweiten Male nach dem Norderneyer Seebad, schwamm und kreuzte verdießlich auf der Nordsee herum, und bin vor drei Wochen hier im Schoße meiner Familie zurückgekehrt, bedeutend gesunder, aber noch immer krank, kirchhofruhig und in der Absicht, einige Monate oder so lange hier zu bleiben, bis die Langeweile mich forttreibt. Aber, was kein Mensch weiß, und was ich bloß Ihnen sage — und was Sie keinem Menschen wiedersagen dürfen — das ist mein Plan, mein wiedergefaßter Plan, Deutschland auf immer zu verlassen, nachdem ich diesen Winter noch einige Zeit in Hamburg verweilt, wo ich den zweiten Teil der „Reisebilder" alsdann drucken lasse. Von da soll es zur See nach Amsterdam gehen, und von da nach Paris. O, wie lieb' ich das Meer! Ich bin mit diesem wilden Element so ganz herzinnig vertraut worden, und es ist mir wohl, indem es tobt. An Varnhagens habe ich, seit ich ihm die „Reisebilder" geschickt

und die liebevollste Antwort erhielt, noch nicht wieder geschrieben, aber diesen Freunden werde ich jenen Reiseplan nicht verhehlen; hat ja Varnhagen selbst ihn veranlaßt durch seinen Rat. Sonst heißt es noch immer unter meinen Freunden, ich käme nach Berlin, um dort zu lesen.

Wahrlich, ich habe viel zu schwache Nerven, um in Deutschland bleiben zu können. Ja, hätte ich die Kraft meines Immermanns, diese täglich wachsende Kraft.

Ich hab' unterdessen Ihren „Cardenio" gelesen. Ich bin begeistert für dieses Buch. Es ist das beste Buch, das ich schreiben wollte. Und doch ist es ein Glück für dieses Buch, daß ich es nicht geschrieben habe. Dieser Cardenio hat alle phantastische Krankheit Heines, und doch zugleich alle unverwüstliche Gesundheit Immermanns. In diesem Buche haben sich unsere Seelen ein Rendezvous gegeben; und es ist noch außerdem ein allerhöchst-vortreffliches Buch, bis jetzt mein Lieblingsbuch. — Verzeih' mir, Immermann, die Eitelkeit, daß ich mir auf dieses Buch etwas einbilde. — — — Wollen Sie etwas in den zweiten Band meiner „Reisebilder" hineingeben, so steht Ihnen darin der beste Platz offen, und ich berechne Ihnen zwei Louisdor Honorar, die mir Campe für den Druckbogen gibt. Es wäre gar hübsch. Die „Reisebilder" sind vorderhand der Platz, wo ich dem Publikum alles vorbringe, was ich will. Sie haben enormen Absatz gefunden und werden wohl bald eine zweite Auflage erleben. Ich denke indessen, der zweite und dritte Band soll noch besser ausfallen. — —

107. An Varnhagen von Ense.

Lüneburg, den 24. Oktober 1826.

Glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen lange nicht geschrieben, im Gegenteil, ich habe Ihnen viel geschrieben, aber ich habe den Brief wieder zerrissen, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil er keinen bestimmten Inhalt hatte. Was hilft's, wenn ich Ihnen Räsonnements schreibe? Diese bleiben doch unvollständig und sind nur Aussprüche der augenblicklichen Stimmung, und diese ändert sich jeden Augenblick. Dagegen ist es für unsereinen so schwer, bestimmt auszusprechen, was wir eigentlich wollen, wonach wir wirklich streben usw. Wie selten wissen wir es selbst! — Doch soviel ich davon weiß, will ich Ihnen sagen:

Als ich Ihren und Frau von Varnhagens Brief erhielt, war ich entzückt — doch das wissen Sie auswendig — ich las die lieben Briefe drei-, vier-, dreißig-, vierzigmal, so daß mir das Herz sehr heiter und der Kopf ganz klar wurde, und, wie ein Stern in der Nacht, der lichte Gedanke in mir aufstieg: ich will nach Paris reisen, ja, ja!

Sie haben in der Hauptsache recht, lieber Varnhagen, dieser Platz ist für mich geeignet.

Nun aber sind meine Verhältnisse so verwickelt, daß sich die Sache nicht so schnell machen ließ. Zuerst meine Gesundheit. Sie ist noch immer nicht brillant und verlangt große Opfer. Ich reiste daher nochmals nach Norderney ins Seebad, wo ich fast zwei Monate blieb. Es war mir gewiß sehr heilsam, doch habe ich eine radikale Wirkung noch nicht verspürt und befinde mich

noch immer ein kopfschmerzen-geplagter Mensch. Aus einer Reise nach Holland, die ich projektierte, ward nichts, wegen des dort herrschenden Fiebers. Um so mehr, da ich mich anfänglich in Norderney schlechter befand, als gewöhnlich. Nur gegen das Ende meines Aufenthalts wurde ich mobil. Vielleicht interessiert es Sie, daß ich dort den Fürsten Kossolowski kennen lernte, der Ihr Kollege war, als Sie Minister in Karlsruhe waren. Er sprach von Ihnen und besonders von Frau von Varnhagen mit vieler Wärme. Wie wohl ward mir, als ich Frau von Varnhagens Lob auf einer Sandinsel der Nordsee von einem Russen ausrufen hörte! Ich habe mich mit dem Russen sehr befreundet, nous étions inséparables, und sahen uns späterhin im Lindenhof zu Bremen wieder. Er weiß noch nicht, ob er nach Rußland zurückkommen darf oder nicht. — Die Fürstin Solms und eine Portion des Gothaer Kalenders — den wir armen Deutschen füttern müssen — war ebenfalls dort: doch ich hatte diesmal nicht viel mit ihr zu schaffen.

Ich machte eine schöne Seereise mit Sturm, Not, Sonnenaufgängen, Seekrankheit und allem Zubehör. Auch gar schöne Nächte genoß ich am Strand.

Seit vier Wochen bin ich hier bei meinen Eltern, bleibe wohl noch zwei Monat, und reise von hier wieder nach Hamburg, um da den zweiten Teil meiner „Reisebilder" drucken zu lassen. Dort bleib' ich bis Frühjahr, reise zur See nach Amsterdam, besehe Holland, und reise von da nach Paris. Ob ich den Rhein nochmals besuche, ist unbestimmt. Niemand darf aber diesen Reiseplan wissen, wenigstens niemand, der in irgend einem allzu nahen Verhältnis zu mir steht, z. B. meine

Familie in Hamburg und meine Freunde in Berlin, denen ich noch immer sage, daß ich nach Berlin reise, um dort zu lesen; — wenn ich die große Reise wirklich antrete, so ist es noch immer Zeit, daß die Leute es erfahren. Ohne solche Vorsicht machen sie einen mit ihrem Geschwätz irre.

In Paris will ich die Bibliothek benutzen, Menschen und Welt sehen und Materialien zu einem Buche sammeln, das europäisch werden soll.

Der zweite Teil der „Reisebilder" wird I. die zweite und dritte Abteilung der „Nordsee" enthalten, die letztere in Prosa, die erstere wieder in kolossalen Epigrammen, noch originaler und großartiger als die früheren; dann II. ein Fragment aus meinem Leben, im keckſten Humor geschrieben, welches Ihnen gefallen soll, und III. das Ihnen bekannte Memoire über Polen. — Vielleicht, wenn der Raum des Buches es erlaubt, gebe ich IV. dem Publikum: „Briefe aus Berlin, geschrieben im Jahre 1822." Aber mißverstehen Sie mich nicht, dies ist bloß eine Form, um mit besserer Bequemlichkeit alles zu sagen, was ich will, ich schreibe die Briefe eigentlich jetzt, und benutze dazu einen Teil des äußern Gerüstes der Briefe, die ich wirklich im Jahre 1822 im „Westfälischen Anzeiger" drucken ließ.

Auch die dritte Abteilung der Nordsee besteht aus Briefen, worin ich alles sagen kann, was ich will.

Und dieses alles schrieb ich Ihnen aus der ganz besonderen Absicht, damit Sie sehen, wie es mir ein Leichtes ist, im zweiten Teil der Reisebilder alles einzuweben, was ich will. Haben Sie daher in dieser Hinsicht irgend einen besonderen Wunsch, wünschen Sie

eine bestimmte Sache ausgesprochen zu sehen, oder irgend einen unserer Intimen gegeißelt zu sehen, so sagen Sie es mir, oder, was noch besser ist, schreiben Sie selber in meinem Stil die Lappen, die ich in meinem Buche einflicken soll, und Sie können sich auf meine heiligste Diskretion verlassen. Ich darf jetzt alles sagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufsacke. Wollen Sie in meine „Reisebilder“ ganze Stücke, die zeitgemäß, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proskriptionsliste schicken — ich stehe ganz zu Ihrem Befehl. Meine Adresse ist: H. Heine, Dr. juris, bei S. Heine, auf dem Markt in Lüneburg. — — —

108. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 16. November 1826.

Lieber Merckel!

Da ich so oft und viel und anhaltend an Dich denke, so bin ich wahrlich nicht imstande, zu sagen, ob ich es bin, an dem die Reihe des Schreibens ist, oder ob sie an Dir ist, an Merckel, der doch auf jeden Fall schreiben sollte. Wenigstens sagt mir gestern mittag (beim Kaulitzschen Klubschmaus) der Obersyndikus Küster, daß Du, laut Nachricht, ganz gesund und wohl seist. Dies kann ich nun nicht von mir behaupten. Ich befinde mich größtenteils en misère. Ich schreibe wenig, aber das Wenige ist sehr gut, und wird Dir gefallen. Ich denke viel, lese viel und es kann einst etwas aus mir werden. Grüß mir Campe recht herzlich, sag ihm, daß

unser Buch, wenn auch etwas zu langsam, doch immer vortrefflich fortschreitet. Dies Buch soll Campen viel Freude und Angst machen. — Schreib mir doch bald und viel. Ich lebe hier ganz isoliert. Ich hab Dir noch zu danken für die „Jenaer Literaturzeitung". — Das „Morgenblatt" und die „Schnellpost" kommen nicht hierher, und könntest Du mir beide von Mitte Juli bis jetzt auf ein paar Tage herschicken, so wäre mir das wohl lieb.

Das Kurier-Reisebild im „Mitternachtsblatt" hab' ich gelesen. Um Gottes willen, wer mag das geschrieben haben? Es macht mir Spaß und setzt mich dennoch in die allergrößte Verlegenheit. Du verstehst mich. Es sind Ausdrücke drin, die mich verpflichten, wenigstens etwas zu tun. Künftig schreib ich Dir mehr hierüber. Hab nur den schwarzen Ungehenkten (das klingt ungefähr wie der große Unbekannte) recht im Auge, und schreib mir gleich, wenn Du einem schlechten Witze des Kerls auf der Spur bist! Auf Ehre, ich weiß nicht, wer das Kurier-Reisebild geschrieben, und doch meint man gewiß, es sei von mir. — Nach Wienebüttel geh' ich oft; Dein Schwager, der Pastor, befindet sich wohl.

Gestern erhielt ich Brief von Varnhagens; ich will den Brief der Dame Dir mitschicken, bitte ihn beileibe niemandem zu zeigen und mir solchen gleich zurückzuschicken. Er bezieht sich hauptsächlich auf meinen Brief, vorzüglich auf meinen Plan: nach Paris zu reisen und dort ein europäisches Buch zu schreiben. Von diesem Plan darf niemand etwas wissen. Ich denke etwas Besseres zu liefern, als die Morgan; die Aufgabe ist, nur

solche Interessen zu berühren, die allgemein europäisch sind. — — —

Einige Freunde dringen drauf, daß ich eine auserlesene Gedichtesammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daß sie ebenso populär wie die Bürgersche, Goethesche, Uhlandsche usw. werden wird. Varnhagen gibt mir in dieser Hinsicht manche Regeln. Ich würde einen Teil meiner ersten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich tun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar, und zwar mit doloser Umgehung, gegeben hat; ich nehme fast das ganze „Intermezzo" — das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die späteren Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte, und nicht fürchtet, daß die „Reisebilder" dadurch beeinträchtigt werden. Wie gesagt, ich wollte für dieses Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erfordernisse des Populärwerdens wären meine einzigen Rücksichten, es wäre meine Freude, Maurern und Dümmlern zu zeigen, daß ich mir doch zu helfen weiß, und dieses Buch würde mein Hauptbuch sein und ein psychologisches Bild von mir geben, — die trüb-ernsten Jugendgedichte, das „Intermezzo" mit der „Heimkehr" verbunden, reine blühende Gedichte, z. B. die aus der „Harzreise", und einige neue, und zum Schluß die sämtlichen kolossalen Epigramme.

Hör' doch mal aus Campe heraus, ob ihm solch ein Plan nicht mißfällt und ob er solchem Buch — es wär' keine gewöhnliche Gedichtesammlung — Absatz verspricht — ist das nicht der Fall, so wird dieser hübsche Plan aus

meinem Gedächtnis gelöscht. Ich nenne ihn hübsch, weil ich noch manchen hübschen Einfall damit verbinde, indem ich, das Publikum kennend, ihn an dessen Tagesinteressen zu knüpfen wußte; ich hätte doch keine leichte Arbeit, z. B. die Vorrede. — Doch mein Papier geht zu Ende. Schreib bald, behalte mich lieb, und sei überzeugt, daß ich armer, matter Mensch, dessen Kopf in diesem Augenblick so arm und matt ist, doch immer warm und herzlich bleibe

Dein Freund

H. Heine.

109. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 1. Januar 1827.

Glück zum neuen Jahr! 1827!

Recht herzlichen Glückwunsch, lieber Merckel! Ich sitze nur gar zu sehr bis am Hals in Schreiberei, sonst würde ich Dir viel schreiben — aber ich muß mich beschränken. Daher nur wenige Worte auf Dein gestriges liebes Schreiben.

Du mußt in den Seebildern „ausschilt" statt des unrichtigen „ausschaltet" setzen. Auch kannst Du „gottbefruchtete Jungfrau" statt „gottgeschwängerte" setzen. Übrigens bezieht sich das auf die Königstöchter, die Juno immer verfolgte, wenn Jupiter sie geschwängert hatte, wie sie denn auch den Herkules, den 12-Wundertäter, als solchen Gottessohn verfolgt. Die „Metze" lass' ich mir aber nicht nehmen, die muß stehen bleiben, und dieses plebejische Schimpfwort gibt eben der schönen Sonne

das tragische Mitleiden — am Ende muß sie durch diese Ehe untergehen — „Sonnenuntergang".

Übrigens sahst Du recht, die drei Bilder sind gut. Sie zeigen mein Steigen im tragischen Humor. Der zweite Teil soll noch viele solcher Klänge enthalten. Leider muß ich, wenn ich kein Lump sein will, das Buch so rasch fertig machen, daß Campe sehen soll, ich tue ihm was zu Gefallen und er kann sich auf mich verlassen. Ich denke noch einige Tage vor dem 15. dort zu sein, dann fängt der Druck an, und ich denke ganz bestimmt, damit schnell zu Ende zu kommen. Ich befinde mich ziemlich schlecht. —

„Unauslöschliches Gelächter" ist ein homerischer Ausdruck und muß bleiben.

Ist das Wort „Josty-Baisers" nicht richtig geschrieben, so ändre es. — Bitte, bitte, wenn Du mir die Nr. 307 der „Hallischen Literaturzeitung" auf einen Tag herschicken kannst, so tue es. —

Es ist mir lieb, daß Campe etwas von Immermann verlegen will; ich hatte Immermann darauf hingewiesen, daß mit ihm etwas Vernünftiges anzufangen ist, weil ich auch weiß, daß ich dem Immermann dadurch einen großen Dienst leiste. Es macht mir unsägliche Freude, dem Immermann bei solchen Gelegenheiten zu zeigen, wie sehr mir seine Interessen am Herzen liegen. — Indessen, versteh mich nicht falsch, Campes Interesse liegt mir ebenfalls am Herzen. —

Dank für den närrischen Klabautermann. — Den Jan von Gent habe ich schon gestern abend zu gebrauchen gewußt. — Ich muß in Hamburg eine stille Wohnung haben, die zwischen der Druckerei und dem Alsterpavillon

liegt. Wenn Du spazieren gehst, so sieh Dich in dieser Hinsicht um. Doch dies ist nur zur Notiz gesagt; denn ich werde doch im Gasthof vorerst absteigen müssen.

Daß Du mit Adolph Embden aneinander geraten bist, wie mir Christiani erzählt, hat mir Spaß gemacht. Dieser ist ein feinerer Lump.

Campes „Denunziation des Schwarzen" war mir sehr lieb, und verdient meinen Dank. Grüß ihn herzlich. — —

110. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 10. Januar 1827. (Mittwoch.)

Entschuldige, lieber Merckel, daß ich das Literaturzeitungsblatt Dir wieder zu schicken vergaß.

Schreiben will ich Dir heute nichts. Montag früh werde ich Dich ja wiedersehen. Sonntag abend werde ich in Hamburg eintreffen.

Ich habe hier fürchterlich gearbeitet. Das verdammte Abschreiben ist das Bitterste. Die splendideste Partie meines Buches werde ich Dir abgeschrieben gleich mitteilen können. Du wirst sehen: le petit bon homme vit encore. Das Buch wird viel Lärm machen, nicht durch Privatskandal, sondern durch die großen Weltinteressen, die es ausspricht. Napoleon und die französische Revolution stehen darin in Lebensgröße. — Sag niemandem ein Wort davon, kaum wag' ich es, Campen mit dem Inhalt des Buches zu früh bekannt zu machen. Es muß verschickt sein, ehe man dort eine Silbe davon

weiß. Ich habe aber auch noch genug dran zu flicken; es ist gut, daß mir Campe in betreff des Schwarzen einige Ruhe geschafft hat. — Leb wohl und behalte mich lieb.

111. An Friedrich Merckel.

London, Craven Street No. 32, Strand,
den 23. April 1827.

Draußen schneit es und in meinem Kamin ist kein Feuer, daher ein kühler Brief. Obendrein verdrießlich und krank. Schon genug gesehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anschauung. London hat all meine Erwartungen übertroffen in Hinsicht seiner Großartigkeit, aber ich habe mich selbst verloren. Ich habe noch wenig Besuche gemacht — Deine Freunde sah ich noch nicht — und das Theater war bis jetzt meine Hauptressource. — Ich erwarte mit Spannung Brief von Dir; meine Adresse steht zwar hier oben, aber es ist zweifelhaft, ob ich hier länger als acht Tage wohnen bleibe, und ich wünsche, daß Du Deine Briefe an B. A. Goldschmidt u. Co., St. Helens Passage Nr. 5, adressierst. Sollten Briefe bei Campe für mich einlaufen, so sammle sie und schicke sie mir per Gelegenheit unter besagter Adresse der Herren Goldschmidt. Sollte sich keine Gelegenheit finden, so könntest Du auch, abgesprochenermaßen, sie erbrechen und mir den Inhalt referieren. Nur Briefe aus Düsseldorf, aus Göttingen und aus Münster wünsche ich, daß Du unerbrochen läßt, und mir nur sagst, daß deren da sind. Überhaupt wirst Du leicht merken können, was literarische Briefe sind und was Familien-

briefe sind; und, wie sich von selbst versteht, ich habe kein Recht über den Inhalt dieser letztern willkürlich zu verfügen. — Ich friere und leide fürchterlich.

Grüße mir Campe recht herzlich. Ich erwarte ungeduldig, von ihm zu hören, wie es mit dem Buche geht, und ob er seine Ruhe, seine philosophische Ruhe in Hinsicht desselben behaupten konnte. Ich bin zu krank, um etwas tun zu können, doch meine nächste Arbeit soll die Vorrede meiner Gedichte sein. Hernach gehe ich an die Veränderung des „Ratcliff". — Ich werde höchstens bis Mitte Juni in London bleiben; alsdann gehe ich auf drei Monate nach einem englischen Seebad. Ich habe letzteres durchaus nötig. — Fürchterlich kostspielig ist das hiesige Leben, bisher hab' ich noch mehr als eine Guinee täglich gebraucht, $1^1/_2$ Pfund hab' ich für Beköstigung und Trinkgeld noch auf dem Dampfschiff zu bezahlen gehabt, für meine wenigen Bücher hatte ich fast ein Pfund Zoll zu bezahlen usw. Bücher selbst sind hier rasend teuer. — Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. — Meine Freunde in der Westminsterabtei habe ich noch nicht besucht. — — Wie wird es mir noch gehn in dieser Welt! Ich werde es, trotz meiner bessern Einsicht, nimmermehr lassen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freisinnig zu sprechen. Ich bin begierig, von Dir zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übelgenommen. Am Ende will man doch ruhig den „Deutschen Anzeiger" oder die „Hallische Literatur-Zeitung" lesen und ein deutsches Butterbrot essen. — Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht Einen, kein Mensch versteht Deutsch. — Leb wohl!

112. An Varnhagen von Ense.

London, den 1. Mai 1827.

Wenn ich auch nicht viel schreibe, so denke ich doch desto mehr an Deutschland und an die Französische Straße Nr. 20. Ihnen, lieber, Varnhagen, bringe dies Blatt viel herzlichste Grüße. An Frau von Varnhagen brauche ich aber gar nicht zu schreiben, sie weiß alles, was ich denke und nicht denke — ich brauche mich auch bei ihr wegen meines langen Schweigens nicht zu entschuldigen. Ich war seither doch wieder so innerlich und äußerlich beklemmt, daß ich Ihnen nichts Vernünftiges sagen konnte. Und Männer, wenn sie auch keine Stockrationalisten sind, wollen doch immer etwas Vernünftiges hören. — Für Ihr Büchergeschenk danke ich Ihnen. — Um Gottes willen! wie kann man so dicke Bücher schreiben! Ihr „Blücher" hat mir ungemein zugesagt, ich hab' ihn zweimal gelesen, und bewundre, wie der feine Diplomat diesen r o h e n Stoff behandelt hat, ohne ihm Gewalt anzutun. Die Gestalt tritt mächtig hervor. Blüchers Gastrollen in England sind unübertrefflich geschildert. Was Arnim darüber drucken ließ, unterschreibe ich ganz. Herrlich seine Zusammenstellung mit Napoleon. Es ist Wahrheit darin. Und das gesteht — der Verfasser des Buches Le Grand.

Sonderbar! wie zwei Gleichgestimmte zur selben Zeit, jeder auf enthusiastische Weise, die feindlichsten Häuptlinge, Napoleon und Blücher, dem Publikum dargestellt. Und ich denke, wir haben beide doch dasselbe gewollt, und bleiben noch gleichgestimmt. Dennoch — ich will's gestehen — kann ich Ihren „Blücher" nicht

mit Liebe lesen; vielleicht ist noch in mir der Widerhall der Le Grandschen Märsche, ich ärgere mich, wenn ich bedenke, daß der Mann der Idee, der ideegewordene Mensch, nämlich Napoleon, durch jene zwei Menschen vernichtet worden ist, wovon der eine ein pharaospielender Husar und der andre ein von allem Enthusiasmus entblößter englischer Taugenichts war, oder besser gesagt, noch ist. — Sie können sich kaum vorstellen, wie jämmerlich er vorige Woche aussah, als ich ihn von St. James kommen sah; sein gnädiger König hatte ihm vielleicht eben mit Achselzucken den vollkommenen Sieg Cannings verkündigt, und er sah ihn auf den lachenden Gesichtern der vorbeigehenden Engländer. Die Idee siegte diesmal ohne Kanonen, und der Sieger von Waterloo mußte abziehen. —

Mein Buch, rot gebunden für Frau v. Varnhagen, werden Sie wohl empfangen und der teuren Friederike in meinem Namen überreicht haben. Auch das Packet an Moser werden Sie an diesen Ort befördert haben. Ich mußte die Besorgung der Bücher einem Dritten überlassen, weil ich allzu schnell von Hamburg abreiste. Daher habe ich keine Zeile mitschicken können. Es war nicht die Angst, die mich wegtrieb, sondern das Klugheitsgesetz, das jedem ratet, nichts zu riskieren, wo gar nichts zu gewinnen ist. Hätte ich Aussicht gehabt, in Berlin angestellt zu werden, so wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buches, direkt dort hingereist. Ich denke, da unser Ministerium gescheit ist, habe ich jetzt mehr als je die Aussicht, angestellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurückkehren. Ich reiste ab von Hamburg just an dem Tage,

wo das Buch ausgegeben wurde — (viel Selbstüberwindung,) — und habe daher von dessen Schicksalen noch kein Wort erfahren. Ich weiß sie vorher. Ich kenne meine Deutschen. Sie werden erschrecken, überlegen und nichts tun. Ich zweifle sogar, daß das Buch verboten wird. Es war aber notwendig, daß es geschrieben wurde. In dieser seichten, servilen Zeit mußte etwas geschehen. Ich habe das meinige getan und beschäme jene hartherzigen Freunde, die einst so viel tun wollten und jetzt schweigen. Wenn sie zusammen sind und in Reih und Glied stehen, sind die feigsten Rekruten recht mutvoll; aber den wahren Mut zeigt derjenige, der allein steht. — Ich sehe auch vorher, daß die Guten des Landes mein Buch hinlänglich herunterreißen werden, und ich kann es den Freunden nicht verdenken, wenn sie über das gefährliche Buch schweigen. Ich weiß sehr gut, man muß staatsfrei gestellt sein, wenn man über meinen Le Grand sich äußern will. Ich denke, Robert wäre wohl jetzt, vermöge seiner Stellung, derjenige, welcher sich am besten des Buches annehmen könnte. Ich habe ihm zwar nicht geschrieben, aber ich weiß, er ist selbst kein Freund langer Korrespondenz. Auch gestehe ich, daß ich, wie sehr seine Frau auch geistig ausgezeichnet ist, sie doch lieber sprechen sehe, als auf dem Papier lese. — Unter uns gesagt, einer schönen Frau schreiben, scheint mir ebenso töricht, als wenn ich mit einer Straßburger Pastete in Korrespondenz treten wollte. Jedes Ding in der Welt will auf seine eigene Weise genossen sein. Jene schönen Augen, deren Glanz unser Herz erfreut, und jene Trüffelpastete, deren Duft uns begeistert — sie verlieren gar sehr in der Ferne. —

Wenn Sie Roberts schreiben, so sagen Sie ihnen, daß ich hier noch 4 Wochen bleibe, alsdann $2^1/_2$ bis 3 Monat lang an der englischen Küste bade, und dann nach Paris reise, und bei meiner Rückkehr nach Deutschland meinen Weg über Karlsruhe nehmen will. Haben Sie mir unterdessen etwas mitzuteilen, so schreiben Sie mir unter Adresse von B. A. Goldschmidt u. Co. in London. Dieses Haus weiß zu jeder Zeit meine Briefe richtig zu befördern. Daß man hierzuland doppelt Porto bezahlt, wenn ein Kuvert um den Brief ist, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Wollen Sie mich noch, zur nützlichen Anwendung meines Aufenthalts in London, auf etwas aufmerksam machen, so soll es mich freuen. Wenn Sie in Korrespondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein „Morgenblatt" hier oder in Paris beschäftigen will. Aber dieses müßten Sie b a l d tun. Versteht sich von selbst, daß er etwas stark honorieren müßte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben sollte. Hier ist alles beispiellos teuer, ich, muß, weil ich alles sehe, täglich eine Guinee ausgeben, welches sehr viel für einen deutschen Schriftsteller. — Grüßen Sie mir Gans recht viel, sowie auch Chamisso. — Ihre Schwester und Dr. Assing habe ich in Hamburg noch kurz vor meiner Abreise gesehen; sie befinden sich recht wohl.

Mit meiner Familie stehe ich auf gutem Fuß. Ich selbst bin darin der einzige, womit ich schlecht stehe. Viel Selbstkummer habe ich in dieser letzten Zeit ertragen, es will sich noch nicht mit meinem Kopfschmerz geben, und alte Gemütswunden eitern. In diesem Augenblick hat mich eine starke Betänbung wie in ein bleiernes

Grab eingeschlossen. Ich fürchte, daß ich nächstens ernstlich krank werde. — Leben Sie wohl, das Papier ist zu Ende. Frau von Varnhagen küsse ich die Hand und bin

Ihr

H. Heine.

113. An Friedrich Merckel.

London, den 1. Juni 1827.

Meine Schreibsaumseligkeit mußt Du nicht auf Rechnung meiner Gesinnung schreiben. Bin zu schlecht gestimmt, auch krank und verwirrt, um schreiben zu können. Diese Tage will ich nach dem Seebad reisen. Ich danke Dir für Deine Mitteilungen. Erst wenn ich in Ruhe bin, kann ich Dir antworten. Auch über den „Ratcliff" erst dann. Ich bin jetzt zu sehr en pesine. Äußerlich und innerlich. Auch über die Gedichte kann ich noch nicht antworten. Ich kann ordentlich ärgerlich werden, wenn ich denke, wie Campe mich vor meiner Abreise damit gequält — Von Berlin angenehme Briefe. Die unbekanntesten Menschen voll Enthusiasmus. Dagegen schreibt mir Varnhagen: „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch, und Dümmler und Konsorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten oder öffentlich ableugnen sollen, selbst die Freunde tun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger" — kurz, aus serviler Angst wird alles getadelt. Wie kontrastiert dagegen der offne süddeutsche Brief aus Augsburg. Es ist mir nichts Neues,

daß mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach! ich bin gefesselt an Norddeutschland. Ein schöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Bayern zu werden. Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefesselt. — „Wir sehen uns nächsten Winter in Hamburg" — das ist das Bestimmteste und Sicherste, was ich Dir sagen kann. Alles andre meiner Zukunft liegt in trüben Nebeln.

Cottas Propositionen sollst Du beileibe nicht an Campe mitteilen, auch hast Du kein Recht dazu. Ich will beileibe Campen keinen Floh ins Ohr setzen. Das wäre jetzt ohne Nutzen, und ich hab' ihn zu lieb, um ihn unnötigerweise zu prickeln. Er tut viel für meine Kinder, und ich bin dankbar. Aber auf seine Generosität werde ich mich nie mehr verlassen. Durch die vierzig Louis, die der Freund aufs Blaue hin mir angeliehen, hat er zwar viel Unmut gestopft. Aber er hat nie eigentliches Zutrauen zu mir gehabt; wenn ich ihm von eigenen Opfern, die ich für mein letztes Buch brachte, gesprochen, so hat er es als eine Redensart abgelehnt, ebenfalls wenn ich ihm versichert, daß mir Cotta längst anbieten ließ, mir meine Aufsätze fürs „Morgenblatt" aufs allerglänzendste zu honorieren — kurz, er hat kein Vertrauen zu mir gehabt. Er soll mich aus meinen Handlungen kennen lernen. — Ach! ich bin heute sehr verdrießlich. Krank und unfähig, gesund aufzufassen. Und dennoch muß ich hier mit Gold alle jene Anschauungen aufwiegen, die ich einsammle. Tage, wo ich ein paar Guineen ausgebe. Ich werde nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Kosten. — Gestern dachte ich, ob ich nicht einige Aufsätze über England fürs „Morgenblatt" schreiben soll. — Aber das ist

auch nicht der Mühe wert. Ich muß mich darin politisch zähmen, und die Sachen verlören ihr Interesse, wenn ich sie als Buch wieder abdrucke. Das beste ist, ich gebe gar nichts. Was ich seitdem aufgefaßt, kommt dann desto schöner in späteren Produkten. Ich will so kein Narr sein und gute Bücher schreiben im Sinne Dümmlers. Cotta werde ich seinerzeit zu benutzen wissen. Ich will einige Aufsätze fürs „Morgenblatt" schreiben, aber nichts über England. — Verzeih mir heute, lieber Merckel, meinen mißmütigen Brief, der sich um lauter gemeine Interessen dreht. Aber eben diese letzteren sind es, welche mich in vielen Mißmut hinein verwirren.

Ich lebe hier sehr isoliert; ich will es. Dennoch, Gott weiß, wie! haben die hiesigen Blätter unter andern wichtig politischen Nachrichten meine Anwesenheit in London angezeigt und bemerkt, daß ich auf dem Weg nach Frankreich begriffen sei. — — —

114. An J. H. Detmold.

Ramsgate, den 28. Juli 1827.

Mein lieber junger Kollege! Ihren Brief aus Göttingen habe ich sehr spät erhalten. Er wurde mir etwas spät nach England nachgeschickt und hier spät überliefert. Er hat mir Freude gemacht.

Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, wenn man Ihnen vertraut, daß die Erstlingsprodukte, die jemand mir in Göttingen unter Ihrem Namen vorlas, einen ungewöhnlichen Eindruck auf mich machten. Indessen, ich gestehe Ihnen offen, war dieser Eindruck nicht von

der freudigsten Art; es tat mir leid, daß Ihr Talent sich nach jener Nachtseite der Poesie gewendet, die Hoffmann schon so leuchtend dargestellt. — Eine leuchtende Nachtseite! Ich habe hier viel Umgang mit Irländern, und jedes Wort wird mir unter der Feder zum irländischen Bull.

Lassen Sie Hoffmann und seine Gespenster, die um so entsetzlicher sind, da sie am hellen Mittag auf dem Markte spazieren gehen und sich wie unsereiner betragen. Und ich bin es, Heine ist es, der Ihnen diesen Rat gibt. Und ich gebe auch zugleich das Beispiel, wie man sich aus jener Tiefe an den eigenen Haaren wieder heraufzieht. — Ich bin jetzt oben, nämlich auf dem east-cliff zu Ramsgate, und sitze auf einem hohen Balkon, und während ich schreibe, schaue ich hinab auf das schöne weite Meer, dessen Wellen den Felsen hinanklimmen und mir die freudigste Musik ins Herz rauschen. Ich sage Ihnen das, damit Sie wissen, daß mein guter Rat aus einer schönen, gesunden Höhe herabkommt. Ja, schicken Sie mir Ihre Produkte, und ich will gern meine Meinung sagen. Schicken Sie sie unter der Adresse: an H. H. Dr. jur. abzugeben bei Hoffmann & Campe in Hamburg. Ich bin im Begriff, England, wo ich seit April gelebt, wieder zu verlassen, Brabant und Holland zu durchstreifen und nach einigen Monaten nach Deutschland zurückzukehren. — Gern will ich Ihnen bei Ihrem Debut ins Publikum behilflich sein. Ich rate Ihnen, nicht unter eigenem Namen aufzutreten, und es ist ratsam, daß Sie die Produkte, die Sie für den ersten Druck bestimmt, nicht Ihren g u t e n F r e u n d e n vorher mitteilen. Letztere können Ihnen auf keinen Fall nützen und

auf jeden Fall schaden. Auch rate ich, mit Prosa aufzutreten, und ich sähe gern, daß Sie mir mehr Prosa als Verse schickten. Erst in drei Monaten kann mir Ihre Sendung zukommen, deshalb haben Sie Zeit zum Schicken. — Leben Sie wohl und lernen Sie viel reelle Kenntnisse. Dieser bedarf der Schriftsteller. — Ist mein Bruder noch in Göttingen, so gehen Sie zu ihm und bringen ihm meinen Gruß, und allenfalls können Sie ihm, was mich selbst betrifft, aus diesem Briefe mitteilen. Sagen Sie ihm, ich schriebe ihm nicht, weil ich zu faul sei. — Es ist ein geistreicher Mensch, den ich sehr liebe.

115. An Friedrich Merckel.

Norderney, Norderney, Norderney, den 20. August 1827.

Lieber Merckel!

Wie Du siehst, ich bin wieder in Norderney. Ich hörte, daß man hier sehr ungehalten gegen mich sei, mich totschlagen wolle usw. — und ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als hierher zu kommen. „Nun, dazu gehört Mut" — riefen mir einige alte Bekannte entgegen, als sie mich ankommen sahen. Indessen, ich glaube, ich bedarf hier keines Mutes; nur das Kommen selbst, die Verachtung aller etwa zu befürchtenden Anfechtungen, dazu gehörte Mut. Ich habe dieses Mal ein Recht zum Prahlen. Die Post ist im Begriffe abzugehen, sonst geschähe es noch weit mehr. Ich kann Dir auch heute noch nicht recht schreiben. Auch an Lindner hab' ich noch nicht geschrieben, es soll aber nächstens geschehen. Cotta

hat mir sehr liberale Vorschläge gemacht. Indessen, ich gehe in nichts ein, und will ihm auch nicht früher antworten, bis ich mich in Hamburg mit Dir darüber besprochen habe. — Für Campen will ich wieder ein gutes Buch liefern, ich will wieder mein Möglichstes tun, und denke, er wird es auch. Noch immer wurmt es mich, daß er mir für den zweiten Teil nicht unbedingt das Verlangte gegeben, sondern mir 30 Louisdor Honorar abgerissen. Obschon ich in London 210 L. ausgegeben, so ist jene Bagatelle mir dennoch verdrießlicher, wenn ich an sie denke. — England hat mich in finanzieller Hinsicht zugrunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen, und ein schlechtes Buch, aber lukratives, schreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geist. — —

116. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 19. Oktober 1827.

Dank! lieben Dank! für die schnelle Beantwortung meiner bedenklich kurzen Frage. Ich bin noch in diesem Augenblick zu sehr abgehetzt, als daß ich einen ordentlichen Brief schreiben könnte. In vierzehn Tagen aber werde ich schreiben. Professor Dirksen wird Ihnen, lieber Varnhagen, erzählt haben, daß ich wieder in Norderney war. Meine Frage wegen Berlin kam daher nicht aus Ängstlichkeit. Ich war, nachdem ich Frau v. Varnhagens Responsum erhalten, schon im Begriff zu Ihnen zu reisen, alle Verfügungen dazu waren schon getroffen, als ich einen Brief aus München erhielt, der mich kurz

bestimmte, dorthin zu reisen. Schon längst hatte man mich hingewünscht. Jetzt verspricht man mir Holland und Brabant. Auf jeden Fall finde ich dort Ruhe, das ist mir jetzt die Hauptsache. Januar 1828 erscheinen die „politischen Annalen" in München unter der Redaktion Ihres Freundes Heine und des Dr. Lindner. Dieses wird den Leuten das erste Zeichen sein, was es bedeutet, daß i ch in München bin. Über diesen Punkt nächstens mehr. Ich habe diese Redaktion angenommen, weil ich überzeugt war, Sie sind nicht bloß damit zufrieden, sondern auch darüber erfreut. Die Tendenz sehen Sie wohl voraus. — In einigen Tagen reise ich nach München; unterwegs schreibe ich Ihnen.

Sie lieber Varnhagen, sind der einzige Mensch auf der Welt, auf dessen Verschwiegenheit ich bauen kann. Daher sollen Sie mir sogar in meinen dürresten Privatnöten behilflich sein. Alle meine andren Freunde sind Schwätzer. Ich muß Sie belästigen. Sie werden nämlich nächstens von den Herren Treutel & Würz, Treutel jun. & Richter in London einen Brief erhalten, worin diese Herren Ihnen für mich eine Summe von zirka achthundert Talern überschicken. Diese Summe haben Sie die Güte für mich einzukassieren und bis zu näherer Verfügung mir aufzubewahren. Sie dürfen aber beileibe niemandem sagen, daß ich solchermaßen Geld erhalten habe und besitze. Ich habe mancherlei Schulden in diesem irdischen Jammertal und bis jetzt keine fixe Einnahme. Die Verfolgungen, die ich erleide, sind bedenklich, und es ist nötig, daß ich zu jeder Zeit mit Reisegeld versehen sei. Was ich bei mir habe, pflege ich gewöhnlich zu verschleudern; und so wäre es gut, denk ich,

wenn Sie mir immer einen kleinen Zehrpfennig aufbewahrten. Nur Verschwiegenheit! —

Den 8. August, am Todestage Cannings, hab' ich London verlassen; große geistige Ausbeute. Das Leben dort ist zu groß und zu teuer. Ich hatte mich bis an den Hals in Abenteuer versenkt, hatte durch Malheur und Dummheit über 300 Guineen eingebüßt, und bin froh, daß ich wieder heraus bin. Die Weiber sind dort schön und die Männer groß und großmütig. —

Von meiner ersten Reisestation aus will ich Ihnen schreiben und anzeigen, wo mich ihre Antwort treffen kann. Ich denke nämlich ganz gewiß, daß Sie mir über mein neues Redaktionsgeschäft manchen Verhaltungsbefehl geben werden. Sagen Sie mir, an wen ich zum Mitarbeiter mich wenden soll. Wollen Sie selbst die Hand im Spiel haben, so soll es niemand erfahren. Ich will alles selbst vertreten. Was ich Ihnen in betreff unserer Intimen vorschlug, als ich den 2. Band der „Reisebilder" schrieb, gilt hier bei den „Annalen" im vollen Maße. Kritik englischer und deutscher Literatur, aus dem Standpunkt der Politik, soll ein leading article werden. Wieviel das Honorar für Aufsätze in den Annalen beträgt, weiß ich selbst in diesem Augenblick noch nicht bestimmt; doch ist es auf keinen Fall unbedeutend. — Das „Buch der Lieder" für Frau v. Varnhagen wird wohl richtig angelangt sein. — Es ist nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte. Die 2. Auflage der „Reisebilder" habe ich meinem Verleger schon verkauft, und ich denke daher, sie wird bald erscheinen. Der 3. Band der „Reisebilder" soll erscheinen — sobald ich ihn geschrieben habe. Noch bin ich jung,

noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei sprechen. Frau v. Varnhagen soll zufrieden sein. Ich möchte der lieben Freundin einen Brief schreiben, lang wie die Welt, weitschweifig und unerträglich wie mein eigenes Leben. Aber — ich bin im Begriff diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in 11 Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, sozusagen eine Kusine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner „jungen Leiden" von Hoffmann & Campe ausgegeben worden ist. — Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich, und riecht nach vertrockneten Veilchen.

Ich aber bin Herausgeber der „Politischen Annalen"; außerdem bin ich fest überzeugt, daß die Esel, wenn sie unter sich sind und sich ausschimpfen wollen, so schimpfen sie sich „Mensch".

Ärgert Dich dein Auge, so reiß es aus; ärgert Dich Deine Hand, so haue sie ab; ärgert Dich Deine Zunge, so schneide sie ab; und ärgert Dich Deine Vernunft, so werde katholisch.

Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott sei eigentlich ein russischer Spion. — Der Kerl soll Mitarbeiter werden bei meinen „Politischen Annalen".

Der Redakteur

H. Heine.

117. An Moses Moser.

Lüneburg, den 30. Oktober 1827.

Ich reise diesen Abend weiter, muß noch packen, daher wenig Worte. Von Kassel aus will ich Dir auf Deinen lieben Brief ordentlich antworten. Ich reise nach München, wo mir viel versprochen worden, und, was noch besser ist, bereits garantiert ist. Meine Gesundheit, die wieder rückgängig, erlaubt mir keine große Tätigkeit. Schrecklich, daß ich trotzdem, in bitterer Jahreszeit, reisen muß. Was die äußeren Zeichen meines Lebens in München sein werden, sind die von 1828 an dort erscheinenden „Allgemeinen politischen Annalen", die, in regenerierter Gestalt unter meiner Redaktion erscheinen sollen. Ich wünsche, daß dieses wichtige, gar vornehm diplomatische Journal auch von Dir mit geeigneten Aufsätzen unterstützt werden möge. Bestimme Dir eine fortlaufende Rubrik, worunter Du Deine Bemerkungen über Zeit und Bücher mitteilst. Geh gleich an die Arbeit, damit ich, wenn auch nur ein paar Blätter für das Januarheft von dir erhalte. Die Hoffnung geht mir auf, daß jetzt endlich Dir etwas Druckliches entlockt wird. Auf Verschwiegenheit kannst Du rechnen. Sag Gans nichts. Daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher, abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erschaffen kann. Raumer kann bezeugen, daß ich ihn schon vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch Deinen letzten Brief bestochen worden.

Das „Buch der Lieder" ist nichts als eine Gesamtausgabe meiner bekannten Gedichte. Durch Buchhändlergelegenheit hab' ich das Buch schon an Dich von Hamburg aus abgeschickt. Es ist wunderschön ausgerüstet, und wird wie ein harmloses Kauffahrteischiff, unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergessenheit hinabsegeln. Daß letzteres Buch ein Kriegsschiff ist und allzu viel Kanonen an Bord führt, hat der Welt erschrecklich mißfallen. Der dritte Band soll noch fürchterlicher ausgerüstet werden, das Kaliber der Kanonen soll noch größer ausfallen, und ich habe schon ein ganz neues Pulver dazu erfunden. Soll nicht so viel Ballast wie der zweite Band führen. —

118. An Varnhagen von Ense.

Lüneburg, den 30. Oktober 1827.

Lieber Herr von Varnhagen!

Wenn der Inhalt meines letzten Briefes nicht mit Ihren jetzigen Bestrebungen kollidiert, so wird wohl unser Briefwechsel einigermaßen lebhaft werden. Kürze wird dann auf jeder Seite verzeihlich. Nach solcher Bevorwortung darf ich Sie wohl kurzweg bitten: mir sobald als möglich per Adr. H. H. Dr. jur. Poste restante in Kassel (Hessen) anzuzeigen, ob Treutel & Würz Ihnen für mich die besagte Rimesse gemacht haben?

Ich bin im Begriff von hier abzureisen (ich traue den Hannoveranern nicht sonderlich), und werde in Kassel einige Tage verweilen. Über Frankfurt a. M. reise ich nach München. — Meine Gesundheit verschlimmert sich wieder. — Sonnabend erst verließ ich Hamburg, mich

plötzlich losreißend aus spaßhaften Verhältnissen. Es heißt dort, ich sei in die Schauspielerin Peche verliebt, sterbensverliebt. Zwei Leute wissen, daß es nicht der Fall sein kann — ich und Frau von Varnhagen. Frau von Varnhagen küsse ich die Hände; ich wollt', ich könnt' es mündlich tun. — Ach Gott! nun könnte ich so leicht über Karlsruhe reisen, und jetzt sind Roberts in Berlin. —Man will dort wissen, Wolfgang Goethe spräche mißfällig von mir; das würde Frau von Varnhagen leid tun. — Ich werde es mit den Aristokraten noch mehr verderben. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen

H. Heine.

119. An Varnhagen von Ense.

Endlich München, ungefähr den 28. November 1827.

Ihren gütigen Brief, poste rest. Kassel, habe ich dort richtig erhalten, und danke für schnelle Beantwortung meiner Anfrage. Ich muß dieselbe, nämlich, ob Treutel & Würz nichts geschickt haben, nochmals wiederholen und wieder um schleunige Antwort, und sei es auch nur durch eine einzige Zeile, dringend bitten. Ach Gott! man kann sich so wenig auf Menschen verlassen, und die Saumseligkeit jener Londoner Herren ist mir wieder ein Beweis, wie sehr man sich decken muß. — Hier bin ich vor einigen Tagen angekommen. Cotta, der einen Tag länger hier geblieben ist, um mich zu er-

warten, ist bereits nach Stuttgart zurückgereist. Seine Frau ist eine liebenswürdige Dame, sie liest mit Vergnügen meine Verse, und ich gefalle ihr auch persönlich. In sechs Wochen indessen werden Cottas wieder hier sein. — Es sieht hier so aus, wie ich es erwartete, nämlich herzlich schlecht. Die Leute sind besorgt, daß es mir nicht gefalle, und wissen nicht, daß ich eigentlich nur ein stilles Zimmer in dieser Welt suche. Ich will mich in mich selbst zurückziehen und viel schreiben. Wenn das Klima mir nicht zusagt, so packe ich den Koffer. Drum will ich mich auf nichts Festes einlassen. Cotta will mich an sein „Ausland" anspannen. Prosit! Die „Annalen" sollen mir auch wenig Mühe machen, und um Bewerbungsvisiten zu machen, bin ich zu sehr herz- und kopfkrank. Cotta hatte mir 2000 Fl. jährlich angeboten; aber ich habe die Sache anders gestellt. Ich will alles erst ruhig betrachten. — In Dr. Lindner habe ich einen guten, zutunlichen Mann gefunden, mit dem ich gut umkomme. — Ich sehne mich nach einem Lande, das noch nicht entdeckt ist. Manchmal auch nach Berlin. Besonders wenn ich Briefe von Ihnen erhalte und Frau von Varnhagen sprechen höre. Mit Verwunderung höre ich, daß wir ausgezogen sind; ich habe noch immer geglaubt, mein Vaterland sei Französische Straße Nr. 20. Ich will an den König von Preußen schreiben, daß er mir, wenn Förster stirbt, die Hofdemagogenstelle geben soll. —

Der König von Bayern soll den Görres schlecht empfangen haben. Oken hat wieder fort wollen; da verstand man sich, ihm ein fixes Gehalt zu geben. Der größte Dichter der Welt ist Eduard Schenk. —

In Kassel war ich acht Tage. Jakob Grimm, dem ich zu gefallen scheine (miserabile!) arbeitet an der Geschichte des deutschen Rechts! Ludwig Grimm hat mich gezeichnet; ein langes deutsches Gesicht, die Augen sehnsuchtsvoll gen Himmel gerichtet. — In Frankfurt habe drei Tage mit Börne zusammen gelebt. Sprachen viel von Frau von Varnhagen. Er ist beschäftigt, seine einzelnen Aufsätze in drei Bände zu sammeln. Der erste enthält Theater. Ich hätte nie geglaubt, daß Börne so viel von mir hielte; wir waren inséparable bis zum Augenblick, wo er mich zur Post brachte. Hiernächst sah ich auf der ganzen Reise niemand, außer Menzel in Stuttgart. Die edlen Sänger dort hab' ich nicht gesehen. Menzels Buch über Literatur hat viel Schönes. Die Stelle über Goethe habe ich nicht ohne Schmerzen lesen können. Ich möchte sie für keinen Preis geschrieben haben. Wo denken Sie hin, lieber Varnhagen, ich, ich gegen Goethe schreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich sie deshalb schon für bloße Irrlichter erklären? Überhaupt ist es Dummheit, gegen Männer zu sprechen, die wirklich groß sind, selbst wenn man Wahres sagen könnte. Der jetzige Gegensatz der Goetheschen Denkweise, nämlich die deutsche Nationalbeschränktheit und der seichte Pietismus, sind mir ja am fatalsten. Deshalb muß ich bei dem großen Heiden aushalten quand même — wahrscheinlich lasse ich im dritten Teil der „Reisebilder" wieder eine Batterie gegen das Pustkuchentum losfeuern. Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, so werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen.

Leben Sie wohl, antworten Sie mir so

bald, als nur möglich, leisten Sie mir etwas Nachschub bei den „Annalen", und wenn Sie mit Frau von Varnhagen von mir sprechen, so sagen Sie nur Gutes. — An Roberts viele Grüße. Danksagung für Ludwig Roberts Rezension meiner „Reisebilder" im „Literaturblatt". Es soll viel Ironie drin sein, sagt man. In Hamburg glaubte man steif und fest, sie sei von mir selbst.

120. An Julius Campe.

München, den 1. Dezember 1827.

Lieber Campe!

Um Gotteswillen, lieber Campe! wie konnten Sie einem so unzuverlässigen Menschen wie Witt einen Brief für mich anvertrauen? Wußten Sie denn nicht, daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Witt haben kann und will? Ich habe Ihren Brief nicht erhalten. Sorgen Sie, daß er in keine unrechte Hände komme. Meine Adresse ist hier: H. H., Dr jur., abzugeben in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München.

Vor einigen Tagen bin ich hier angelangt, halb tot. Ich bin langsam gereist, überall, in Kassel, Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart mich aufhaltend. Ich bin so krank, daß ich bis jetzt fast immer das Zimmer gehütet. Cotta, der mich hier erwartete und gleich nach Stuttgart abreiste, sowie der Dr. Lindner und andre, womit ich hier zusammenstehe, haben mir sehr gut gefallen. Alle Verhältnisse zu meiner Zufriedenheit re-

guliert. Ich mag nun ein Amt nehmen oder nicht nehmen, für mein Lebensbedürfnis ist gesorgt. Ich brauche nicht mal zu schreiben, wo ich nicht will. Die „Annalen“ redigiere ich mit Dr. Lindner, sowie ich auch einige Hauptartikel des „Auslandes“ redigiere. Seien Sie ohne Sorge, Campe, der dritte „Reisebilder“-Band leidet nicht darunter, und ihm sollen meine besten Stunden gewidmet sein. Wären nicht dergleichen Rücksichten gewesen, so hätte ich mich vielleicht beschwätzen lassen, das „Morgenblatt“, dessen Redakteur eben gestorben, oder die Hauptredaktion des „Auslandes“ zu übernehmen und dabei sehr, sehr viel Geld zu verdienen. Aber ich will frei sein, und wenn das Klima wirklich so fürchterlich ist, wie man mir droht, will ich nicht gefesselt sein; finde ich meine Gesundheit gefährdet, so packe ich meinen Koffer und reise nach Italien. Ich werde nirgends verhungern, an Ehrenbezeugungen usw. liegt mir wenig, und ich will am Leben bleiben. Überall auf meiner Reise fand ich die „Reisebilder“ en vogue, überall Enthusiasmus, Klage und Staunen, und ich hätte wirklich nicht geglaubt, schon so berühmt zu sein. Das hab' ich zwei Menschen zu verdanken: dem H. Heine und dem Julius Campe. Diese beiden sollen auch zusammenhalten. Ich wenigstens werde so leicht nicht aus Verbesserungssucht und Gewinnsucht mich umändern. Ich denke, wir werden alt zusammen werden und uns immer verstehn. Nehmen Sie jetzt, wo ich doch unabhängiger als früher situiert bin, meine Versicherung unwandelbarer Gesinnung. Ich bin jetzt mit Ihnen zufrieden — doch ich schreibe heut konfus, ich wollte eigentlich sagen, daß ich eben jetzt, wo ich berühmt geworden, das Schicksal deut-

scher Schriftsteller befürchte, nämlich frühes Hinsterben. Im Ernst, teurer Campe, ich bin sehr krank. — — Ich höre von Merckeln, daß einer von Ihren beiden Hunden mein „Buch der Lieder" angebellt habe. Den Pastor sollen Sie behalten, er kuscht. Aber den Magister, der den Lebrun immer umwedelt und an Gubitz apportiert, sollen Sie zum Teufel jagen, und auf keinen Fall auf meinem Papier mehr Plattdütsch pissen lassen. — Franckh in Stuttgart, ein unternehmendes Köpfchen, lobte Sie in Hinsicht der Auswahl Ihres Verlages. Ich seufzte und sagte ihm nicht, daß auch Sie einige niederträchtige Hunde halten, die Sie im Schranke verschlossen haben. Halten Sie sich deren, so viel Sie wollen, aber lassen Sie sie nie heraus. Wirklich, Campe, ich lege auch einigen Wert auf g u t e G e s e l l s c h a f t.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und seien Sie meiner besten Gesinnungen versichert. Wenn ich kränker werde — ich scherze nicht — ordne ich meine Papiere und adressiere sie an Sie für den Fall meines Absterbens. Dann geben Sie solche heraus, und das Honorar soll meine irdischen Schulden hienieden decken. Aber, teurer Freund, lassen Sie mich doch in meinem Erbbegräbnisse neben keinem toten Hunde ruhen.

121. An Wolfgang Menzel.

München, den 12. Januar 1828.

Lieber Menzel!

Wenn ich Ihre freundlichen Zeilen noch nicht beantwortet, so habe ich die beste Entschuldigung, nämlich,

daß ich armer Schelm bis jetzt immer ernsthaft krank war. Das hiesige Klima tötet mich.

Das Heft der „Annalen", worin Ihre Streckverse, ist soeben erschienen, und anbei folgt das verlangte Honorar in einer Anweisung auf Cotta. Ihre historische Nachweisung über den Ursprung des Zopfes bei den Deutschen war mir allein schon 6 Louisdor wert. Ihre Sendung war echter Geistesextrakt. — Haben Sie Zeit, etwas Neues für die „Annalen" zu schreiben, so sagen Sie mir vorher, was? oder soll ich Ihnen selbst sagen, was ich wünsche? Wollen Sie nicht Mönnich oder Freunde in der Schweiz auffordern, etwas Starkes, nicht schwärmerisch Demagogisches, sondern ernst Mahnendes, Freisinn Weckendes oder Freiheitbeförderndes für die „Annalen" zu schreiben? Es kann sogar etwas Patriotisches sein. Zwei bis drei Louisdor, nötigenfalls auch vier, sind das gewöhnliche Honorar der „Annalen". — Halten Sie mich für einen Windbeutel in Hinsicht meiner Versprechung, Ihre „Literatur" anzuzeigen, so irren Sie. Gleich nach meiner Hierherkunft schrieb ich eine Anzeige für den „Hamburger Korrespondenten" und schickte solche an Professor Zimmermann in Hamburg, um sie abdrucken zu lassen. Gott weiß, wie es kommt, daß ich sie noch nicht abgedruckt finde. Dieser Tage schreibe ich deshalb an Zimmermann; nichts macht mich verdrießlicher als der Schein der Unzuverlässigkeit. — An den „Gesellschafter" habe ich noch nichts geschickt, aus guten Gründen, erst vor acht Tagen konnte ich den ersten Teil (ich hatte bloß den zweiten gelesen) zu fassen bekommen. Jetzt beschäftigt das Buch sehr stark meinen kranken Kopf — es ist keine Übertreibung, wenn ich es in der Anzeige für

den Korresp. mit einem Meere verglich, einem Weltenmeer, worin die Sterne der Literatur sich spiegeln, versunkene Zeiten in der Tiefe ruhen und — kein Tropfen Wasser ist. — Im dritten Teil der Reisebilder habe ich Gelegenheit, das Buch würdig zu feiern. Nun denken Sie sich, wie herzlich ich lachen mußte, als ich durch Cotta einliegenden Brief aus Mainz erhielt! Sie sehen, auch Sie haben Ihre Beifüße in der Welt! Schon war ich im Begriff, dem Mainzer zu schreiben, er möge seine Kritik an das Stuttgarter Literaturblatt schicken. Aber ich darf Lindners und Cottas wegen, die um den Brief wissen, keine solche Perfidie begehen. Sagen Sie mir, wollen wir uns diese Rezension — sie muß göttlich werden — nicht kommen lassen? — Ja, ich will sie kommen lassen und Ihnen zuschicken, wenn Sie wollen, vielleicht ergibt sich ein göttlicher Spaß, wenn sie mit gehörigen Noten abgedruckt wird. Vielleicht schicke ich diese Mainzer Rezension Ihrer Frau, damit sie solche Geißel als eine Geißel Ihres Wohlbetragens und Ihrer guten Aufführung in Händen behalte. Meine herzliche Empfehlung an Ihre Frau, ich danke ihr für die mir erzeigte Gastfreundschaft. Trotzdem, daß sich nach München kaum ein Echo des deutschen Parnaßlärms verliert, habe ich doch hier sogar viel über Ihr Buch vernommen. Es muß doch etwas Lärm in Deutschland machen. Einliegend folgt auch ein Papierschnitzel aus einem sehr wichtigen Briefe. — Sollte vielleicht Zimmermann, weil er jetzt Vorlesungen über Goethe hält, dem Buche feind sein? — Lindner hat den „Witt" im Ausland rezensiert, verflucht bitter. Lassen Sie im Literaturblatt ihm nicht ganz das Fell über die Ohren ziehen. Er ist doch ein

geistreicher Mensch, man mag sagen, was man will. Vielleicht weil alle so erbittert gegen ihn sind, fasse ich ihn auf als Erscheinung. Auch erinnere ich Sie, wenn Sie an mein Buch der Lieder mal mit dem Rezensiermesser kommen, mich nicht zu skalpieren. Sind Sie noch gar nicht dran gekommen und haben keine Zeit, so würde Börne solche Arbeit gern übernehmen. — Was Ihre Anfrage in betreff meiner Verhältnisse zu Cotta betrifft, so kann ich kurz andeuten, daß ich mich für all seine lit. Institute interessieren soll und ganz besonders mit Lindner die Redaktion der „Politischen Annalen" zu führen habe. Dieser letzteren habe ich mich unterzogen, alles andere Redigieren u. dergl. habe ich abgelehnt. So auch das Mitredigieren des „Auslandes", um das ich mich nur beiläufig bekümmere. Cotta hält viel auf mich, folgt mir, wo ich ihm rate (ich gehöre zum literarischen Staatsrat), und bin ganz mit ihm zufrieden, und er wird immer Ursache haben, es mit mir zu sein, da ich wenig verspreche und immer mein Versprechen halte. Ich halte ihn für einen sehr edlen Menschen, für wahrhaft liberal, und daher werde ich mit ihm fertig. Auch Frau von Cotta behandelt mich gütig. Mit meinen Mitbrillanten allhier stehe ich sehr gut, da alle sehen, daß ich mit ihren Wünschen und Bestrebungen nie kollidiere und keine Ansprüche geltend mache. Auch wegen meiner Krankheit bin ich ein Solitär unter diesen Brillanten; wenig Zusammenleben mit Kolb, Mebold, Hermes, obgleich sie mir sehr gut gefallen. Letzterer hat einen geweckten Kopf, verdient mehr Anerkennung, als er bisher gefunden, soll (?) aber sehr vorlaut sein. Das Leben hier ist sehr angenehm, und wenn Sie eine gute Brust haben und sonst

das Klima zu vertragen glauben, rate ich herzukommen. Kommen Sie wenigstens mal zum Besuch. Kneipen Sie bei mir, ich kann Sie bei mir beherbergen, und seien Sie mein Gastfreund in München, wie ich der Ihrige in Stuttgart.

Wenn einst unsere Nachkommen in einer literarischen Schlacht sich gegenüberstehen, tauschen sie vielleicht die Rüstungen wie Glaukos und Diomedes, und ich denke, mein Enkel wird dabei Profit machen.

Leben Sie wohl und bleiben mir gewogen. Meine Privatadresse ist: H. H., Dr. jur., wohnt im Rechbergischen Palais auf der Hundskugel. Dieser Tage nämlich ziehe ich in diese neue Wohnung; vor meiner jetzigen wird zu viel Holz gehackt — alle meine Perioden werden zerhackt.

Ich bin, lieber Freund und Zeitgenosse,

Ihr

H. Heine.

Im zweiten Heft der „Annalen" erscheint von mir eine Rezension des Walter Scottschen „Napoleon".

122. An J. H. Detmold.

München, den 15. Februar 1828.

Lieber Detmold! ich hab' wahrhaftig nicht so viel Zeit und gesunde Zeit, um Ihnen so viel zu schreiben, wie ich wünschte. Ihr Brief hat mir Freude gemacht, ich bin mit dessen Inhalt einverstanden. — —

Ich bin noch immer am hiesigen Klima leidend.

Stecke bis am Hals in Politik. Wenn Sie die „Allgemeinen Politischen Annalen" lesen, finden Sie darin Spuren meiner Tätigkeit. Seien Sie nur ohne Sorgen, diesen Sommer werfe ich mich wieder den Musen in die Arme. Wo werden Sie diesen Sommer sein? — Ich habe jetzt Heinses „Ardinghello" gelesen, ebenfalls dessen „Fiormona oder Briefe aus Italien". Ich bitte, wenn Sie etwa den g a n z e n Heinse gelesen haben, schreiben Sie mir Ihre ganze Meinung über diesen Schriftsteller. Er ist einer jener Dämonen, die ich vielleicht jetzt repräsentiere, zu denen auch Sie gehören, und die einst den Olymp stürmen werden. Freilich die Zeit dieses Sieges ist noch lange nicht da; ich und Sie und die anderen Gleichzeitigen, wir werden mit verdrießlich abgemühtem Herzen ins Grab steigen, doch mit der finsteren Überzeugung, daß die Stärkeren unser Bestehen fortsetzen werden. Ich bin jetzt umlagert von Feinden und intrigierenden Pfaffen; mein schlimmster Feind ist meine schlechte Gesundheit. Vielleicht ändern sich die Dinge, ich gehe nach Italien, sammle mich, kehre gestärkt nach Norddeutschland zurück und bilde eine Schule. Es tut not, daß einer das Nötige tue. — —

123. An Friedrich Merckel.

München, den 1. März 1828.

Dank, herzigen Dank für Deinen letzten Brief. Ich möchte dir viel antworten, würde mir nicht das Schreiben allzu sauer. Es steht überhaupt sehr sauer mit mir aus. Das hiesige Klima hat vollendet, was der Ärger be-

gonnen. Ich klage, ja, ich klage, selbst auf die Gefahr hin, daß man meinen Klagen nicht glaubt. Wer nichts durch seine Klagen gewinnen kann, dem sollte man doch glauben. Ich danke Dir für Deine Berichtungen, absonderlich die Therese Heineschen. Ich habe die Nachricht der Verlobung dieser Verwandten bloß von meinen Eltern und Dir erhalten. Treibe doch meinen Bruder, daß er mir schreibe, bald, bald; ich weiß, er hat mir nötiges mitzuteilen. Meine Adresse ist H. H. Dr. jur., wohnt im Rechbergschen Palais auf der Hundskugel in München.

Offen schick ich Dir die Einlage an Campe. Wenn er jetzt Dir den Saldo meines Guthabens ausbezahlt, so behalte davon die zehn Friedrichsdor, die Du mir geliehen, und gib den Rest an meinen Bruder, der mir ihn leicht zuschicken kann. Du mußt wahrhaftig Dein Geld zurückhaben, denn Du bist der einzige, der mich nicht mahnen würde. Auch bin ich kein sicherer Schuldner. — Wenn Campe das Geld gezahlt hat, hernach rüffle ihn wegen seiner Knickrigkeit. Er weiß nie zur rechten Zeit ein paar lumpige Louisdor wegzuwerfen; dieses sollte er von Cotta lernen. Cotta gibt mir für die Redaktion der „Annalen" 100 Louisdor bis Juli (ich habe mich nicht länger verpflichten wollen), und diese Generosität verpflichtet mich, ihm mehrere Aufsätze zu schreiben, verpflichtet mich umso mehr, da ich mich nicht dazu förmlich verpflichtet und er nur gegen Lindner den Wunsch geäußert, daß ich dergleichen tue. Er versteht seinen Mann.

Lebe wohl und behalte lieb

Deinen Freund

H. Heine.

124. An Wolfgang Menzel.

München, den 2. Mai 1828.

Lieber Menzel!

Sie kommt! sie kommt! Die unüberwindliche Armada! und anbei schicke ich die Druckbogen nebst Brief, der an die Redaktion der „Politischen Annalen“ zugekommen. Ich weiß nicht, was damit anzufangen — außer, daß Sie darüber lachen sollen, und mir den Quark zurückschicken.

Ich darf nicht indiskret sein. In diesem Schacht ist kein Gold, ebensowenig, wie der Herr Dr. Leo ein Löwe ist; oder wissen Sie nicht, daß letzterer, der einst Ihre Geschichte in der Jenaer Liter. Zeitung malträtierte, auch jetzt in Berlin nebst Raumer, Streckfuß usw. gegen Sie agiert? Ich wünschte Ihnen stärkere Gegner. — Wenn ich noch nicht gegen Sie aufgetreten, wahrlich, so geschah es nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern weil ich überhaupt hier noch zu nichts Vernünftigem gekommen. Aber, da geb' ich Ihnen mein Ehrenwort drauf, entgehen werden Sie mir nicht. Diesen Winter war ich fast kopftot und jetzt zerstreut mich der Münchener Frühling. Ich will mich daher, in vierzehn Tagen, ins Gebirge zur tätigen Einsamkeit zurückziehen. Über München wäre viel zu schreiben. Kleingeisterei von der großartigsten Art. Schelling und Görres hab ich noch nicht gesprochen. — Desto mehr sehe ich die zwei großen Lichter des Tages, die Dioskuren am Sternenhimmel der hiesigen Poesie, M. Beer und E. Schenk. Über des ersteren Tragödie habe ich im Morgenblatt Bericht er-

stattet und der Welt gezeigt, wie wenig ich ihn beneide, wie wenig mich sein Ruhm pikiert — aber die böse Welt hat die Sache schief genommen und nennt es eine Mystifikation des Publikums, ja, ich habe für meine Gutmütigkeit leiden müssen. Über Schenks „Dürer" haben Sie selbst in Ihrem Liter. Blatt eine Rezension geliefert, die aus M. Beers Feder geflossen ist, und wovon ich gestern schon etwas gelesen; dagegen wird Ed. Schenk wieder in der Abendzeitung seinen Beer lausen — Cotta wird beider Dichtungen verlegen — und so schreitet unsere Literatur fort.

Ein bißchen merken Sie daraus, wie es hier zugeht.

Lesen Sie doch so bald als möglich Cottas Grafen Platen, nämlich dessen eben erschienene Gedichte, er ist ein wahrer Dichter. Leider! leider, oder besser, schrecklich! schrecklich! Das ganze Buch enthält nichts als Seufzen nach Päderastie. Es hat mich daher bis zum fatalsten Mißbehagen angewidert. — Cottas Leute hier sehe ich selten, am seltensten Hermes. Gegen Cotta selbst, der sich gegen mich sehr brav und liebreich gezeigt, stehe ich frei wie ein Vogel. Er, sowie ich, beabsichtigen eine Regeneration der „Annalen". Nächstens mehr darüber. Börne ist seit Mitte dieses Winters in Berlin, und da ich ihm wegen einer Rezension meines Buchs der Lieder nicht geschrieben habe, so müssen Sie, lieber Menzel, doch selbst Hand anlegen. Kolb werden Sie wahrscheinlich dort sehen. Daß ich, wie Sie verlangen, keine Exemplare der Annalen, worin Ihre kleinen Aufsätze, Ihnen schicke, ist nicht meine Schuld, ich bin nicht am Ort der Expedition, und nur Lindner steht mit dieser in Briefwechsel. Liegt Ihnen daher viel dran, so soll dieser dran denken. Ich

kann nur für Geld sorgen, und schicke Ihnen demgemäß ein Honorar, nämlich sechs Karolin auf Cotta in Stuttgart. Das Heft, worin der Schluß der Grillen, ist jetzt fast fertig und wird in acht bis zehn Tagen ausgegeben. Ich schicke es alsdann.

Ach Gott! wie erbärmlich sind die „Annalen". Ich kann nicht helfen. Leben Sie wohl, grüßen mir Ihre liebe Hausfrau und seien Sie überzeugt, daß es keine gewöhnliche Phrase ist, wenn ich mich nenne

Ihren Freund

H. Heine.

125. An Wolfgang Menzel.

München, den 16. Juli 1828.

Wenn ich mit Antworten lang gezögert, so geschah es aus Faulheit. Sie sehen, es fehlt mir nicht an Entschuldigung. Vielleicht zögerte ich auch, um Ihnen über das Schicksal der „Annalen" bestimmtes zu sagen. Dies kann ich erst heute. Cotta will sie nicht aufgeben, sondern will sie bis Neujahr suspendieren, um sie dann in verjüngter Form und neuem Glanz erscheinen zu lassen. Ihre dritte Grillensammlung, worin allerliebst Hübsches, erhalten Sie daher zurück, da ich nicht weiß, ob Sie unterdessen anderen Gebrauch davon machen wollen. Sind sie bis zu der Eröffnung der neuen „Annalen" noch nicht gedruckt, so erbitte ich sie mir zurück. Auf jeden Fall müßte ich Ihrer Beihilfe in der Folge versichert sein, wenn ich ein gutes Journal herausgeben soll. Künftig näheres hierüber.

Über die Gustav Schwäbische Rezension würde ich schweigen, wenn es nicht kleinlich wäre, meine Meinung zu verschweigen. Indessen ist es ebenso kleinlich, irgend eine Empfindlichkeit zu verraten. Unter uns gesagt, sie findet auch nicht statt; nur daß man von allen Seiten über Skandal schrie und empört war, daß in einem Cottaschen Blatte mit so wenig äußerer Achtung von mir gesprochen worden. Der arme Schwab hat's gewiß ehrlich gemeint, und erst gedruckt mag das Ding Euch in seiner fatalen Objektivität aufgefallen sein. Wahrlich ich hätte in einem anderen Tone und respektierlicher von einem auf jeden Fall gleichbürtigen Dichter gesprochen. Nach dem Inhalte jener Rezension zu schließen, sollte man glauben, ich sei eben der Galeere entsprungen; sie wirkt sogar auf meinen Kredit: ich glaube, wer sie gelesen, borgt mir keinen Groschen mehr. Ich komm' ins Schwatzen.

Eine größere Beleidigung ist es, wenn man von einem bedeutenden Geiste nur ein Stückchen auffaßt. Dies ließ ich mir gegen Sie zu schulden kommen. Ich habe in der Rezension der Menzelschen Literatur nur Formelles besprochen. Von Ihrem positiven Wesen, von der Innerlichkeit des Autors, z. B. von seiner Feindschaft gegen die Zeit usw., war nicht die Rede. Diesen Teil der Rezension werde ich im vierten Teil der Reisebilder, der zumeist aus Rezensionen bestehen soll, nachliefern, und Sie werden eine bessere Meinung von meinem Verständnisse Ihrer Werke bekommen. Ich eilte zu sehr mit jener Rezension — den lachenden Vorwurf der Politik konnte ich nicht lang ertragen — und so geschah es, daß ich eine Rezension lieferte, die mehr zum Lesen des

Werkes anreizte, als daß sie dessen Inhalt erklärte. Ersteres habe ich erfolgreich bewirkt. Ich ließ einige Schock Abdrücke von meiner Rezension machen und versandte sie als Privatmitteilung. In Berlin hat man meine Ansichten über Goethe am feinsten verstanden und Zeter geschrien. Niederträchtig sind die Ausfälle auf Sie im „Berliner Konversationsblatt". Wie Sie leicht begreifen, sie sind von Friedrich Förster. Sein Bruder, der hiesige Förster, der stinkige Maßmann, einige Professoren des philosophischen Vereins — aber ich werde selbst ein Waschweib und gerate ins Schwatzen. Dieser Förster ist ein jämmerlicher Patron und spielt den Verteidiger Goethes. Es ist ein trister Anblick, wenn der Esel sich spanischen Pfeffer in den Steiß steckt, um in Ekstase zu geraten und desto besser den wütenden Champion des Löwen machen zu können. Sie haben gewiß sein Y—A schon gelesen, sowie auch den honetten Aufsatz von Will. Alexis. Dieser behandelt Sie mit Würde, die ihn selbst ehrt. Es ist traurig, wenn solch ein Besserer mit einem Förster zusammen redigieren muß. Ich glaube, es steht in der Bibel, man solle nicht ein Pferd mit einem Ochsen vor denselben Pflug spannen; wieviel weniger erst als Redaktoren vor dasselbe Journal. — —

126. An Eduard von Schenk.

Jetzt erst schreib' ich — denn jetzt erst komme ich einige Momente zur Besinnung und vermag mit Sicherheit Ihnen den Ort zu bestimmen, wo mich Ihr Brief treffen kann, (worin Sie mir die längst erwartete freudige

Nachricht mitteilen können). Schreiben Sie an Dr. H. H. poste restante in Florenz; in zwei bis drei Wochen wandle ich auf dem Boden, wo Dante, Machiavell, Leonardo da Vinci, Michel Angelo gewandelt. Dort lese ich Ihre Zeilen. Ich weiß, Sie stecken bis am Hals in Geschäften, deshalb sage ich: Zeilen. Im Grunde ist es auch nicht nötig, daß Leute unserer Art sich einander viel schreiben. Unsere Bücher sind große Briefe, die doch zumeist an die Leute unserer Art gerichtet sind.

Was ich über Italien denke, werden Sie daher spät oder früh gedruckt lesen. Der Mangel an Kenntnis der italienischen Sprache quält mich sehr. Ich versteh' die Leute nicht und kann nicht mit ihnen sprechen. Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier sprechen die Steine, und ich verstehe ihre stumme Sprache. Auch sie scheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, so ein zerbröckelter Longobardenturm, so ein verwittertes gotisches Pfeilerstück versteht mich recht gut. Bin ich doch selbst eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und gleich versteht sich schon. Manchmal zwar wollen mir die alten Paläste etwas Heimliches zuflüstern, ich kann sie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräusch; dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond ist ein guter Dolmetsch, der den Lapidarstil versteht und in den Dialekt meines Herzens zu übersetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verstehen, dann schläft das junge Volk mit seiner jungen Opernsprache, und die Alten steigen aus ihren kühlen Betten und sprechen mit mir das schönste Latein. Es hat etwas Gespenstisches, wenn man nach

einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht und statt dessen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtausend dort geblüht und, längst verstorben, nur noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine tote Sprache.

Indessen, es gibt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menschlichen Geschlechtes sich verständlich machen kann. Und es ist die schönere Hälfte, die man par excellence das schönere Geschlecht nennt. Diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredsamkeit einem armen Tedesco so tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die besser sprechen als Demosthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht — die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße.

Quand on parle du loup, il est derrière nous. Eben kömmt meine schöne Wäscherin, und ich muß aufhören mit meinem eigenen Gewäsche. Adieu, Dichter des „Belisars!" Ich denke oft an Sie, wenn ich Lorbeerbäume sehe, und je mehr ich an Sie denke, desto mehr muß ich Sie lieben.

127. An Moses Moser.

Bagni di Lucca, den 6. September 1828.

Diesen Brief erhältst Du aus den Bädern von Lucca, wo ich jetzt bade, mit schönen Frauen schwatze, die Apenninen erklettere und tausenderlei Torheiten begehe. Ich hätte Dir viel zu schreiben, aber ich sehe eben mit Entsetzen, daß das Papier fließt. — Ich werde noch

vierzehn Tage hier bleiben, dann gehe ich nach Florenz, Bologna, Venedig — und dort in Venedig erhalte ich Brief von Dir poste restante — Ich denke viel an Dich, und finde es unrecht, daß Du mir nicht in München geantwortet. In München habe ich ein köstliches Leben geführt, und werde mit Freuden dorthin zurückkehren und immer dableiben. Während der letzten Wochen meines dortigen Aufenthalts habe ich mich von einem der besten Porträtmaler abkonterfeien lassen, und da ich rasch abreiste, gab ich ihm Deine Adresse und die Order, das Bild an Dich nach Berlin zu schicken. Wahrscheinlich hast Du es jetzt schon erhalten. Es ist für meine Eltern in Hamburg bestimmt, und ich ließ es über Berlin reisen, damit Du und die Freunde dort es sehen können. Ich bitte Dich daher, besagtes Bild, wenn Du es zur Genüge betrachtet, an Varnhagens zu schicken und ihnen sagen zu lassen oder zu sagen, daß ich ihnen bald schreibe und daß sie bis dahin das Bild zu meiner Verfügung bewahren sollen.

Sage mir, lieber Moser, was Dir das Porto gekostet, und was mir noch wichtiger ist, sag mir, ob endlich die längst beschriebenen fünf Louisdor an meinen Freund Sethe bezahlt sind? Ich bin Dir dann das Geld schuldig, und schicke es Dir von München aus. Ich brauche jetzt so rasend viel Geld — es kostet mir hier täglich 1¹/₂ Napoleondor, — daß es eine Schande wäre, meinen besten Freunden etwas schuldig zu bleiben. Ich weiß sehr gut, Du lächelst, — aber ich habe jetzt den Grundsatz, nur solchen Leuten etwas schuldig zu sein, an die ich selten denke. — Das Papier fließt ganz entsetzlich. — Ich will Dir nächstens, noch ehe ich Italien verlasse, wieder

schreiben. Bis dahin lebe wohl und grüß mir Gans, Zunz, sowie auch Lehmann und Leßmann. — Hast Du in den „Politischen Annalen" meine Rezension über Menzels Werk gelesen? Ich spreche da von Goethe. — Cotta quält mich, anstatt der „Politischen Annalen" ein neues Journal zu begründen. Ich weiß noch nicht, was ich tue. Ich habe keine Freunde, auf deren literarische Unterstützung ich mich verlassen könnte. Ich stehe allein. — Vor der Hand aber will ich mich noch etwas in Italien herum amüsieren. Ich lebe viel und schreibe wenig. Ich lese die schönsten Gedichte, sogar Heldengedichte. —In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geschworen, mich zu erstechen; die Polizei sogar sagte mir, solche Leute hielten gewissenhaft ihr Wort, und riet mir, gleich abzureisen — ich blieb aber sechs Tage, und ging wie gewöhnlich des Nachts am Meere spazieren. — Ich lese alle Abend im Plutarch, und ich sollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?

Wenn ich nach Deutschland zurückkehre, will ich den dritten Band der „Reisebilder" herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr so sehr gegen den Adel losziehn, da ich im Foyer der Noblesse lebe, und die liebenswürdigsten Aristokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt sich. Meine Liebe für Menschengleichheit, mein Haß gegen Klerus war nie stärker wie jetzt, ich werde fast dadurch einseitig. Aber eben um zu handeln, muß der Mensch einseitig sein. Das deutsche Volk und Moser werden eben wegen ihrer Vielseitigkeit nie zum Handeln kommen.

Grüß mir Gans noch einmal. Vergiß nicht, Robert und Madame Robert von mir zu grüßen.

128. An Salomon Heine.

Lucca, den 15. September 1828.

Diesen Brief erhalten Sie aus den Bädern von Lucca auf den Apenninen, wo ich seit vierzehn Tagen bade. Die Natur ist hier schön und die Menschen liebenswürdig. In der hohen Bergluft, die man hier einatmet, vergißt man seine kleinen Sorgen und Schmerzen und die Seele erweitert sich.

Ich habe diese Tage so lebhaft an Sie gedacht, ich habe so oft mich danach gesehnt, Ihnen die Hand zu küssen, daß es wohl natürlich ist, wenn ich Ihnen schreibe. Wollt ich's aufschieben, bis ich wieder herabkomme und Bitterkeit und Kummer wieder in meine Brust einziehen, so würde ich auch kummervoll Bitteres schreiben. Das soll aber nicht geschehen, ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht größer sind, als Sie nur ahnen können. Ich bitte Sie, lassen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da sie sich doch alle auf Geld reduzieren lassen und, wenn man alle bis auf Heller und Pfennig in Banco ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — statt daß meine Klagen unberechenbar sind, unendlich, denn sie sind geistiger Art, wurzelnd in der Tiefe der schmerzlichsten Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Blick die Ehrfurcht gegen Sie verletzt oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu sehr geliebt! — dann hätten Sie recht, zu zürnen. Doch jetzt nicht; wenn alle Ihre Klagen zusammengezählt würden, so gingen sie doch alle in einen

Geldbeutel hinein, der nicht einmal von allzu großer Fassungskraft zu sein brauchte, und sie gingen sogar mit Bequemlichkeit hinein. Und ich setze den Fall, der graue Sack wäre zu klein, um Salomon Heines Klagen gegen mich fassen zu können, und der Sack risse — glauben Sie wohl, Onkel, daß das ebensoviel bedeutet, als wenn ein Herz reißt, das man mit Kränkungen überstopft hat?

Doch genug, die Sonne scheint heute so schön, und wenn ich zum Fenster hinausblicke, so sehe ich nichts wie lachende Berge mit Weinreben. Ich will nicht klagen, ich will Sie nur lieben, wie ich immer getan, ich will nur an Ihre Seele denken und will Ihnen gestehen, daß diese doch noch schöner ist, als all die Herrlichkeit, die ich bis jetzt in Italien gesehen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir Ihre Familie, Hermann, Karl und die niedliche Therese. Bedingterweise habe ich mich über ihre Vermählung gefreut. Nächst mir selber hätte ich sie keinem lieber gegönnt, wie dem Dr. Halle. Tilly ist jetzt so gut bei mir wie bei Euch; überall folgte mir das liebliche Gesicht, besonders am Mittelländischen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte einiges von ihren Schriftzügen. Daß wir die süßen Züge auf keinem Gemälde aufbewahren, ist jammerschade. Ach! es hängt so manches überflüssiges Gesicht an der Wand.

Moritz Oppenheimer zu grüßen. Ich liebe ihn zwar nicht, obgleich ich als Christ sogar meine Feinde lieben sollte; aber ich bin erst ein junger Anfänger in der christlichen Liebe. Moritz Oppenheimer ist aber schon ein

alter Christ, und sollte mich lieben, und mich nicht aus der Achtung der Menschen herauszulächeln suchen.

Grüßen Sie mir Onkel Henry recht herzlich.

Und nun leben Sie wohl! Es ist gut, daß ich Ihnen nicht sagen kann, wo ein Antwort von Ihnen mich treffen würde; Sie sind um so eher überzeugt, daß dieser Brief Sie in keiner Hinsicht belästigen soll. Er ist bloß ein Seufzer. Es ist mir leid, daß ich diesen Seufzer nicht frankieren kann, er wird Ihnen Geld kosten — wieder neuer Stoff zu Klagen. Adieu, teurer, guter, großmütiger, knickriger, edler, unendlich geliebter Onkel!

129. An Eduard von Schenk.

Florenz, den 1. Oktober 1828.

Diesen Morgen um 7 Uhr bin ich hier angelangt, und mein erstes war, nach der Post zu eilen — und da finde ich keinen Brief von meinem lieben Schenk. Zum Glück ist die Post hier auf dem Markt, und der Markt von Florenz ist der herrlichste und interessanteste Anblick, den nur ein Mensch finden kann. Die Altertümlichkeit, die bedeutungsvollen Statuen, die hohen Arkaden, die Großartigkeit, dabei dennoch überall der Hauch altflorentinischer Grazie, überall Blüte des Medicäertums, und gar oben im Palast Uffizi die griechischen Götterwohnungen! Ich will Ihnen freimütig gestehen, im Boudoir der medicäischen Venus vergaß ich Schenk und seinen Brief. Es war aber doch nicht die uralte zusammengeflickte Göttin der Liebe, die mich so gewaltig

erhob, vielmehr waren's die Augen einer Italienerin, die gar andächtig an sie hinaufsah — ich glaube, die alten Götter werden in Italien noch immer angebetet.

Ach, Schenk! die Seele ist mir so voll, so überfließend, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längste und göttlichste Zeit verweilte, habe ich schon zur Hälfte ein Buch geschrieben, eine Art sentimentaler Reise. Sie und Immermann habe ich mir meistens als Leser gedacht, und wenn ich die ersten Kapitel nächstens im „Morgenblatt" abdrucken lasse, so werden Sie sehen, wie ich Immermann *abzufinden* gewußt habe. Ich muß bei diesem Wort laut auflachen, um so mehr, da ich weiß, Sie verstehen es nicht. Doch wozu Ihnen etwas verbergen, da es mir das größte Vergnügen macht, es Ihnen schon jetzt zu sagen! Ja, lieber Schenk, Sie werden wohl Ihren ehrlichen Namen zu diesem Buche hergeben müssen, ohne Pardon wird's Ihnen dediziert. Doch seien Sie nicht in Angst, es wird Ihnen auch erst zum Lesen gegeben, und es wird viel Artiges und meist Sanftes enthalten. Ich muß Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Gesinnungen geben, Sie haben's um mich verdient, Sie gehören zu den Wenigen, die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu sichern, und so wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Bayern wird es Ihnen einst danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will sie gern zum Guten anwenden.

Und nun weiß ich, in eben diesem Moment macht Schenk ein verdrießliches Gesicht, und zwar über sich selbst. — Nein, seien Sie außer Sorge, ich habe freund-

schaftliche Phantasie genug, um hundert Ursachen zu erdenken, weshalb ich keinen Brief von Ihnen vorfand. Und vielleicht trage ich selbst die Schuld, Sie haben vielleicht zu der Zeit, wo ich Ihnen schrieb, daß ich hier sein würde, mir die Ausfertigung des königlichen Dekrets nicht anzeigen können, und glaubten, ich würde jetzt nicht mehr in Florenz sein. Die Erwartung Ihres Briefes hat mich nun freilich bestimmt, einige Zeit hier zu bleiben, nämlich bis ich Brief von Ihnen habe. Dies ist kein Unglück, Florenz wird mir unterdessen genug Unterhaltung geben. Lieber Schenk, ich weiß, ebensowenig wie ich, sind Sie Freund vom Briefschreiben, aber solange ich nicht la sûreté de la sûreté habe, wie sich Herr von Savigny ausdrückt, solange ich nicht die Ausfertigung des Dekrets habe, lebe ich in einer gewissen Unbestimmtheit, die sehr unbequem ist. Ich habe z. B. bis jetzt noch nicht an Cotta geschrieben; erst wenn ich Ihren Brief erhalte, schreib' ich ihm meinen Entschluß, eine neue Zeitschrift unter meinem Namen statt der „Annalen" Januar vom Stapel laufen zu lassen, alsdann muß ich auch Januar wieder in München sein usw. Sie sehen, es ist nicht bloß meine kindische Eitelkeit, sondern auch die Notwendigkeit, weshalb ich Sie um schleunige Antwort dränge. Schreiben Sie mir poste restante in Florenz. Ich weiß, Sie haben genug zu tun, deshalb verlange ich nur wenige Zeilen. Ihre Tragödien müssen jetzt gewiß schon aus der Presse sein, und da ich sie von Ihnen selbst haben will und an die kleinklatschende Buchhandlung nicht deshalb schreiben möchte, müssen Sie mir das Buch per fahrender Post hierherschicken, ebenfalls poste restante.— Und ich würde noch mehr schrei-

ben, wenn ich nicht von der Nachtreise und von den neuen Eindrücken der Stadt Florenz allzu erschöpft wäre.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gut

Ihrem ganz ergebenen

H. Heine.

130. An Johann Friedrich v. Cotta.

Florenz, den 11. November 1828.

Herr Baron!

Ich hoffe, dieser Brief findet Sie ohne Schnupfen, Husten und ähnlichen Freuden, die jetzt im Lande, wo die Zitronen blühen, ebenfalls ganz besonders gedeihen und noch wohlfeiler, als letzte, zu haben sind. Ich armer Schelm bin jetzt in der Blüte eines Katarrhs, der es nicht ratsam macht, jetzt zurück über die Alpen zu gehen. Ich muß wohl hier überwintern und Ihnen schreiben, statt Ihnen persönlich aufzuwarten.

Damit Sie aber nicht glauben, ich sei in eine Tänzerin verliebt und bliebe deshalb hier und wär' recht hörnisch faul, so habe ich aus meinem italienischen Tagebuch den Anfang ausgearbeitet, d. h. die starken Worte und Kapitel ausgemerzt, so daß das beikommende Mannskript im „Morgenblatte" (und zwar recht bald) abgedruckt werden kann.

Ich habe seitdem in den Bädern von Lucca sehr schöne Tage gelebt, sowie auch in Livorno. Hier bin ich seit sechs Wochen, warte auf Briefe und studiere schöne Künste, wozu auch das Ballett gehört! Ich mache Sie aber nochmals drauf aufmerksam, daß ich in keine Tänzerin verliebt bin, obgleich sich eine solche Liebe sehr gut

mit Schnupfen und Husten verträgt und ein ebenso großes Unglück ist. Im Gegenteil, ich bin fleißig, schreibe sogar ein Buch, lese jetzt Malthus und Bentham, und habe eine neue Strafrechtstheorie aus meinem eignen Kopfe herausgedacht, die Ihnen gefallen wird.

Was die Fortsetzung der „Annalen" betrifft, so weiß ich nicht, was ich Ihnen Bestimmtes drüber sagen soll. Wenn Sie den Wunsch hegen, sie nicht fallen zu lassen, so habe ich mir gedacht, es sei gut, den Titel einigermaßen beizubehalten und nur bequemer zu machen. „Neue Annalen; eine Zeitschrift für Politik, Literatur und Sittenkunde", dies wär' ein Titel, der dem Redakteur die größte Freiheit ließe, ein Titel, der ihm auch gestattet, das belletristische Publikum ins Interesse zu ziehen und diejenigen Materialien, die „Das Ausland" nicht brauchen kann, vollauf zu benutzen. Was die Redaktion betrifft, so gestehe ich Ihnen, daß weder meine politischen Kenntnisse oder vielmehr meine Kenntnisse von der Tagespolitik, noch meine Schreibart mich zum Redakteur eines solchen Journals geeignet machen. Sollten Sie aber dennoch, Herr Baron, ganz besonders wünschen, meinen Namen als Redakteur auf den Titel der „Annalen" zu setzen, so will ich Ihnen darüber meine Gedanken, soweit ich sie selbst kenne, offen mitteilen.

1. Werden immer Ihre Wünsche, wenn ich sie, wie hier der Fall ist, erfüllen kann, mir mehr gelten, als Privatrücksichten, und wenn Sie darauf bestehen, so will ich gern meinen Namen als Redakteur geben, mit der billigen Bedingung, daß Sie alsdann auch für das Journal etwas tun, d. h. ein anständig Honorar aussetzen für Originalaufsätze, Bearbeitungen und Übersetzungen;

ich dächte: für erstere vier Louisdor, für Bearbeitungen zwei bis drei, je nachdem sie mehr oder minder selbständige sind, ein Louisdor für Übersetzungen. Wahrlich, ich denke nicht sehr an Selbstnutzen, aber ich will auch mein sauer erworbenes bißchen Namen nicht einbüßen durch ein schlecht dotiertes Journal.

2. Dr. Lindner hat in der letzten Zeit immer geseufzt, er wünsche von den „Annalen" loszukommen usw. War dieses eine damalige Extrapolitik und haben sich jetzt seine Ansichten geändert, seitdem die Russen bei der Eroberung der Türkei einige Schwierigkeiten finden, so will ich gern noch mit ihm, nach wie vor, die „Annalen" herausgeben, mit der einzigen Bedingung, daß er keine Noten macht. Würde er aber nicht redigieren, so hat er versprochen, dennoch viel für die erneuten „Annalen" zu schreiben, so daß die Lindnersche Politik immer darin einen stehenden Artikel bilden würde.

3. Wenn Lindner aber nicht redigiert, so muß unser Freund Kolb sich des Ganzen annehmen, besonders bis Ende April, wo ich ganz bestimmt nach Deutschland zurückkehre. Es würde mir auch Vergnügen machen, seinen Namen neben dem meinigen als Mitredakteur auf dem Titel zu sehen. Mebold und Hermes haben in diesem dritten Fall ihre Mitwirkung versprochen. Menzel würde, wenn Sie, Herr Baron, ihn noch besonders darum ansprechen, das Seinige beitragen; — und bei gutem Willen dieser Herren würde man monatlich ein gutes Annalenheft liefern können.

Was mich selbst betrifft, so sage ich voraus, daß auf mich in Hinsicht der Beiträge nicht viel zu rechnen ist, und noch weniger in Hinsicht der redaktorischen Be-

triebsamkeit — Kolb und wieder Kolb muß für alles sorgen. — Aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukrieren, und erst späterhin, wenn das Journal einige Zeit in Gang ist, mögen Sie, Herr Baron, selbst bestimmen, was ich Ihnen dabei wert war.

Ich glaube mich bestimmt genug ausgesprochen zu haben, und im letzteren Falle können Sie an Kolb den Inhalt dieses Briefes mitteilen, und ich will noch besonders einige Zeilen an ihn schreiben.

Hoffentlich hat mich Lindner schon wieder bei der Frau Baronin Cotta hinlänglich entschuldigt, warum ich ihren freundlichen Anforderungen für den „Damenalmanach" nicht Folge geleistet. Ich habe direkt nicht schreiben wollen, gab lieber an Lindner den verdrießlichen Auftrag, und lief fort nach Italien. Ich hatte keine Muße, Poetisches zu schreiben, wenn ich nicht die Badezeit versäumen wollte. Indessen, glaub' ich, hat Herr Köchy in Braunschweig, den ich dazu aufforderte, eine Novelle für den Almanach eingeschickt, und ich habe eine ungewöhnlich gute Meinung von ihm. Hat ein Herr Detmold von Heidelberg aus etwas für das „Morgenblatt" geschickt, so bitte ich, es eines baldigen Abdrucks zu würdigen; er ist ein ausgezeichneter Kopf. — Der Kunstbaron Rumohr hat mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, daß er das besprochene Romanfragment nicht ins „Morgenblatt" schicken würde. Ich sehe ihn selten, er kann mich nicht ausstehen, ich liebe ihn ebenfalls nicht sonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundschaft zwischen uns aufkommen. Zuletzt sah ich ihn im Foyer der mediceischen Venus, als er eben dem Kronprinzen von Preußen als Cicerone diente. Ich bin mit diesem

Fürsten mehrmals solcherart zusammengetroffen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, ihn zu sprechen und mich ihm zu empfehlen für den Fall, daß ich mal unter seiner Regierung auf die Festung käme. Es ist seltsam, beim Anblick von Kronprinzen denken wir immer an das Böse, welches sie einst tun können, und nicht an das Gute, welches sie wahrscheinlich tun werden. Der Mensch fürchtet immer mehr, als er hofft, und so fürchte ich, dieser Brief wird zu lang, und ich schließe.

131. An Rahel Varnhagen von Ense.

Berlin, den 1. April 1829.

Frau von Varnhagen!

„Wenn ich gar so großen Wert darauf legte, daß ich zu Ihnen komme, so wollten Sie mich gar nicht haben." — Dies sagten Sie mir gestern, wenigstens dem Sinne nach, wenn auch nicht mit denselben Worten. Indem ich noch heute morgen darüber nachdachte, mußte ich mir leider gestehen, daß ich seit zwei Jahren von anderen Freundinnen sehr verwöhnt worden bin, indem diese immer froh waren, wenn sie mich nur haben konnten, gleichviel unter welcher Bedingung, gleichviel wie überhoch ich mich selbst schätzte. Es wird gewiß eine geraume Zeit dauern, bis ich besser gewöhnt werde und so tief in meiner Selbstschätzung herabsinke, wie Sie mich brauchen können. Bis dahin werden Sie sich wohl mit ebenso hochgeschätztem Federvolk, das so schnattern kann, wie man es eben braucht und in jeden beliebigen Käfig paßt, behelfen müssen.

Sie werden mich für einen eitlen Mann erklären. Immerhin! Die Folge mag ausweisen, daß ich für ein edleres Interesse meine Privateitelkeit und allen äußeren Schein zum Opfer bringen kann. — Ich verharre, in der Wahrheit meines Herzens, Frau von Varnhagen!

Ihr Freund

H. Heine.

132. An Moses Moser.

Potsdam, den 22. April 1829.

Diese Zeilen haben nur zum Zweck, Dir meine Adresse mitzuteilen. Ich wohne nämlich seit vorigen Freitag hier bei Herrn Witte auf dem hohen Weg Nr. 12.

Ich befinde mich wohl und denke und arbeite. — Ach Gott! wenn ich bedenke, wie wenig ich seit sechs Monaten gedacht und gearbeitet habe, so habe ich gute Gründe, zu denken und zu arbeiten.

Ich sehe hier nichts, als Himmel und Soldaten. Bücher sind hier genug, sowie auch Zeitungen. Ich las gestern, wie auch in Paris ein Dutzend Bühnendichter sich vereinigt, um einen Geniestreich zu machen. Nämlich die Bittschrift an den König wegen der gefährlichen Romantik.

Die Dummheit der Menschen ist immer dieselbe, nur überall modifiziert nach Zeit und Ort. Es gibt keine neue Dummheit unter der Sonne, hätte Salomo sagen können.

Schicke mir meine Briefe, sobald deren für mich ankommen. Ich bitte Dich, frage nach in meinem

vorigen Logis, ob nichts für mich da abgegeben worden. Leb wohl, wahrscheinlich seh' ich Dich nächste Woche. —

Schick mir doch die Bibel, sprich Gans in betreff der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", beweg ihn, mir den Thiers zu besorgen, und wenn Du den Sterne bekommen, so schick ihn mir. Hat die Börsenhalle die ersten Jahrgänge des Globe? und könntest Du sie für mich geliehen bekommen?

Wie befindet sich Frau von Varnhagen?

133. An Friederike Robert.

Potsdam, Mai 1829.

Schöne, generose Friederike!

Wenn man seit 5 Uhr am Arbeitstisch gehockt und über einen Druckbogen geschrieben hat, darf man schon um Mittagzeit müd und dumm sein; um so mehr, wenn man kranken Kopfes ist.

Ich darf aber doch nicht länger zaudern, Ihnen für Ihren letzten Brief zu danken, für diesen wunderbaren Frühlingsbrief, der mich vor Entzücken ins Freie trieb — freilich, die alte Wehmut kam auf ihren eisernen Krücken bald nachgehinkt. — Wir beiden sind noch die zwei besten Schriftstellerinnen Deutschlands! wir können die Herzen von Grund auf bewegen.

Da Sie meine Gedanken kennen, so erraten Sie leicht, was ich jetzt denke. Der Stolz bricht mir den Hals. — Kommen kann ich nicht, wenigstens noch nicht in den ersten Tagen, aus zwei Ursachen; die erste weiß

ich selbst nicht, die zweite besteht aber darin, daß ich Juli mit all meinen Arbeiten fertig sein will — und dann geht's fort, weit, weit fort.

Ein ganz einsamer Robinson bin ich hier nicht mehr. Einige Offiziere sind bei mir gelandet, Menschenfresser. Gestern abend im Neuen Garten geriet ich sogar in eine Damengesellschaft, und saß zwischen einigen Potsdamerinnen, wie Apoll unter den Kühen des Admet.

Vorgestern war ich in Sanssouci, wo alles glüht und blüht, aber wie! du heiliger Gott! Das ist alles nur ein gewärmter, grünangestrichener Winter, und auf den Terrassen stehen Fichtenstämmchen, die sich in Orangenbäume maskiert haben. Ich spazierte umher und sang im Kopfe:

> Du moment qu'on aime, — l'on devient si doux!
> Et je suis moi-même — aussi tremblant que vous.

Das singt nämlich das Ungeheuer in „Zemire und Azor". Ich armes Ungeheuer, ich armer verwünschter Prinz, bin so kummerweich gestimmt, daß ich sterben möchte. Und ach! wer tot zu sein wünscht, der ist es schon zur Hälfte. Mein großes humoristisches Werk habe ich wieder beiseite gelegt, und mache mich jetzt aufs neue an die italienische Reise, die den dritten Teil der „Reisebilder" füllen soll, und worin ich mit allen meinen Feinden Abrechnung halten will. Ich habe mir eine Liste gemacht, von allen denen, die mich zu kränken gesucht, damit ich, bei meiner jetzigen weichen Stimmung, keinen vergesse. Ach, krank und elend wie ich bin, wie zur Selbstverspottung, beschreibe ich jetzt die glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauscht von Übermut und

Liebesglück, auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte, und große, wilde Taten träumte, wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer des Abends am Herde von mir erzählen sollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden, seit dem Tode meines Vaters! jetzt möchte ich auf so einer fernen Insel nur das Kätzchen sein, das am warmen Herde sitzt und zuhört, wenn von berühmten Taten erzählt wird.

Ich bin so niedergeschlagen, so zusammengedrückt, so beengt — ach, ich möchte ein Kätzchen sein! Grüßen Sie mir Mimi. — — Auch Ihren Hauskater lasse ich herzlich grüßen; ebenfalls alle Nachbarschaftskatzen. Auch Varnhagens. Leben Sie wohl, und behalten Sie lieb Ihre kleine Freundin

H. Heine.

134. An Heinrich Stieglitz.

Potsdam, den 20. Juni 1829.

In Beantwortung Ihres lieben Briefes bekenne ich ganz freimütig, daß ich unter meinen Papieren keine Gedichte finden konnte, die denen, die ich in früheren Jahren geliefert, an Wert gleich kämen, und daß ich Ihnen deshalb gar nichts zu Ihrem Almanach gebe, was ich auch schon früherhin ganz bestimmt dem Moritz Veit wissen lassen.

Glauben Sie nur nicht, daß ich dies aus kläglicher Bescheidenheit sage; vielmehr erstolzt mich das Bewußt-

sein, daß ich selbst jetzt mehr wert bin als meine Verse; vielleicht ist das ehrliche Bekenntnis, warum ich nichts zum Almanach gebe, viel mehr wert als das beste Gedicht, das ich sonst wohl machen konnte. — Ich bitte Sie auch, erschrecken Sie mich nicht mehr durch allongeperückliche Titulaturkurialien; ich habe es besonders um die Mitjugend nicht verdient, wie ein alter Hofrat angeredet zu werden.

135. An Johann Friedrich v. Cotta.

Potsdam, den 7. Juli 1829.

Indem ich Ihnen beiliegend etwas Italienisches, wie Sie zu haben wünschten, für das „Morgenblatt" schicke, spreche ich die Hoffnung aus, daß Sie nichts Anstößiges drin finden mögen, indem es das Gemäßigtste ist, was ich geben kann und ich deshalb schon gegen die geringste Verstümmelung protestieren muß. Ist der unverkürzte, unverkümmerte Abdruck nicht möglich, so bitte ich mir das Manuskript unter Varnhagens Adresse zurückzuschicken. Im dritten Fragmente kommen Namen vor, die ich allenfalls gegen Anfangsbuchstaben zu vertauschen bereit wäre. — Sie, Herr Baron, den ich so sehr liebe und dem ich so ungern mißfallen möchte, dürfen mir beileibe meine Unnachgiebigkeit in den geistigsten Interessen nicht mißdeuten. Ich finde jetzt, daß es oft darauf abgesehen ist, mich zu beschränken und zu avilieren, und ich muß mich daher männlicher zu verhärten suchen, als mir eigentlich selbst lieb ist. Von Schenk

habe ich bis jetzt keinen Brief erhalten und nur meine Gutmütigkeit hält mich noch davon ab, hierin eine Beleidigung zu sehen ...

136. An Moses Moser.

Helgoland, den 6. August 1829.

Da eben ein Schiff nach Hamburg abgeht, kann ich nicht unterlassen, Dir einige freundliche Grüße nach dem Kontinent hinüberzuschicken. Ich habe mich, nach einem kleinen Seesturm, glücklich hierhergefunden, wo ich mich wohl und heiter auf dem roten Felsen ergehe. Ich befinde mich in der Tat recht wohl und heiter. Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erst, unsäglich elend gewesen, als ich mich in Berlin befand; Du hast gewiß darunter leiden müssen. Ein melancholischer Freund ist eine Plage Gottes. Hoffentlich treffen Dich diese Zeilen in vollem Wohlsein. Schreib mir hierher: an Dr. H. H. bei Brother Nikkels in Helgoland in der Nordsee.

Alle Okeaniden lassen Dich grüßen. — Ich wünschte, Du sähest mal das Meer; vielleicht begriffest Du die Wollust, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fisch mit heißem Blute und schwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fisch auf dem Lande. Auch die Seehunde lassen Dich grüßen. Eine weiße Möwe, die ich gestern kennen lernte, läßt sich erkundigen, ob Gans' sein Buch fertig ist? Leb wohl, es gibt wenig Papier auf Helgoland.

137. An Johann Gustav Droysen.

Helgoland, 6. September 1829.

Anbei erhalten Sie das versprochene Buch, das mehr Kunde gibt von den Schmerzen des Herrn Verfassers als von dem Geiste, womit er sie ertragen. Entschuldigen Sie die Versäumnis. Zufällig hatte ich das Buch von Hamburg mitgenommen, und ich schicke es Ihnen jetzt von Helgoland, wo ich seit sechs Wochen lebe und mir von den Meereswellen den Leib und die Seele heilen lasse.

Es waren viele Berliner hier; die Nordsee war gleichsam von Berlinern überschwemmt. Ich aber pflog mit niemandem Umgang außer mit einer kleinen Engländerin, einigen Seemöwen, den Wolken und dem Tacitus.

Grüßen Sie mir in Berlin die Victoria auf dem Brandenburger Tor, sowie auch den Palazzo Bartholdy; der Stadträtin lasse ich mich ehrfurchtsvoll empfehlen; mit etwas weniger Ehrfurcht grüße ich Fräulein Fannys schöne Augen, die zu den schönsten gehören, die ich jemals gesehen. Die dicke Rebecka ja, grüßen Sie mir auch diese dicke Person, das liebe Kind, so lieb, so hübsch, so gut, jedes Pfund ein Engel.

Dann suchen Sie auch einige meiner schönsten Grüße an Raumer nach Pommern zu spedieren; als Gegengruß erbitte ich mir ihn selbst oder wenigstens ein halb Dutzend pommersche Gänsebrüste. Sagen Sie ihm, es zöge mich wieder nach Italien, ich hätte zuletzt wieder alle Liebeskraft vergeblich vergeudet, vergeudet an den

berechnenden Verstand, an die leibhaftige, schön gerundete Prosa, mein Herz sei jetzt leer, mein Kopf dumpf und nur die Nase noch voll Orangenduft. Fragen Sie ihn, ob er mit mir über die Alpen gehen will. Nach Berlin käme ich so bald nicht zurück. Meine Adresse sei H. H., abzugeben bei Hoffmann & Campe, Buchhandlung in Hamburg. Auch Sie, Kleiner, können mir unter dieser Adresse schreiben. Was machen die erbrechtlichen Hefte? Leben Sie wohl und noch besser als wohl. Ich umarme Sie.

138. An Karl Immermann.

Hamburg, den 17. November 1829.

Guten Morgen, lieber Immermann!

Ich habe Ihnen nichts zu sagen, als was die ganze Welt weiß, nämlich, daß gestern abend Ihr Trauerspiel, bei gutbesetztem Hause und gutem Spiel, mit dem würdigsten Beifall aufgenommen wurde.

Zum ersten Male seit sechs Monaten war ich wieder im Theater, in Gesellschaft lieber Damen, deren Lippen allerliebst aussahen, als sie das Lob Immermanns aussprachen.

Heute habe ich Kopfschmerzen, da das Theater, und besonders wenn ich ein ganzes Stück ansehe, mich immer angreift. Aber dafür war ich gestern desto gesund glücklicher!

Gestern morgen habe ich den Grafen Platen ausgepeitscht und gestern abend Karl Immermann applaudiert. Zu ersterem Geschäfte, das erst zur Hälfte ge-

diehen, habe ich doch endlich gehen müssen, hab's lang genug aufgeschoben, und ich selbst war ebenso wie die anderen sehr neugierig, was ich tun würde. Sie, Immermann, haben den Richter gespielt, ich will den Scharfrichter spielen oder vielmehr recht ernsthaft darstellen. Der „Oedipus" hat in Berlin nur Unwillen erregt; desto mehr wird er hier von einer gewissen Clique, die mit dem Grafen steißlich einverstanden ist, sehr goutiert. Sein Leibfreund Rumohr, der große Koch, der die ganze Suppe eingerührt, ist gestern arriviert, und ich bin gefaßt auf die jämmerlichsten Machinationen. Ich sprach ihn zuletzt in Italien, und zuerst von ihm erfuhr ich, daß Platen eben durch eine Xenie von Ihnen so sehr in Harnisch gekommen. Ich kann vor lauter Lachen nicht schreiben. Unglückliche Xenie, sie hat mich ins Verderben gestürzt! Hätte ich Zeit, ich würde Ihnen die schrecklichsten Vorwürfe machen! Aus Rache soll Ihnen der dritte Teil der „Reisebilder" dediziert werden, und ich denke Ihnen das Buch in vier bis fünf Wochen zu schicken. Ich hatte Ihnen freilich ein besseres Buch zugedacht, aber ich darf diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Ihnen eben das Buch zu präsentieren, worin die Spolia opima des großen Champion der Klassizität enthalten sind. Ich spreche im Ernst, ich hatte Ihnen etwas Besseres zugedacht — aber das Zeitgemäße hat auch seinen Wert. Übrigens ist das Buch zahm geschrieben, nicht im mindesten demagogisch, sogar gut russisch, was jetzt so viel ist wie ultra-preußisch. Wenn es mir möglich, besuche ich Sie nächstes Jahr. — Durch den Tod meines Vaters war ich lange trübsinnig, und erst jetzt komme ich allmählich wieder in

bessere Stimmung. Ich bleibe noch einige Monate hier. —

Ihren „Friedrich“ habe ich mit Entzücken gelesen. Er ist mir unendlich lieber, als der „Hofer“, den ich, so hoch ich ihn verehre, dennoch am wenigsten unter Ihren Stücken liebe.

Gestern abend freilich gefiel er mir besser, als bei der Lektüre; als ich ihn las, kam es mir vor, als sei er in gedrückt krankhafter Stimmung geschrieben. Köstlich machten sich gestern abend die Tirolerlieder, während in der Ferne geschossen wurde. Lenz hat gut gespielt, Schön-Elsi vortrefflich. Der letzte Akt, poetisch der schönste, war theatralisch der schwächste. Bis zum vorletzten Akt erhielt sich im Publikum die atemschöpfende Erwartung, die herzklopfende Spannung; aber der letzte Akt enthielt keinen theatralischen Reiz und einen wohlbekannten Ausgang. Er hat daher weniger zugesagt, als die früheren Akte. Ich will jetzt das Stück nochmals lesen, und nächstens sage ich Ihnen mehr darüber. — Meine Adresse ist: Hoffmann & Campe. Es freut mich, daß Campe Ihre sämtlichen Schriften herausgibt. Je n'y ai pas nui. — Sämtliche Redakteure Cottascher Zeitschriften sind mir feindlich, im „Morgenblatt“ verstümmeln sie meine Aufsätze aufs schändlichste. Der alte Cotta selbst ist sehr brav. Einige Abende vor meiner Abreise von München, als ich ihm sagte, daß in seinem Verlage das Platensche Pasquill erschiene, sagte er mir, daß ich es mir von seinen Leuten geben lassen solle. Es hätte mir nur ein Wort gekostet, und der Druck wäre unterblieben. Aber ich lehnte es ab, wie Sie wohl denken können.

Leben Sie wohl, herzinnig wohl. Ich liebe Sie sehr, denke täglich an Sie. Empfehlen Sie mich Gut- und Gleichgesinnten. Alle Damen, die Ihnen lieb sind, umarme ich; ich erlaube Ihnen — nämlich à distance — alle Damen, die ich liebe, ebenfalls zu umarmen.

139. An Karl Immermann.

Anbei, lieber Immermann, mein Buch, dessen zweite Hälfte etwas wert ist, da ich darin zum erstenmal versucht habe, einen Charakter leben und sprechen zu lassen; es ist dies Stück, „Die Bäder von Lucca", nur Fragment eines größeren Reiseromans, den ich Ihnen vielleicht nächsten Herbst vollendet schicke. Dies soll mich auch decken gegen die mögliche Beschuldigung, daß ich Ihnen nichts Ausgezeichnetes dediziert. Wenn mal das Ganze gedruckt wird, wird auch der Herr Graf, wie sich gebührt, aus dem Buche hinausgeschmissen. Sein anonymer Aufsatz: „Aus dem Tagebuche eines Lesers" bewog mich, ebenfalls ein Motto von ihm selbst zu nehmen. Ich habe diesen Wurm jetzt so tief durchschaut, er ist mir so bestimmt aufgegangen in all seiner Misere, daß ich ihn nur noch wie ein eignes Werk der Phantasie betrachte; ich könnte gleichsam jetzt die Platenschen Werke fortsetzen, und sogar alles selbst schreiben, was er noch gegen Sie und mich vorbringen wird. Nicht gegen ihn habe ich Groll, sondern gegen seine Kommittenten, die ihn mir angehetzt. Ich sah den guten Willen, daß man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Tor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rück-

sichten und Verhältnisse halber schonen wollte. Mein Leben ist so rein, daß ich ruhig erwarten kann, daß man allen Skandal gegen mich aufwühle. Ich war so mäßig, daß ich keinen Skandal auftischte, daß die wenigen Personalnotizen, die ich gab, nur das Literarische erklären sollten. Der Dieb, der in Odense im Zuchthause sitzt — ist ein Graf Platen. Während Platen bei Cotta wedelte, schrieb er an Schenk, daß Cotta ihn verhungern lasse, daß man etwas bei dem König für ihn tun müsse, daß er ja doch nicht lange leben könne, er sei in der Auflösung. Zu jener Zeit beschwor mich Beer, gegen Schenk nichts Nachteiliges von Platen zu sagen, weil von Schenk die Königliche 600=Guldengnade abhinge — ich sprach zu seinen Gunsten, ich stimmte Madame Cotta für ihn, ich tat noch mehr, was ich jetzt verschweigen muß — und zu derselben Zeit schrieb der Elende den „Ödipus". Ich weiß, er haßte Schenk und Beer ebenfalls, weil er glaubte, daß wir Drei (lachen Sie nicht!) ihm die Münchener Lorbeeren, die nur ihm gebührten, abweideten! Gegen mich aber trat sein Haß ins Wort, um so freier, da ich zufällig nicht der Minister bin, und um so stärker, da er dem Minister noch schmeicheln mußte. Und, heiliger Gott! welcher Bassesse der Schmeichelei ist solch Auswürfling der Adelskaste fähig! Ich weiß Greuel, die ich nicht dem Papier zu vertrauen wage.

Sein Groll gegen Sie hat minder persönliche Anlässe. Er empfiehlt sich nur dadurch einem Bund von Pfäffchen, Baronen und Päderasten, der verbreiteter und mächtiger ist, als man glaubt. Lachen Sie nicht, ich spreche so ernst wie eine Bildsäule: die Päderasten sind dienende Brüder, Mittelglieder in dem großen

Bunde der Ultramontanen und Aristokraten. Warum man eigentlich so erbittert gegen Sie ist, weiß ich nicht; aber man ist es. Die literarischen Erscheinungen, worüber Sie Ihr Befremden aussprachen, sind keine Zufälligkeiten. Menzel gehört vielleicht gar nicht zur Kongregation, aber er macht ihr die Cour.

Wie es hier mit Ihrem „Hofer" gegangen, kann ich nicht begreifen. Den fünften Akt ausgenommen, ist das Stück mit großem Beifall gesehen worden. — Glauben Sie nur nicht den Korrespondenten in den Blättern, die alle gegen das Stück sind, ihm Poesie genug zuschreiben, aber eben deshalb behaupten, es sei nicht für die Bühne. Lebrun, den ich deshalb sprach, sagt auch, das Stück habe nicht mißfallen, im Gegenteil; so auch Zimmermann hat nur von Beifall gehört. Es ist läppisch, von solchem Parterregeklätsche zu sprechen. Ich verachte das ganze Theater. — Die hiesige Primadonna ist vorgestern Pietistin geworden, hielt gestern schon Betstunden, und hat der Direktion anzeigen lassen, daß sie in keinen sinnlichen Opern mehr auftreten würde. Sie heißt Kraus-Wranitzky. —

Was Uchtritz betrifft, so haben Sie recht, und ich habe unrecht. Aber warum darf ich denn kein Unrecht haben? Auf der Leiche Platens sitzend, gestehe ich ganz ruhig mein Unrecht gegen Uchtritz, der nur privatim einiges Harte verdient hatte. Es ist mir lieb, ihn doch mit Namen nie genannt zu haben, und bei nächster Auflage soll alles auf ihn Bezügliche wegfallen. — Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde selbst, wie Napoleon, der immer sehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! — C'est

a guerre! Es galt kein scherzendes Turnier, sondern Vernichtungskrieg, und bei aller Besonnenheit kann ich die Folgen meines Buches noch nicht überschauen. Ich schrieb es unter schlechten Umständen, und der Ton der Indifferenz, der vielleicht drin ist, entstand durch Kontrast — ach, ich salbadre. Ich wünsche, daß die Art, wie ich bei Platen die Päderastie behandelt, Ihnen nicht ganz mißfalle. Es galt Mäßigung im Tone. Hätte ich erzählt, daß er . . . ., so würde man mir Leidenschaftlichkeit zugemutet haben. So mußte ich die Wahrheit selbst verschweigen, um glaubwürdig zu bleiben. . . . Desto bestimmter war ich in Hauptsachen.

140. An Moses Moser.

Hamburg, den 30. Dezember 1829.

Ich wünsche Dir Glück zum neuen Jahre, und, um mich kurz zu fassen, wünsche ich Dir alles, was mir fehlt. Dazu gehört in diesem Augenblick auch Gesundheit.

Meine Schreibsaumseligkeit entstand dadurch, daß ich Dir zugleich mit einem Briefe auch den dritten Teil der „Reisebilder" schicken wollte. Doch da dieser die Presse verließ, fast noch ehe er geschrieben war (irländischer Bull), so hatte ich kaum Zeit, das kaum geheftete Exemplar auf die Post zu schicken — und nun gar versäumte sie mein Bursche. Doch jetzt wirst Du das Buch erhalten haben. Du mußt mich bei Lehmann und Zunz vertreten, daß ich ihnen nicht, wie früher, das Buch geschickt, es geschah aus dem natürlichen Grunde, weil mein diebischer Verleger mir früherhin 24 Freiexemplare, und diesmal nur zwölf gegeben hat. Du mußt daher

den Freunden Dein Exemplar leihen zur vorläufigen Lektüre.

Da Du in Deinem wohlverschanzten Kontor keine Idee von den giftigen Pfeilen hast, die seit Jahr und Tag gegen mich heimtückisch geschossen werden, so erlaube ich Dir immerhin, die strenge Gerechtigkeitspflege, die ich gegen den Grafen Platen ausgeübt, zu mißbilligen. —

Ich wünsche, daß Dich das Buch durch teilweises Amüsement für die Ennui der Lektüre entschädige; spätere Bücher mögen imstande sein, manche Herbheiten darin als notwendig nachzuweisen. — Da dieses Buch schon vor der Geburt seine kompetentesten Feinde hatte, deren Umtriebe ich bereits sehe, so wünsche ich, daß Du die Freunde, die für die öffentliche gute Aufnahme des Buches etwas tun können (namentlich Gans), dazu aufforderst, und zwar bedürfte es der schleunigsten Tätigkeit. Die Natur des Buches erklärt diese Bemerkung. Will der junge Veit die Güte haben, etwas Kritisches darüber zu schreiben, wie er mir versprach, so bitte ich ihn, es bald zu tun, und wenn keine dortige Redaktion solches bereitwillig ist zu drucken, so bitte ich ihn, es mir selbst zu schicken. Es ist Krieg, und Du wirst sehen, wie sehr ich der Beihilfe bedarf. Auch an Lehmann mußt Du in meinem Namen solche Bitte vortragen. — Was Dich selbst betrifft, so bin ich zufrieden, wenn Dir, in Deiner idyllischen Kontorruhe, das ferne Waffengeräusch nicht gar zu unangenehm in die Ohren tönt. Verzeih mir, lieber Moser, daß ich meine Feinde totschlage, die mich totschlagen wollten. — Ich denke Dich bald wieder zu sehen. — Das Wetter ist das einzige, was mich vom Reisen abhält. Meine Adresse ist Dr. H.

bei Witwe B. Heine, geb. von Geldern, Neuer Wall Nr. 28, Lit. D. in Hamburg. Bei dem Überfluß an Namensgenossen, deren sich diese Stadt erfreut, bedarf es solch ausführlicher Adresse. —

Leb wohl, und laß die Ritzen an dem Fenster, wo Dein Pult steht, mit Baumwolle verstopfen, die Zugluft ist bei jetziger Witterung schädlich. Ich habe Zahnschmerzen — folglich darfst Du im Scherze selbst 50 % Ernst annehmen.

141. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 3. Januar 1830.

Lieber Varnhagen! Der Kopf dumpf, die Brust voll widerwärtigem Schmerz, von tausend Verdrießlichkeiten umringt, schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wie trübe beginnt dieses Jahr, wie beängstigend — könnte man nur der Zeit entlaufen, wie man einem Ort entläuft. Ach, ich muß dies ganze Jahr ausdauern, ehe ich zu 1831 gelange!

Seit meiner Rückkehr aus dem Bade lebte ich hier zurückgezogen, und schrieb und druckte zugleich an dem dritten Bande der Reisebilder, der Weihnacht plötzlich gedruckt erschien, noch ehe ich es selbst merkte. Durch die Hast meines Verlegers ist das Buch fast noch naß verschickt und ausgegeben worden. Um nicht mit der Übersendung später zu kommen, habe ich Ihnen ein kaum geheftetes Exemplar geschickt und behalte mir das Recht vor, sobald ich nach Berlin komme, es den frühern Bänden gemäß binden zu lassen. Durch Moser schickte ich das Exemplar und wünsche, daß Ihnen Kapitel XXIX

bis XXXI nicht zu schwach erschienen sei. An wen ich bei der Abfassung dachte und auf wessen Beifall ich zunächst rechnete, werden Sie gleich merken. Hiernächst wünsche ich, daß die „Bäder von Lucca" Ihnen mit ihren Gestalten gefallen mögen. Mein Hyacinth ist die erste ausgeborene Gestalt, die ich jemals in Lebensgröße geschaffen habe. Sowohl im Lustspiel wie im Roman werde ich dergleichen weitere Schöpfungen versuchen. Hier ist wieder ein Narr, der sich für den Marchese Gumpelino ausgibt und Mordjo schreit und fatale Sprünge macht.

In betreff Platens bin ich Ihres Urteils am begierigsten. Ich verlange kein Lob, und weiß, daß Tadel ungerecht wäre. Ich habe getan, was meines Amtes war. Mag die Folge sein, was da will. Anfangs war man gespannt: was wird dem Platen geschehen? Jetzt, wie immer bei Exekutionen, kommt das Mitleid, und ich hätte nicht so stark ihn treffen sollen. Ich sehe aber nicht ein, wie man jemand gelinder umbringen kann. Man merkt nicht, daß ich in ihm nur den Repräsentanten seiner Partei gezüchtigt; den frechen Freudenjungen der Aristokraten und Pfaffen habe ich nicht bloß auf ästhetischem Boden angreifen wollen, es war Krieg des Menschen gegen Menschen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daß ich, der Niedriggeborene, den hochgeborenen Stand etwas schonen sollte, bringt mich zum Lachen — denn das eben trieb mich, ich wollte so ein Beispiel geben, mag entstehen, was da will — ich habe es den guten Deutschen jetzt gegeben.

Rumohr war seitdem hier und hat in seinen Kreisen viel Unheimliches gegen mich angezettelt. Er ist seit

14 Tagen nach Lübeck zurückgereist, nachdem hier sein Plan, auf einem Gartenhaus bei Hamburg ein Künstlerserail anzulegen, gescheitert ist. — Einige hannövrische Platen dröhnen schon in der Ferne.

Dazu kommen häusliche Verdrüsse, Ärger über meinen Verleger. — Mißverstehen Sie mich nicht, meine Not ist teils literarisch, teils für meine persönliche Sicherheit, teils für meine Zukunft, indem ich sehe, wie man mir überall das Wasser abgräbt. Ich bemerke Ihnen dieses alles, weil ich Sie fragen will: soll ich nach Berlin kommen? Die dortigen Platen, womit man mir droht, daß sie eine Kabinettsorder des Königs gegen mich bewirken könnten, fürchte ich nicht; auch fürchte ich nicht die Injurienprozesse, die ich dort etwa bestehen könnte — sondern ich weiß nicht: ist der Standpunkt eines Privatisierers in Berlin überhaupt für mich günstig, läßt sich dort etwas für die Zukunft erlangen? Ich will ruhig und arbeitsam dort leben. Ich möchte in Ruhe bis zur Sommerzeit dort einige Bücher ausarbeiten, nachher wieder ins Seebad reisen, und mich in Berlin domizilieren. Ich muß einen Halt haben gegen den Süden, wo ich alles in die Schanze geschlagen. Ach! Sie wissen nicht, wie viel Opfer mir es gekostet, ganz rücksichtslos zu schreiben. — Ich bitte sobald als möglich um Ihre Antwort.

Was meine literarische Not betrifft, so werden Sie mir da leichter helfen können. Sie haben von jeher unaufgefordert so viel für meine Bücher getan, daß Sie jetzt, wo es sich um meine persönlichsten Interessen handelt, gewiß nicht untätig sein werden. Ich bitte Sie diesmal, suchen Sie die öffentlichen Stimmen für mich

zu gewinnen, es tut wahrhaftig not. Sagen Sie an Gans, daß er diesmal für mich ins Feld müsse. Robert wird wohl seiner Selbsterhaltung wegen das Seinige tun; er ist mir Dank schuldig. Ich glaube jetzt nicht, daß Platen noch die Absicht hat, gegen mich zu schmähen, nachdem er gesehen hat, wie man ihn fassen kann. Ach! welch Übel ist der Krieg! Man ist hier allgemein gespannt, was Platen tun wird. Ich glaube er wird vom hohen Pferd herab gräflich vornehm über mich verächtlichen Zwerg herabphrasen, wie auf Immermann im „Tagebuche eines Lesers", das ich ihm ohne Umstände, als von ihm herrührend, auf den Kopf zusprach. Es hilft ihm aber nichts, er hat geschimpft, und i c h habe jedes derbe Wort vermieden, suaviter in modo; fortiter in re. —

Meine Freundin Frau von Varnhagen wage ich kaum in diesem Brief voll Nöten grüßen zu lassen. Jedoch in dem Momente, wo ich ihren Namen ausspreche, werde ich heiter, wohlgestimmter, fast lachend munter — ja, grüßen Sie sie dennoch herzlich, recht lieb herzlich von mir. Sagen Sie ihr, daß ich ihr alles sagen lasse, was ich seit sechs Monat gedacht habe; was das aber ist, das kann sie sich selbst denken. Leben Sie wohl und bleiben Sie freundgütig

Ihrem Freunde

H. H e i n e.

142. An J. H. Detmold.

Hamburg, den 15. Januar 1830.

Lieber Detmold! Wo stecken Sie in der Welt? Dieser Brief ist die Taube, die ich aus meiner Arche, aufs

Gradewohl entlasse, um mir Nachricht von Ihnen zu bringen. Aber ich kann ihr kein Ölblatt mitgeben; rund um mich her ist Krieg, wegen meines dritten Teils der Reisebilder. Wollen Sie das Schwert für mich ziehen? Schreiben Sie mir bald, wo Sie sind, und ob Sie noch leben. — Seit ich Sie in Heidelberg sah, habe ich wunderliche fata erlebt. — Mein Bruder ist in der Türkei, wohlbestallter Stabsarzt in Adrianopel, wo er den Russen Beine abschneidet und den Türken Hörner aufsetzt. — — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir gleich Ihre Adresse.

143. An Karl Immermann.

Hamburg, den 3. Februar 1830.

Ihr „Tulifäntchen" liegt seit zehn Tagen auf meinem Tische (ich glaube nicht, daß Sie dieses ungerne hören, obgleich Sie mich nicht besonders dazu berechtigt, es zu lesen), und ich würde Ihnen schon vor acht Tagen darüber geschrieben haben, wenn ich nicht so halb und halb Brief von Ihnen erwarten konnte oder erwarten wollte. Aber jetzt drängt mich Campe, Ihnen zu schreiben; ich sprach ihm gestern von der Freude, womit ich Ihr Gedicht gelesen, und daß ich nur einige Kleinigkeiten daran auszusetzen hätte. Dies, wollte er nun, sollte ich Ihnen schreiben, und in der Tat, lieber Immermann, ich habe zu sehr die innere Verpflichtung, Ihnen die Wahrheit zu sagen, als daß ich Ihnen etwas verschweigen dürfte, was Ihnen vielleicht mißfallen könnte. Ich will den bitteren Tadel vorausschicken; ich tadle an

„Tulifäntchen" einige Longeurs, und dann hie und da das Metrische. Beides ließe sich leicht verbessern, ersteres durch Streichen, das andre durch einige Wortversetzungen und Vertauschungen einiger Worte. Die metrischen Mängel bestehen nämlich darin, daß die Worte und die Versfüße immer zusammenklappen, welches bei vierfüßigen Trochäen immer unerträglich ist, nämlich wenn nicht just das Metrum sich selbst parodieren soll, was im „Tulifäntchen" oft Ihre Absicht ist. Sie verstehen; ich meine, daß da, wo das Wort sich endet, auch immer der Versfuß (—◡) sich bei Ihnen endigt. Wie leicht läßt sich dem meistens abhelfen! Mit einer einzigen Partikelveränderung wird der metrischen Einförmigkeit einer ganzen Strophe abgeholfen. Wollen Sie nun das Gedicht, was Sie gewiß schnell genug geschrieben, nochmals in solcher Hinsicht durchsehen? Die zweite Durchsicht wäre gewiß Gewinn. Oder wollen Sie, daß ich es für Sie in solcher Hinsicht durchgehe und Ihnen dann einige Veränderungen vorschlage, die Sie dann nach Wohlgefallen annehmen oder abweisen können?

Haben Sie noch das Brouillon des Gedichts?

Ich habe Campe ersucht, das Gedicht noch zur Ostermesse zu bringen (welches nicht seine Absicht zu sein schien, da er es an Zimmermann gegeben, welcher dergleichen monatelang behält, und dem ich es, da er es nicht las, abnahm), und um jenem Wunsche zu entsprechen, verlangte Campe, daß ich Ihnen gleich schreibe. Ich erwarte daher umgehend Antwort von Ihnen. Lassen Sie sich nicht davon abhalten, im Fall Sie mir Ihre Meinung in betreff meines letzten Buches noch vorenthalten möchten und deshalb nicht schreiben. Ach, lieber

Immermann, ich würde es Ihnen sogar nicht verdenken, wenn Sie jetzt nur die Schattenseite jenes Buches sähen und es Ihnen mißfiele.

Dazu kommt noch das Schweinekonzert der Angestochenen, die jetzt grunzen, quieken und quirren; das könnte einen leicht verwirren, wenn man nicht seiner Sache sicher wäre. Lieber, trauen Sie mir diesmal und meiner Ruhe. Vertrauen Sie diesmal nur meiner Einsicht, ich habe drei Monate nachgedacht über das, was ich tun wollte, und ich tat nur, was die eiserne Notwendigkeit verlangte. Man klagt mich an der leidenschaftlichen Übereilung. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: „Der arme Heine, der arme Immermann!" — Das Mitleiden war nicht zu ertragen. — Noch eins — ich will Sie bestechen — als ich in München zuerst hörte, daß der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill schreibe, sagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), daß ich ihn dafür züchtigen werde, selbst wenn er mich darin verschont. — Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich selbst betrafen, etwas getan, und wenn ich diesmal das Stärkste tat, so geschah es, weil dieses oder gänzliches Schweigen notwendig war.

Doch, ich bin froh, meine Freunde in Berlin, besonders Varnhagen, der besonnene Varnhagen, gibt mir recht, und obgleich hier ein Rest platonischer Liebenden und alle Sottisen gegen mich von hier ausgehen, so hat mein Buch hier die enthusiastischsten Zustimmer, darunter auch, ganz unbedingt, unsern Freund Zimmermann. Doch, ich verließ ein lieberes Thema, nämlich unser liebes „Tulifäntchen", den kleinen Helden, den epischen Kolibri. Er ist durch und durch poetisch, besonders das vorletzte

Kapitel gehört zu den hängenden Blumengärten der Feendichtung. Einheit des Tones, Drolligkeit der Beiwörter und Wortbeugungen überall, süße Drolligkeit und Anmut überall durchlauernd. Es ist ein Epos, worin die Formen des Heldengedichtes zum Spaß angewendet werden und sich allerliebst mit den Elementen des Kindermärchens vermischen, die mit naivem Ernste darin laut werden.

144. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 4. Februar 1830.

Heute, lieben Freunde, habe ich Ihnen Wichtiges zu schreiben, das Wichtigste, was mich jetzt bewegt, nämlich, ich muß Ihnen für Ihren letzten Brief danken. Ihr Stillschweigen hatte mir schon viel Sorge gemacht und ich fühlte, daß Ihr Schweigen mir mehr Gram machen könnte als das Schreien aller Feinde, die sich in diesem Augenblick gleichsam das Wort gegeben haben, gegen mich loszubrechen. Ich lasse mich freilich von solchen Feinden und ihrer Wut nicht irre machen — ebensowenig wie ich mich bei der Güte und Großmut meiner Freunde selbst täuschen will. Ja, lieber Varnhagen, ich fühle es tief, daß Sie aus Edelmut mich jetzt nicht tadeln und nicht ebenfalls über mein letztes Buch den Stab brechen. Dafür danke ich; das will ich nie vergessen. Keiner fühlt es tiefer, als ich selbst, daß ich mir durch das Platensche Kapitel unsäglich geschadet, daß ich das Publikum, und zwar das bessere, verletzt — aber ich fühle zugleich, daß ich mit all meinen Talenten nichts Besseres hervorbringen konnte, und daß ich dennoch — coûte que

coûte — ein Exempel statuieren m u ß t e. Der National-servilismus und das Schlafmützentum der Deutschen wird sich bei dieser Gelegenheit am glänzendsten offen-baren. Ich zweifle, ob es mir gelungen, das Wort „G r a f" seines Zaubers zu entkleiden. Die Satis-faktionsfrage kommt schon aufs Tapet. — Sie erinnern sich, daß ich von Anfang daran dachte — gleichviel, ich hab' es in solcher Vorsorge so toll gemacht, daß dem Grafen mehr daran liegen müßte, von mir Satisfaktion zu bekommen, als mir von ihm. Die Macht der Ver-hältnisse soll diesmal ein Lustspiel werden; dann wieder die Klage: ich hätte getan, was in der deutschen Literatur unerhört sei. — Als ob die Zeiten noch dieselben wären! Der Schiller-Goethesche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die R e v o l u t i o n tritt in die Literatur, und der Krieg wird ernster. Vielleicht bin ich außer Voß der einzige Repräsentant dieser Revolution in der Literatur — aber die Erscheinung war notwendig in jeder Hinsicht. Ich glaube nicht, daß ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel Nachfolger haben werde, denn der Deutsche ist von Natur servil, und die Sache des Volkes ist nie die populäre Sache in Deutschland. Doch, hier läßt sich nichts vorausbestimmen — jeder tue das Seinige. Frei-lich glaubt jeder seine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräsentiert. — Ich sage das, weil ich in der Platenschen Geschichte auf keine Bürgerkrone Ansprüche machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser Sorgen entstanden

aus dem allgemeinen Zweikampf. Als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platenschen Satire durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben Gift getränkt manuskriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und andere haben immer, wenn sie wie ich angegriffen wurden, christlich geduldet, klug geschwiegen — ich bin ein anderer, und das ist gut. Es ist gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rücksichtslos und schonungslos für sich und für andere Vergeltung übt. Genug davon. — Daß Sie und Frau von Varnhagen krank sind oder wenigstens leiden, hat mich sehr betrübt; ich bin ebenfalls in schlechter Gesundheit und weiß noch nicht, wann ich nach Berlin kommen kann. Frau von Varnhagen küsse ich die Hände, und ich kann ihr versichern, daß die Angst, die mir ihre Krankheit vorigen Winter einflößte, noch nicht aus meinen Gliedern ist. Ich hoffe, Sie beide bald zu sehen. Ich würde an Gans selbst schreiben, wenn ich seine Kompromittierungstalente nicht kennte.

Von Ihrer Schwester werden Sie wohl ein bischen Brief erhalten haben; sie läßt Ihnen durch mich einen sehr langen Brief prophezeien. Ihre Kinder sowie auch Dr. Assing befinden sich ganz wohl. — Und nun leben Sie wohl und wenn es Zeit und Lust erlauben, schreiben Sie mir b a l d u n d v i e l; Ihre Briefe haben immer

etwas, was mich stärkt und hebt und im Wollen befestigt. Ich bedarf solchen geistlichen Zuspruchs jetzt mehr als je. — Ich bin

mit Freundschafts-Ergebenheit

H. Heine.

145. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 27. Februar 1830.

Lieben Freunde! In diesem schändlichen Ultrawinter, wo jeder honetter, liberaler Mensch krank war, habe auch ich sehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Besserung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blütigeln, spanischen Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen lassen. Ich warf viel Blut, und da ich aus der Literaturgeschichte wußte, was dergleichen bei Versiferen zu bedeuten hat, so wurde ich ängstlich und habe mir aus Angst alle poetischen Gefühle und noch viel mehr alles Protestieren streng untersagt. Mit der Poesie ist es also aus; hoffentlich aber werde ich deshalb um so prosaisch länger leben. In jener kranken Zeit hat mir auch Ihr und Frau von Varnhagens letzter Brief recht wohl getan; denn wenn auch meine Buchangelegenheiten, insofern wie sie zur Publikumsache werden, mich im Grunde wenig affizieren, so haben sie doch in Privatverhältnissen manches hervorgebracht, oder bringen's noch hervor, was mir viel crève coeur verursacht. Alle meine Verhältnisse verschieben sich aufs unleidlichste, und da noch nicht alle Folgen meines Buches zur Erscheinung gekommen, so kann ich vielleicht erst diesen Sommer meine eigne Stellung in der Welt begreifen. Nichtsdesto-

weniger bin ich die Ruhe selbst; ja, ich möchte jetzt einen Ausdruck auf mich anwenden, den ich einst für Sie, Herr von Varnhagen, erfunden habe: die Ruhe ist meine größte Leidenschaft. — Daher mögen Sie auch sicher sein, daß ich gegen die Angriffe, die ich meines Buches halber noch erwarte, nichts Öffentliches schreiben werde. Verläumdet man und lügt man noch stärker als ich es zu ertragen vermag, so lasse ich mir die Hände binden, damit ich nichts schreibe. Sollte Platen öffentlich wieder gegen mich etwas schreiben, so soll es von Ihnen abhängen, ob ich antworten werde, und was und wie. — —

Für den „Konversations-Blatt"-Artikel danke ich nochmals; Sie sind der einzige, der sich in dieser tristen Not ganz praktisch meiner annimmt — ich habe alles, was ich dabei empfinde, in diesen Worten angedeutet. —

Ich wiederhole, daß ich im ersten Momente Ihren Stil bei jenem Artikel nicht erkannt, nur bei näherer Betrachtung kamen mir die Feinheiten ganz wohlbekannt vor. Ich lese jetzt den vierten Band von Goethes und Schillers Briefwechsel, und wie gewöhnlich mache ich Stilbeobachtungen. Da finde ich wieder, daß Sie nur mit dem frühesten Goethe, mit dem Werther-Goethe, Ähnlichkeit im Stil haben; Ihnen fehlt ganz die spätere Kunstbehaglichkeit des großen Zeitablehnungsgenies, der sich selbst letzter Zweck ist. Er beherrscht seinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abründung, Helldunkel, Perspektive der Zwischensätze, mechanisches Untermalen der Gedanken, dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Männlichkeit. Es ist noch immer meine fixe Idee, daß mit der Endschaft der Kunstperiode auch das Goethentum zu Ende geht; nur unsere ästhetisierende,

philosophierende Kunstsinnzeit war dem Aufkommen Goethes günstig; eine Zeit der Begeisterung und der Tat kann ihn nicht brauchen. Aus jenem vierten Briefsammlungsteil sah ich klar, wie ingrimmig er die Revolution haßte, er hat in dieser Hinsicht ungünstig auf Schiller eingewirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitaristokraten gemacht hätte. Vgl. seine Verhöhnung Posselts, Campes, des Bürgerdiploms, das Schiller aus Frankreich erhielt usw.

Entschuldigen Sie mein wirres Schreiben, mein Kopf ist so matt; sonst würde ich auch vieles an Frau von Varnhagen sagen, an Frau von Varnhagen, die für die Wahrheit gekämpft, gelitten, gestritten und sogar gelogen hat. — Wie ergötzt mich jede Zeile, die sie schreibt!

Grüßen Sie mir Robert und seine Frau, der ich dieser Tage schreiben will. Ich lasse sie bitten, noch ehe sie Brief von mir erhält, mir nochmals einige Zeilen zu schreiben; ich will's ihr in besseren Zeiten schon gedenken. — Wie lang ich hier bleibe, weiß ich nicht; was ich jetzt beginne, weiß ich auch nicht, kurz, ich weiß gar nichts. Ich glaub' aber auch nicht, daß andere viel mehr wissen.

Leben Sie wohl, recht innig herzlich wohl, so gut es Ihnen nur möglich ist, und behalten Sie mich lieb und wert.

146. An Varnhagen von Ense.

Wandsbeck, den 16. Juni 1830.

Schönes Wetter erharrend, bereite ich mich wieder zu einer Badereise nach Helgoland, und diese Zeilen

sollen dazu dienen, mir baldigst einige Nachrichten von Ihnen, lieben Freunde, zu erwerben; ich lebte die letzten Monate so isoliert, daß ich um so dürstender wünsche, etwas von Ihren jetzigen Zuständen zu erfahren. Wenn Ihr Brief (die Adresse bleibt dieselbe) mich nicht mehr hier träfe, so würde er mir auf dem noch isolierteren Meerfelsen Helgoland nicht minder willkommen sein. Für Ihren letzten Brief vom 16. April danke ich Ihnen, sowie auch für die Übersendung des Zinzendorfs, der mir so unbequem entgegentrat, wie manche verdrießliche Personnage, die uns von einem besten Freund, mit dem triftigsten Rekommandationsschreiben, über den Hals geschickt wird. Ich kann den süßlich vermufften Betgrafen nun ein für allemal nicht ausstehen, und daß Sie ihn so gut equipiert haben, verdrießt mich noch am meisten. Er mischt sich in eine Gesellschaft besserer Gefreundeten, die auf meinem Sofa Platz genommen, nämlich die Helden des Evangeliums, des Thiers, der englischen Revolution, Memoiren u. dgl. und da spielt er eine dämische Rolle. Warum sollen wir den Pietisten nicht die Schilderung ihrer Heroen selbst überlassen? Mögen die Kreuzluftvöglein zusehen, wie weit sie mit ihrem frommen Gepiepe reichen, ob sie mit all ihrer Liebe, Demut, Gläubigkeit eine gute Biographie hervorbringen können. Nicht einmal das Notwendigste, nämlich den Schreibstil, würden sie erschwingen, denn letzterer ist nicht ohne Vernunftübung entstehbar: Zinzendorf selbst würde nicht so gut schreiben können, wenn er nicht nebenher ein bißchen Filou gewesen wäre. Seine blinden Dûpes werden nimmermehr einen vernünftigen Stil schreiben können. — Ich ärgere mich, daß Sie Zeit und

köstliches Darstellungstalent an das Unersprießliche verschwendet. Laßt die Toten ihre Toten begraben, und die Stillen ihre Stillen beschreiben. Ein gutschreibender Herrnhuter ist aber gewiß ein Heuchler; und in der Tat, die ganze Konstitution jener leidigen Sekte ist eine Beförderungsanstalt für Heuchelei und Lüge. So weltdicht verschlossen gegen Lust und Freiheit konnte das Zinzendorfsche Gebäude nicht sein, als daß nicht die äußeren Einflüsse der Umwelt alle erdenkliche Lügen darin erzeugen mußten.

Stilistisch habe ich wieder viel gelernt an Ihrem Buche, und die gleichzeitige Lektüre des 31. und 32. Bandes der neuen Ausgabe Goethes gab mir zu manchen Betrachtungen Anlaß. Daß Goethe sich darin, mehr als je, von dem bestimmten Artikel (der, die, das) entfernt, nämlich ihn fühlbarlichst ausläßt, daß er neue Formen des Unbestimmten ausprägt (der unbestimmte Artikel „ein" in ängstlicher Anwendung gehört dazu), daß er ferner eine konventionelle Gesellschaftssprache für die Deutschen begründet und somit manchem fühlbaren Mangel abhilft, dergleichen und mehr der Art trat mir entgegen und nahm meine Beobachtung in Anspruch. Das letztgenannte Streben finde ich auch bei Ihnen, lieber Varnhagen; doch allzu bestimmtes Wollen hält Sie von der vorher erwähnten Unbestimmtheitssucht wohltätigst entfernt. (Ich habe diesen Morgen schon viel geschrieben, wo sich die Goethesche Superlativität beständig in meine Perioden drängte — so ansteckend ist eine Schreibgrimasse!)

Als Retourware kann ich Ihnen in sechs Wochen die zweite Auflage des ersten Bandes der „Reisebilder"

schicken. Die Veränderung, die ich drin vornahm, ist gewiß ein Zeugnis meiner inneren Demut und meiner Liebe für das Bessere; ich habe nämlich unter den 88 Liedern der „Heimkehr" diejenigen ausgeschieden, die den Schwachen im Lande als anstößig erscheinen könnten, und ersetzte sie aufs tugendhafteste; die folgenden spanischen Romanzen und die grellen Jamben unterdrückte ich ganz; in der „Harzreise" habe ich ebenfalls alles Allzuherbe ausgemerzt; und somit den gewonnenen Platz mit der zweiten Abteilung der Seebilder gefüllt. Das Buch gewinnt dadurch an Symmetrie und Präsentierbarkeit. Im zweiten Bande werde ich die mangelnden Seebilder und „Berliner Briefe", die ich wegschmeiße, durch Darstellungen aus England, so Sie schon kennen, ersetzen. Im dritten Bande wird auch der Graf herausgeschmissen, und somit, denke ich, werden die „Reisebilder" ein respektables Standwerk. Mein Genius bedroht mich freilich mit einem vierten Band — ich weiß noch nicht, ob ich mich in solch Schicksal christlich ergebe. — Die Notiz im „Korrespondenten" über einen Platenschen Prozeß habe ich selbst befördert, als ich hörte, daß ein Graf Fugger in Berlin die Plateniana in solcher Hinsicht betreibe. Die Noblesse hat Geld zusammengeschossen, weiß aber noch nicht, was sie damit anfangen soll. Es wäre mir erwünscht, wenn dergleichen Volk einmal in corpore gegen mich aufträte und die 13 Bühnendichter-Dummheit gegen mich losließe.

Leben Sie wohl, behalten Sie, Frau von Varnhagen, mich besonders lieb und teuer. Ich liebe Sie beide sehr — habe aber nicht genug Papier, um zu sagen wie.

147. An Charlotte Embden.

Helgoland, 28. Juli 1830.

Obgleich eine freundschaftliche Korrespondenz mir sehr sauer wird, und ich Dir gar nichts zu schreiben habe als daß ich Dich liebe, so kann ich doch nicht umhin, Dir einige Zeilen ins Bad zu schicken. Ich habe Dir wirklich nichts anderes zu sagen, als daß ich Dich liebe, und zwar sehr stark. Ich denke sehr oft an Dich, täglich 25 Stunden lang, und mein größter Wunsch ist, daß die Reise Deine Gesundheit herstellen möge. — Ehrlich gestanden fühle ich dabei immer auch die Angst, daß Dein Temperament Dich verleiten könnte, Deinen Zustand und den Zweck der Reise zu vergessen, und Dich solchen Aufreitzungen hinzugeben, die Deine Gesundheit noch verschlimmern würden. Ich hoffe Du bist gescheit genug, bei vorkommenden Anlässen, an Dich selbst und Deine Kinder zu denken. Vermeide nur abendliche Gesellschaften, werde nur nie heftig, sei geduldig und so heiter wie möglich. — Nur in solcher Stimmung wirkt das Bad. —

Du siehst, ich gebe Dir gute Regeln — aber ehrlich gestanden, ich selbst, der in ähnlicher Lage bin, befolge leider keine davon. —

Ich kann mich der trüben Stimmung, die mich hier belastet, keineswegs erwehren, und lebe im gesellschaftlichen Leben, das mir nie gut tut, schwatze zu viel, denke zu viel, esse zu viel, habe viel Gesumm und Geklopf um die Ohren und meine Kopfschmerzen sind in ihrer besten Blüte. Ich bin jetzt drei Wochen hier und bleibe vielleicht noch drei Wochen länger. — Hamburger sind

wenig hier, unter diesen die Schröder, wir speisen zusammen, kutschieren den ganzen Tag auf der Nordsee herum, und ich kann sie gut leiden, — aber Dich liebe ich doch tausendmal mehr, ja, millionenmal mehr! — Ich umarme Dich und hoffe Dich bald wiederzusehen. Ich will den Herbst in Deiner Nähe zubringen, da meine Arbeiten mir selten in die Stadt zu kommen erlauben. — Was es dort besonders en famille neues gibt, weiß ich nicht, da meine Mutter nichts schreibt. —

Lebe wohl, ich küsse Dich schriftlich und nächsten Monat küsse ich Dich mündlich. —

Antwort brauchst Du mir nicht zu schreiben. Nächste Woche schreibe ich an Immermann, und werde noch einen Brief für Dich bei ihm einlegen. Du kannst daher bei Deiner Ankunft in Düsseldorf bei dem Regierungsrat Immermann fragen lassen, ob er nicht einen Brief für Dich hat. — Lebe wohl, süße Frau, und behalte mich lieb.

148. An Karl Immermann.

Helgoland, den 10. August 1830.

Lieber Immermann!

Täglich das Briefschreiben aufschiebend, muß ich mich jetzt in aller Eile zum Schreiben entschließen, da das Schiff, womit ich diese Zeilen befördere, in einigen Stunden absegeln will, und ich mich mit Schrecken erinnere, daß ich vor vier Wochen an meine Schwester nach Ems schrieb, bei Ihrer Reise nach Düsseldorf sollte sie noch bei Ihnen einen Brief von mir vorfinden. Ich

hoffe, daß Einlage nicht zu spät eintreffe, und bitte Sie, solche bei Vorfordern an meine Schwester zu übergeben. Ich kann nicht umhin Ihnen zu bemerken, daß letztere, Frau von Embden, unsäglich von mir geliebt wird, daß ich ihr mit zärtlichen Gefühlen, wie sie bei Brüdern selten sind, zugetan bin, und daß ich jede Freundlichkeit, die Sie dem lieben Wesen Gelegenheit hätten zu erzeigen, weit inniger und dankbarlicher empfinden werde, als das, was mir selbst erzeigt wird. Die junge Dame ist leider sehr krank. — Mit meiner Gesundheit sieht es dies Jahr besser aus und ich bade hier zur Befestigung derselben.

Leider habe ich, außer der allgemeinen Weltgeschichte, noch so viel Privatgeschichten um die Ohren, daß ich die letzten Monate fast in stupider Betäubung zugebracht. Hier sind die Weiber meine Plage. Ich glaube, wenn ich nach Nova-Zembla ginge, würde ich dort von Sängerinnen und Tänzerinnen gemartert werden. Von ersterer Sorte habe ich die eine kaum abgefertigt, als mir die andere schon über den Hals kommt. Wie viel Privat-Bühnenkenntnis ich täglich erwerbe, davon haben Sie keine Idee, lieber Immermann. Ich fürchte, ich gehe am Ende unter die Bühnendichter und werde ein Komödienzettelmensch; freilich, mit dem großen Raupach würde ich um die Herrschaft über Hanswurstchen tüchtig kämpfen müssen —

> Ich komme wegen Deyri,
> Gib, ungetreuer Vormund, Deyri mir!

Der Graf Platen hat mir doch noch viel Zeit gekostet, da man mir mit Prozessen drohte, und ich — der

ich zur Exceptio veritatis entschlossen war — beständig schlagfertig mit Daten und Witzen standhalten mußte. Dergleichen lang im Kopf halten müssen, ist anfangs verdrießlich und hernach ekelhaft. Jetzt erscheint mir das Ganze wie ein literarisches Märchen. — Ihr „Kölnischer Karneval" hat mir viel Unterhaltung gewährt, und ich staune über Ihre Meisterschaft in der Prosa und im epischen Entfalten. Ich will diesen Herbst ebenfalls mal eine Novelle schreiben. Sollen wir gemeinschaftlich einige herausgeben? — Mit Vergnügen sehe ich dem Erscheinen Ihres „Tulifäntchen" entgegen. Als Sie mir auftrugen, dafür zu sorgen, daß das Manuskript Ihnen zurückgeschickt werde, war Campe eben nach Leipzig gereist. Wie sich von selbst versteht, band ich es seinem Geschäftsführer auf die Seele, ihm Ihren Wunsch gleich zu melden; in meiner Gegenwart schrieb er deshalb an Campe — und als dieser nach einigen Wochen zurückkam, wollte er anfänglich von Ihrer Order nichts wissen und gab er vor, das Manuskript zum Druck nach Nürnberg geschickt zu haben.

Ich merkte wohl, daß ein Nücke gegen Sie zugrunde lag, Sie können sich meine Wut denken; in meiner Gegenwart mußte sein erster Kommis erklären, ihm wegen Zurücksendung des Manuskripts gleich geschrieben zu haben, ich sorgte, daß Campe jetzt gleich deshalb nach Nürnberg schrieb; er versprach, wenn schon etwas gedruckt sei, auch wegen der kleinsten Änderung, die Sie wünschen, Kartons drucken zu lassen usw. Ich hoffe, daß sich alles zu Ihrer Zufriedenheit gestaltet. Ihnen damals noch besonders deshalb zu schreiben, verschmähte ich; teils, weil ich mir einbilde, daß Ihr Vertrauen gegen

mich zu groß ist, um mir auch nur die levissima culpa beizumessen, teils auch, weil ich die alten Klagen über Buchhändlermisere nicht wieder und wiederkäuen wollte. Es ist mit diesem Volk nicht fertig zu werden, und da sie alle nichts taugen, so ist bei Veränderungen auch kein Segen. Indolenz und gemeinsames Interesse ist jetzt das einzige, was mich an Campe bindet. Wenn ich mich je von ihm wende, so ist es aus Depit wegen seines Undanks. Genug davon.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, per Adresse meiner Mutter, und bleiben Sie mir gut.

Ihr ergebener Freund

H. Heine.

149. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 19. November 1830.

Lieber Varnhagen! Ich weiß kaum, wie ich es verantworten kann, daß ich Ihnen so lang nicht geschrieben, obgleich ich zwei Briefe unterdessen von Ihnen erhalten. Der erste, den ich zur Naturforscherzeit erhielt, erlabte mich ungemein, da nicht bloß Frau von Varnhagen, sondern auch Sie auf das Menschlichweichste sich darin aussprachen; dies ist das höchste Zutrauen, und ich werde immer dafür dankbar sein, indem ich Ihnen auch meinerseits kein verhülltes Herz zeigen will — Sie sollen es immer sehen mit allen Wunden, ja, mit allen Flecken und unverklausuliert. Ich habe freilich schon erlebt, daß die Freunde nur die Wunden und die Flecken sahen und nicht die Glanzpartien, auf die ich sie nicht besonders aufmerksam machte und deren Kenntnis ich bei ihnen

voraussetzte. — Seit vorigem Frühling habe ich Ihnen nicht geschrieben und habe Ihnen daher mit kurzen Worten nachzuberichten, wie es mir seitdem ergangen, äußerlich und innerlich und wie es mir noch geht.

Wie es Vögel gibt, die irgend eine physische Revolution, etwa Gewitter, Erdbeben, Überschwemmungen, vorausahnen, so gibt's Menschen, denen die sozialen Revolutionen sich im Gemüt voraus ankündigen, und denen es dabei lähmend, betäubend und seltsam stockend zumute wird. So erklärte ich mir meinen diesjährigen Zustand bis zum Ende Juli. Ich befand mich frisch und gesund und konnte nichts treiben, als Revolutionsgeschichte, Tag und Nacht. Zwei Monat badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, war's mir, als verstände sich das von selbst, als sei es nur eine Fortsetzung meiner Studien. Auf dem Kontinente erlebte ich die hiesigen Ereignisse, die einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden konnten. Nichtsdestoweniger, gestört von allen Seiten, unternehme ich es, ein zeitbeförderndes Büchlein, aus schon alten Materialien, auf die Beine zu bringen; ich betitelte es „Nachträge zu den Reisebildern", ich hab' es schon seit 14 Tagen nach Leipzig, wo es nämlich gedruckt wird für Hoffmann & Campe, geschickt, und denke, daß Sie es in drei Wochen sehen. Sie werden sich nicht täuschen lassen durch meine politische Vorrede und Nachrede, worin ich glauben mache, daß das Buch ganz von früherem Datum sei. In der ersten Hälfte sind etwa drei Bogen schon alt; in der zweiten Hälfte ist nur der Schlußaufsatz neu. Das Buch ist vorsätzlich so einseitig. Ich weiß sehr gut, daß die Revolution alle

sozialen Interessen umfaßt, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind. Aber ich habe, zur Festlichkeit, die letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf konsolidiere. Ich selbst hasse die aristocratie bourgeoise noch weit mehr. — Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutschland, wo man stockreligiös ist, die Gefühle in Religionsmaterien zu emanzipieren, so will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geschrei der Frommen bevorsteht, gern ertragen. Ach! trage ich doch noch schlimmere Dinge.

Seit acht Tagen plagen mich Kopfschmerz und Ärger. Im Herzen fühl' ich mich sehr frei und frisch, und denke noch Großes zu tun. Aber täglich verdüstert sich mehr und mehr meine äußere Lage, und die Studien, die mich so stark ergriffen, und obendrein die Weltereignisse haben mich meinen eigenen Angelegenheiten leider mehr entfremdet, als ich gegen mich selbst verantworten kann. Dazu kommt, daß ich manchmal wie mit Blindheit geschlagen war, mich von allen Seiten betrügen ließ. — — Dies alles ist mein Oheim schuld, der mir voriges Jahr noch Holland und Brabant versprach, so daß ich in Geldsachen nicht diffizil war und gern etwas sakrifizierte, literarischer Interessen wegen. Denn in Beförderung dieser letzteren gibt es keinen besseren Verleger als Julius Campe, und wenn es nur irgend möglich ist, behalte ich ihn auch deshalb. Nun stehe ich aber sehr schlecht mit meinem Oheim Salomon Heine, man hat mir von dieser Seite wohl beizukommen gewußt, und ich muß ihn, der wichtigen Gründe wegen, ganz derelinquieren. Ich sehe aber ein, daß ich in so schlimmer Lage auf neue Ressourcen, im N o t f a l l , bedacht sein

muß. Schulden habe ich, einige Bagatellen ausgenommen, jetzt gar keine, bin arbeitsfähiger als sonst. (Wie ich denn, was ich Ihnen nächstens ausführlicher berichte, ein neues Opus, ganz politischer Natur, begonnen.) Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfnisse versenke, vergesse ich mich selbst; am gefährlichsten ist mir noch jener brutale aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir so viel Verachtung gegen den Industrialismus einflüstert und zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja, der mich vielleicht durch allerlei Degout und Depit dahin bringt, das ganze unbequeme Leben mit all seinen plebejischen Nöten zu verlassen. — Ihren materialistischen Arzt habe ich noch nicht gelesen; nächster Tage, wo dergleichen heterogene Lektüre nicht störsam in meine Arbeiten einwirken kann, will ich ihn vornehmen. Von den „Briefen des Verstorbenen" habe ich jetzt, mit Vergnügen, den ersten Teil gelesen. Vorher las ich Ihre Rezension, und wie ich mich denn immer blindlings auf Sie verlassen kann, habe ich in der Vorrede meines Buches jner Briefe auf eine Weise erwähnt, die gewiß zu ihrem Bekanntwerden am förderlichsten ist. Jetzt sehe ich, daß Sie recht haben, und ich bin mit meinem eigenen Lobe ganz einverstanden. Wer ist denn der Verstorbene? Mir können Sie es sagen, der ich ebenfalls tot bin und nur noch durch das Essen und den täglichen Ärger mit der lebenden Welt zusammenhänge. Mein Buch wird Seiner toten Durchlaucht sehr gefallen, mein Demokratismus wird diesen Adligen wenig verletzen, da er nicht, wie die andern, auf seinem Stammbaum zu stehen braucht, um über die ge-

wöhnlichen Köpfe hervorzuragen. Noch besser wird ihm das Religiöse im Buch gefallen. Er hat die Frömmler köstlich gegeißelt.

Leben Sie wohl, ich umarme Sie und unsere teure Rahel, an die ich so oft denke; ich bin die langen Abende immer zu Hause, und wohne in großen, schönen, erinnerungssüchtigen Zimmern. Sie, Varnhagen, der Sie in der Ferne meine Zustände besser überschauen können, als ich selbst, bitte ich nachzusinnen, welche Ressourcen mir für den Notfall offen stehen? Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich, des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transagieren möchte, nicht die preußische Regierung für mich interessieren könnte. Nächstens mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach.

Ihr ganz ergebener
H. Heine.

An Ihre rezensierende Güte bin ich schon so gewöhnt, daß ich fast zu danken vergaß für die Kritik der zweiten Auflage der „Reisebilder". Ich danke aber fühlend.

150. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 30. November 1830.

Lieber Varnhagen! Ich muß meinem letzten Briefe noch einige Zeilen nachschicken, die Ihnen zwar nichts sonderlich Erfreuliches über meine äußeren Verhältnisse sagen können, die Ihnen aber jede Beunruhigung in betreff derselben benehmen sollen. Ich wünschte nur, daß Sie die Sorgen kennen mögen, die mich in mißlichen Stunden beängstigen; Ärger, Ärger über eigne Unbeholfenheit, Fehlgriffe und Dummheit quält mich noch viel mehr als

die positive Not. Sie haben keinen Begriff, wie sich alles Verdrießliche bei mir anhäuft, wie die naßkalten Besorgnisse sich mir ans Herz legen und alle Feuerblumen darin verlöschen machen! In dieser Stimmung habe ich diese Tage noch einen Schluß zu meinem Buche geschrieben — denn mein Verleger, der mein Buch in Sachsen drucken läßt und mir versichert hatte, es ginge dort alles durch die Zensur, kommt plötzlich mit der Nachricht, daß es doch nicht ganz der Fall sei, und ich mußte noch einige Arien einlegen und noch ein Finale schreiben, um 20 Bogen zu füllen. — In der Aufgeregtheit der Zeit und des eigenen Schaffens konnte ich auf meinen eigenen Vorteil nicht wie sonst acht haben, und ich fürchte, ich werde noch mehr betrogen als ich jetzt weiß. Das wird alles vorübergehen, ein neuer Frühling wird kommen, und damit ich ihn dann ganz genießen kann, ungestört, so mache ich jetzt die Frühlingslieder, die dazu gehören. Drei Dutzend habe ich in dieser schlimmen Zeit gemacht, auf Veranlassung eines hiesigen Musikers, der etwas Neues komponieren wollte (A. Methfessel). Ich hoffe sie Ihnen Neujahr mitteilen zu können.

In den „Briefen des Verstorbenen" habe ich mich schon in den zweiten Band hineingelesen, es sind köstliche Dinge drin, die Sage von dem blinden Pfeifer Maurice Adair ist entzückend und sogar meisterhaft geschrieben. —

Können Sie mir die Adresse von Michel Beer in Paris nicht mitteilen? — Grüßen Sie mir recht herzlich die liebe Freundin, sowie auch Roberts. — Hier ist unlängst ein Gedicht gegen die Sonntag erschienen, das bis auf diese Stunde für meine Arbeit gilt; meine Manier

ist aufs absichtlichste nachgeahmt, man hat diese Täuschung aufs geflissentlichste verbreitet, und viele Menschen sind wütend gegen mich — der ich stumm wie ein Fisch verharre. — Sie haben sich seitdem gegen die Autorschaft der verstorbenen Briefe verwahrt — ich habe herzlich gelacht über Ihre Not. Aber ich bitte Sie, lachen Sie nicht über die meinige, sie ist bedenklicher und ich bedarf der Vorsorge, und bald.

151. An Wolfgang Menzel.

Hamburg, den 9. Dezember 1830.

Ew. Wohlgeboren

soll ich nun plötzlich schreiben, um die „Novellen" von A. Lewald, die Ihnen die Verlagshandlung schicken will, zu empfehlen; dieses ist der nächste Zweck dieser Zeilen. Ich wünsche, daß Ihnen das Buch gefalle, daß Sie bald Gelegenheit finden, es zu loben, denn es zeugt von großem Darstellungstalente, und ich habe dem Verfasser ein gutes Prognostikon gestellt. Er wird gewiß ein beliebter Novellenschreiber in Deutschland und zur Beförderung seiner baldigsten Anerkenntnis sollen Sie das Ihrige tun.

Und ist das alles, lieber Menzel, was ich Ihnen zu sagen? Aber Briefe wären doch nicht hinreichend zur Besprechung so mancher Dinge, die ich für Sie und gegen Sie auf dem Herzen habe. Ich will das alles aufsparen, bis ich Sie leiblich wieder fassen kann; denn alle meine Seufzer gehen nach Italien und ich werde ihnen bald in Person nachfolgen und dann verweile ich Ihretwegen einige Wochen in Stuttgart.

Ich gestehe Ihnen, Sie selbst und Ihr persönliches Treiben interessiert mich weit mehr als Ihr literarisches — ja, der gedruckte Menzel wird mir manchmal sehr verleidet, und dann ist es gut, daß ich sehr vernünftig bin und billig und duldsam. Ich muß manchmal seufzen über Ihre Verblendung, Ihre Mißkenntnis der eigenen Interessen, Ihre genialen Widersprüche, es tut mir weh — doch bin ich heute sehr weich gestimmt, und ich will mich in diesem Zuge nicht weiter gehen lassen.

Nur eins muß ich erwähnen — Ihre letzte Behandlung Immermanns: doch bedarf es bei Ihrem Scharfsinn keiner besonderen Auseinandersetzung, wie sehr Sie mich dadurch gekränkt. War das Ihre Absicht, so muß ich über Ihre Verblendung auch die Achsel zucken. Der Himmel weiß, wie wenig mich jede Unbill, die nur mich selbst trifft, verletzen kann. Ich gestatte Ihnen in dieser Hinsicht die freundschaftlichsten Experimente; — ich glaube, es wird Ihnen nicht so leicht gelingen, die Vorliebe, die ich nun mal für Sie hege, abzutöten. Wenn Sie sich gar als Philister verkappen, um mir eins ins Moralische zu versetzen, so muß ich lachen. Ich meine hier Ihren Tadel des Persönlichen in meiner Satire. Just Wolfgang Menzel weiß besser als jeder andere, daß Satire durchaus persönlich sein muß. Und gar meine Hinrichtung Platens! wissen Sie doch sehr gut, daß ich mit den Haaren dazu gezwungen worden und ich nicht für meine Person, sondern für die Ideen, mit denen ich mich identifiziert, gegen den unflätigsten Geburtsdünkel das Schwert ergriffen. Ich hoffe, lieber Menzel, wir werden noch alt zusammen, und Sie werden sehen, wie wenig ich aus Eigensucht handle.

Wenn Sie mal bei freundlicher Muße mir schreiben wollen, und zwar über Ihre persönlichsten Zustände, so wird mich das sehr erfreuen. Ihre Briefe treffen mich sicher mit der Adresse: H. H., Dr. Jur., bei der Witwe Heine, geb. v. Geldern, auf dem Neuenwalle Nr. 28 in Hamburg.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Ihre Frau — ich möchte wohl gern ein Stündchen mit Ihnen schwatzen und lachen.

Ihr Freund

H. Heine.

152. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 4. Januar 1831.

Ich gratuliere zum neuen Jahre und wünsche Ihnen und Frau von Varnhagen die beste Gesundheit.

Ihren Brief nebst der Novelle (den Brief vom 29. Nov.) habe ich seinerzeit erhalten und den guten Rat, wenn auch contre coeur, befolgt. Ich habe mich mit meinem X in erneute Freundschaft gesetzt, um wenigstens bei plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben. Doch betrachte ich dergleichen nur als äußerstes Notmittel, und mein Streben geht dahin, mir à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben, ohne solche kann ich ja doch nichts leisten. Gelingt es mir binnen kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris; wo ich leider eine Rolle spielen müßte, wobei all mein künstlerisches poetisches Vermögen zugrunde ginge, und wo der Bruch mit den heimischen Machthabern konsakriert würde. Ich tue gar keine Schritte, nur von Ihnen er-

warte ich unterdessen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) nichts für mich zu erlangen ist. — Ich will nichts unversucht lassen und mich zum Äußersten nur im äußersten Falle entschließen.

Wenn ich nur Ruhe gewinne, die ich nötig habe, um einige große Bücher, die mir quälend in der Seele liegen, an den Tag zu fördern.

Mein neues Buch soll heute von Harburg (wo es wegen Eisgang sechs Tage schon liegt) anlangen, und ich schicke es Ihnen mit nächster Fahrpost. Wahrscheinlich ist es schon in Berlin, und da können Sie es sich von Ihrer Buchhandlung unterdessen geben lassen, nach Bequemlichkeit aufschneiden, und gegen eins von den Exemplaren, die Sie von mir erhalten sollen, hernach vertauschen. Das Buch ist stärker im Ausdruck als im Ausgedrückten, es ist nur agitatorisch, und ich brauche den Text nicht zu fürchten, wenn man mir was anhaben will. Nur fürchte ich, wird man sich hinter die Klerisei verstecken und das Buch im Namen der Religion zu verrufen suchen. Geschieht das — nun freilich, dann gebe ich die ganze Partitur der großen Oper.

Der Auftrag Ihres Briefes vom 28. Dezember ist besorgt; Frau von Varnhagens liebreiche, unerschütterliche Freundschaft erquickt mir das Herz in diesem Nebelwetter. Grüßen Sie mir Roberts.

Ich bin heute sehr pressiert, sonst würde ich Ihnen heute mehr schreiben; nur das Wichtigste, was mich mehr, als ich auseinandersetzen kann, betrifft, will ich hier noch mitteilen, ja ich glaube, es ist die Hauptveranlassung meines heutigen Schreibens.

Sie wissen, es gibt hier vier Syndici; eines von diesen vier Staatsämtern ist seit einiger Zeit erledigt, und da können Sie wohl denken, daß sich viele melden zu dieser Stelle. Doch ist bis jetzt von Tag zu Tag die Wahl aufgeschoben worden, da unter den Kandidaten keiner ist, der dem Senat angenehm, dessen Hauptaugenmerk dahin geht, jemand zu wählen, der einen populären Namen hätte und eine politische Feder zu führen wüßte (man fühlt schon das Bedürfnis nach Männern). Von mehreren Seiten ist man mich angegangen, mich zu melden, da ich Doctor juris bin und jede Stunde auch, für einige Mark, Bürger werden kann (das sind die einzigen Requisiten). Indessen weiß ich, daß man mich auf keinen Fall wählen würde, und daß es daher in jetziger Zeit mißlich wäre, wenn ich mich auf gut Glück meldete und dem Ridikül einer übergangenen Wahl anheimfiele. Schon droht mir, ohne mein Zutun, dergleichen, und man spricht pro oder kontra, welch Geschick mir bei meiner etwaigen Meldung bevorstände. Da gilt nun ein schlenniges Einschreiten. Mehr noch, als ich auseinandersetzen kann, steht mein persönliches Ansehen hier auf dem Spiel. Man kann keine Gerüchte vernichten, sondern bloß ihnen eine andere Richtung geben, ja, sogar manchmal eine heilsame. Dieses geschähe im vorliegenden Falle, wenn das hiesige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, daß man dem Gerüchte, als nenne man mich unter den Kandidaten der erledigten Syndikusstelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit beilege, daß man meine Wahl als ein Begreifen der populären Bedürfnisse betrachte oder dergleichen. Sie verstehen mich. Und ich wünsche daher, daß Sie, sobald als mög-

l i c h, in solchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung schrieben und Sorge trügen, daß die „Augsb. Allg. Zeitung“ sie als preußische Korrespondenz ebenfalls aufnehme. Ich weiß, ich mache Ihnen Mühe, aber ich kann nicht helfen, die Sache ist für meine Privatinteressen sehr wichtig. Ja, käme solche Korrespondenz hier an, noch ehe eine Wahl geschehen, so könnte ich sehen, ob ich gut täte mich zu melden. Auf jeden Fall wird erleichtert die Berichtigung aus dritter Hand, daß ich mich zu jener Stelle nicht eigentlich gemeldet. Herr Lehmann, ein ehemaliger Seïde von mir, ist der Hauptarbeiter der „Preuß. Staatszeitung“, doch ist er zu sehr mit der Klatschliese Gans befreundet, als daß ich es wagen dürfte mich an ihn direkt zu wenden. Da die Sache von der höchsten Delikatesse ist, so habe ich Sie nicht verschonen können. Mein Freund Rousseau ist Redakteur der „Frankfurter Oberpostamtzeitung“, doch ist er ebenfalls eine Klatschliese, und da ich ihn als Schwächling kenne, so habe ich ihm längst alles Vertrauen entzogen. Die Red. der Allg. ist mir ebenfalls genug befreundet, doch gehen die Sachen dort durch zu viele Hände — kurz, Sie, lieber Varnhagen, erhalten die Mühe aufgebürdet. Sie können auch am besten und zweckmäßigsten jenen Artikel abfassen, der den Eindruck machen muß, daß meine Wahl eine gebührende ist, eine wichtige und für das Publikum angenehme. — Soll etwa angedeutet werden, daß es ein Verlust sei, daß ich dadurch für Preußen, meine Heimat, verloren gehe?

Moser ist Berliner Korrespondent für den „Hamburger Unpart. Korrespondenten“.

Hier behauptet man, Cotta sei bankrott; das wäre sehr traurig.

In mehreren Blättern steht, ich sei Verfasser der „Prima Donna", einer Satire gegen die Sonntag. Es ist, wie sich versteht, zu geringfügig, daß ich diesem Geschwätze öffentlich widerspräche. Ich hoffe nicht, daß man in Berlin mir den Wisch zuschreibt. — Diesen Monat will ich ein Heft Frühlingslieder herausgeben. — Ihre Novelle ist von mehreren Damen mit Anteil gelesen worden. Ich finde mich nicht mehr so davon angezogen wie vor 10 Jahren, obgleich ich jetzt die Behandlung besser zu schätzen weiß. Stoffartige Behandlung, in der Weise der italienischen Novellisten bringt immer, wie auch in Ihrer Novelle, einen eignen Reiz hervor. Es ist vielleicht die schwerste Form; für Sie vielleicht die geeignetste. Memoiren sollten Sie schreiben! Leben Sie wohl, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, die mir täglich im Werte steigt, jemehr Freunde ich aufgeben muß. Ich bin ganz isoliert — und Freunde, die herkommen, besonders aus Paris, erzählen, es hieße, ich stände an der Spitze der deutschen Liberalen. Mein Buch wird den Irrtum noch befördern. Frau von Varnhagen küsse ich die Hand.

153. An W. Häring.

Hamburg, den 17. Januar 1831.

So geht's, lieber Häring; man will ausführlich lange Briefe schreiben und schiebt's auf von Tag zu Tag in Erwartung einer allerbesten Stunde, und da ge-

schieht's, daß man plötzlich etwas mitzuteilen hat, und man muß in der schlechtesten Stunde den kurzgefaßtesten Brief hinkratzen. So geht's mir heute. Einer meiner Freunde, A. Lewald, ersucht mich, Ihnen beikommende Novelle zu schicken, die im zweiten Teil seiner Novellensammlung erscheinen wird. Er wünscht, sie im „Freimütigen" abgedruckt zu sehen, und dieser Abdruck müßte unverzüglich stattfinden. Ich denke, diese Novelle wird Ihnen gefallen und das große Erzählungstalent des Verfassers erkennen lassen. Er weiß zu erzählen und die Figuren zur Anschauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognostikon gestellt, daß er einst in seinem Fache zu den beliebtesten Schriftstellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch seine Arbeiten erst kennen lernen, und das günstige Vorurteil, das ich hege, ist daher keine Parteilichkeit. Ich wünsche, lieber Häring, daß Sie den ersten Band von Lewalds Novellen, der jüngst erschienen, lesen möchten, und wenn Sie im „Freimütigen" eine wirksame Rezension liefern wollten, wär's mir sehr angenehm, da ich selbst bis am Halse in Politik stecke und nichts Ästhetisches schreiben kann. Und doch verdient das Buch eine rasche Empfehlung, wenn solche auch nur das Eine bezweckte, daß der Verfasser einsähe, wie nur die Novelle, und nicht das Theater, woran er seine Kräfte vergeudet, für sein Talent geeignet ist.

Ich schreibe in großer Eile und kann Ihnen, lieber Häring, nur flüchtige Grüße zuwerfen. Mein jüngstes Buch macht hier viel Glück und überall Lärm — vielleicht singe ich bald: Timpe, Timpe, mach dich auf die Strümpfe! Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Robert und alle Freundlichgesinnten. — Ich muß schließen.

154. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 1. April 1831

Lieber Varnhagen! Ich will Ihnen nur sagen, daß ich lebe, zwar just nicht zu meinem Vergnügen wie Frau von Varnhagen es gewiß wünscht, aber ich lebe dennoch. In dieser tollen Zeit ist es schwerer als je Briefe zu schreiben, wenn man nicht just bestimmtes zu sagen, melden, erbitten oder anzubieten hat. Des Weltallgemeinen ist zu viel um es brieflich zu besprechen, das persönlich Wichtige ist wieder zu geringfügig in Vergleichung der großen Dinge, die täglich ohne unser Zutun passieren. Werden die Dinge von selbst gehen, ohne Zutun des einzelnen? Das ist die große Frage, die ich heute bejahe, morgen wieder verneine, und von welcher Selbstbeantwortung immer meine besondere Tätigkeit influenziert, ja ganz bestimmt wird.

Als ich nach dem letzten Juli bemerkte wie der Liberalismus plötzlich so viel Mannschaft gewann, ja, wie die ältesten Schweitzer des alten Regime plötzlich ihre roten Röcke zerschnitten, um Jakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung mich zurückzuziehen und Kunstnovellen zu schreiben. Als die Sache aber lauer wurde, und Schreckensnachrichten, wenn auch falsche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freiheit ihre Stimmen dämpften, schrieb ich eine Einleitung zu einer Adelschrift, die Sie in 14 Tagen erhalten, und worin ich mich, bewegt von der Zeitnot, vielleicht vergaloppiert und — Sie werden der absichtlichen Unvorsichtigkeiten genug drin finden und diese, sowie auch den angstschnellen, schlechten Stil billigst entschuldigen.

Unterdessen schrieb ich noch Tolleres, welches ich in den Ofen warf, als es sich wieder erfreulicher gestaltete. — Was jetzt? Jetzt glaube ich an neue Rückschritte, bin voller schlechten Prophezeihungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen. — Für Ihre freundliche Beantwortung meines letzten Buches meinen nachträglichen Dank. Auch für das „Konversationsblatt". Über den „Salondemagogen" haben andere noch mehr gelacht als ich. Der Witz ist gewiß richtig, aber er kann mir mal den Kopf kosten.

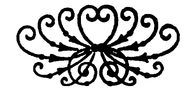
Hier lebe ich noch immer in trübster Bedrängnis. Mit dem besten Willen, sehe ich wohl ein, kann ich die Weisheit der Regierungen nicht für mich benutzen, und es bleibt mir nichts übrig, als mich vor ihren Torheiten zu sichern. — In München geht es schlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jesuiten sakrifiziert, so würde ich ihm jetzt von großem Nutzen sein können, ohne daß meine Prinzipien darunter zu leiden brauchten. Treulosigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieser Seite so sehr irritiert, daß ich die deutschen Polignacs jetzt selbst hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter gestimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptstadt Berlin. Die liberalen Tartüffe dort ekeln mich an. Viel Indignation wuchert in mir. — Genug davon. Sie brauchen auf Briefe an mich nicht meinen Namen zu setzen, sondern nur die Adresse meiner Mutter, die Ihre zierliche Handschrift kennt, und mir die Briefe unerbrochen zukommen lassen

wird. — Leben Sie wohl und bitten Sie Frau von Varnhagen, mir zu schreiben. Roberts grüße ich. Sowie auch Gans gelegentlich. Der Fürst Pückler hat mir nicht geschrieben. Das ist mir leid, sehr leid. Wie geht's ihm? —

Mit voller Seele

Ihr ergebener

H. Heine.





Anmerkungen.

Wer den Beziehungen dieser Briefe und Menschen weiter nachzugehen wünscht, sei auf das ungefüge, aber nicht ersetzte Buch von Strodtmann, H. Heine's Leben und Werke, 3. Aufl. 1884 hingewiesen. — Eine kurze vortreffliche Darstellung gibt Elster im ersten Bande seiner Ausgabe (Leipzig, Bibliographisches Institut). — Den Weg zur gesamten, reichen Heine-Literatur zeigt nunmehr das Verzeichnis einer Heinrich Heine-Bibliothek von Friedrich Meyer, Leipzig 1905, das leider ohne das so notwendige Schlagwort-Register erschienen ist. —

Die Zahlen vor den einzelnen Anmerkungen bezeichnen die Nummer des Briefes. —

Früh hat man den Wert erkannt, den die Briefe Heines für die tiefere Kenntnis und Erkenntnis seines Lebens und Dichtens besitzen. Noch zu seinen Lebzeiten, 1841 und 1842 hat ein Jugendfreund, Friedrich Steinmann, Studentenbriefe des Dichters veröffentlicht, denen in den nächsten Jahren Briefe an Fouqué, Wilhelm Müller und andere folgten. Im Todesjahre, 1856, brachten die Erinnerungen Alfred Meißner's wertvolle Schreiben aus der Pariser Zeit und im folgenden Jahre derselbe betriebsame Steinmann, Wahrheit und Dichtung mengend, „Denkwürdigkeiten und Erlebnisse" aus seinem Zusammenleben mit Heine. Schon vier Jahre später ist er wieder auf dem Plan, nun mit zwei stattlichen Bänden: „Briefe von H. Heine", die neben

wenigem Echten zumeist gewissenlos Gefälschtes einschmuggeln wollen. War so das Bild Heines stark entstellt, so tritt es uns um so reiner und klarer aus den wundervollen Briefen an seinen Freund Moses Moser entgegen, welche Eugen Laur im Folgejahre der Heinegemeinde schenkte. Und wenig später, 1863, hielt der Herausgeber der „rechtmäßigen Original-Ausgabe" von Heines sämtlichen Werken, Adolf Strodtmann, indem er in einer Monatsschrift über zwanzig unbekannte Briefe darbot, gleichsam Vorschau für eine vollständige Sammlung, die den Beschluß seiner Ausgabe machen sollte. In den nächsten Jahren war aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense mehr als ein halbes Hundert Briefe Heines an Varnhagen und die ihm nahe standen bekannt geworden, hatte Hüffer's Sammeleifer die Jugendbriefe an Christian Sethe aufgespürt. Anderes folgte. So konnte 1887 Gustav Karpeles, im Anschluß an eine neue Gesamtausgabe, an eine nochmalige Sammlung der Briefe denken, auf welche die in dem gleichen Jahre begonnene kritische Ausgabe der Werke Heines durch Ernst Elster, die der Ausgangspunkt der modernen Heineforschung geworden ist, vorläufig verzichtete. Seitdem ist Jahr für Jahr, so 1892, eine Fülle von Briefen des Dichters an seine Familie durch seinen Neffen Ludwig v. Embden gesammelt, viel neues hinzugekommen. K. E. Franzos, L. Geiger, Jules Legras, Eugen Wolff und vor allen Elster und Karpeles selbst veröffentlichten bisher unbekannte Briefe, so daß eine neue Auflage der Karpeles'schen Sammlung vom Jahre 1893 sich als eine reich vermehrte darstellte.

Diese zweite Bearbeitung der Ausgabe von Karpeles ist die dankbar benutzte Grundlage der vorliegenden neuen Sammlung von Heines Briefen geworden. Sie hat Vollständigkeit nicht angestrebt, sondern will durch Fortlassen vieles Nebensächlichen ihre hohe Bedeutung für das lebendige Verständnis der dichterischen und menschlichen Entwicklung Heines sowie der Kultur und Litteratur seiner Zeit stärker hervortreten lassen. Auslassungen sind durch Striche bezeichnet. Was die Orthographie betrifft, so habe ich kurz ent-

schlossen die Briefe in unsere moderne Schreibung umsetzen lassen. Wen es gelüstet, die, zumal in der Jugendzeit, recht verwilderte ursprüngliche Orthographie Heines kennen zu lernen, der mag etwa einen der sorgsamen Abdrucke Heinescher Briefe durch Elster, auf die unsere Anmerkungen verweisen, vergleichen. Dagegen habe ich Grammatisches und Syntaktisches, wo nicht offensichtliche Schreibfehler vorlagen, unangetastet gelassen und dabei nach Möglichkeit die ersten Drucke der Briefe zu Rate gezogen.

1 ff. Die Briefe an Sethe hat Hüffer (Aus dem Leben Heinrich Heine's, Berlin 1878 und vorher in der Deutschen Rundschau) zuerst abgedruckt und viel zu ihrer Erklärung beigebracht.

2. Der „arme Levy", dessen Sethe sich annehmen soll, war ein Schulkamerad Heines auf dem Düsseldorfer Lyceum. Auch die Andern, am Schluß des Briefes genannten, sind offenbar gemeinsame Mitschüler. Vgl. auch Hüffer a. a. O. S. 14 ff. „Molly" ist Amalie Heine, die Tochter seines Oheims Salomon. — „befutelt Euch untereinander": befuteln etwa: „bemogeln". —

2. „Rektor Schallmayer": der Leiter des Düsseldorfer Lyceums, das Heine besuchte. — Die französischen Verse sind dem Schluß des 2. Aktes von Voltaire's Merope entnommen. —

3. Die Briefe an Charlotte Heine, verehelichte Embden hat zuerst ihr Sohn Baron Ludwig v. Embden in dem Buche „Heinrich Heines Familienleben", Hamburg 1892, veröffentlicht. Nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen der Eltern und des Onkels den Sohn und Neffen zum Kaufmann auszubilden, durfte Heine Ende des Jahres 1819 die Universität Bonn beziehen. Seine Familie war inzwischen von Düsseldorf zunächst nach Oldesloe in Holstein übergesiedelt und zog später nach Lüneburg.

4. A. W. v. Schlegel war dem Bonner Studenten Heine persönlich nahe gekommen. Er prüfte seine Gedichte und ermunterte ihn zu weiterem Schaffen. Im Sommer 1820 besuchte Heine sein Kolleg über Metrik, das ihn lebhaft anregte. Die in eckige Klammern gesetzten Worte des Briefes, von dem ein Stück abgerissen war, hat Strodtmann im ersten Abdruck (Neue Monats-

hefte für Dichtkunst und Kritik V, 209) ergänzt. Der „Staatsrat", ein scherzhafter Name für Christian Sethe, Bölling war ein Verwandter Sethes, Daniels, Schopen, Steinmann und die beiden folgenden ein „Jude" (Josef Neunzig) ein „Poet" (wie J. B. Rousseau im Freundeskreise genannt wurde) waren alles teils Jugend- teils Universitätsfreunde Heines und Beughems.

5. Die Briefe an Steinmann sind zuerst im „Mefistofeles", Leipzig 1842, veröffentlicht, von wo sie St. mit manchem zweifelhaften Gut in sein Buch „Briefe von Heinrich Heine" Herausg. von Fr. Steinmann, 1. 2. Amsterdam 1861 übernahm. — Herbst 1820 siedelte Heine nach Göttingen über. Die „Tragödie" ist der „Almansor", der zunächst in fünf Akte eingeteilt war. Im „paradiesischen Beul" einem Bonn gegenüberliegenden Dorfe am Rhein hatte Heine einen Teil der Sommerferien 1820 verbracht. — Georgia Augusta ist der Name der Göttinger Universität. „An euch beide": Steinmann und J. B. Rousseau. — A. E. Follen ist ein etwas schwülstiger Dichter der Befreiungskriege. Der „Sonettenkranz" J. B. Rousseaus enthält 8 Sonette an Heine in den „Poesien für Liebe und Freundschaft", Hamm 1823. — Dr. Schulz und sein „Associe" Wundermann waren die Herausgeber des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers, dessen „Unterhaltungsblatt" das Kunst- und Wissenschaftsblatt bildete. — Hundeshagen hielt in Bonn als Privatdozent Vorlesungen über Kunstgeschichte und altdeutsche Litteratur. Die altdeutschen Studien setzte H. in Göttingen bei dem Germanisten Beneke fort.

6. Der Brief an Brockhaus: H. E. Brockhaus: F. A. Brockhaus III, S. 405 f, wo auch über das Scheitern des Heineschen Verlagsangebotes näher berichtet wird.

8. Heine hatte einen Studenten, Wiebel aus Eutin, der ihn beleidigt hatte, auf Pistolen fordern lassen. Da die Sache dem Universitätsrektor hinterbracht wurde, ward H. am 23. Januar 1821 auf ein halbes Jahr relegiert. — „Spieße": studentischer Ausdruck für Geld. — Die „Tragödie" ist der „Almansor". Über die eigenen poetischen usw. Arbeiten Steinmanns vgl. den

Aufsatz Fränkels in der „Allgemeinen deutschen Biographie“. Der „Poet“: J. B. Rousseau. Funcke und Waldeck, der spätere Politiker, gehörten zu Heines intimem Göttinger Kreise.

9f. Die Briefe an Straube hat Elster in der „Deutschen Rundschau“, Februarheft 1906, veröffentlicht und ausführlich kommentiert. — „Lausangel“ Neckname für Straube, wie auch der „Wimmer“ im nächsten Briefe.

10. Elster a. a. O. vermutet, daß Heine sich nicht direkt von Göttingen nach Berlin begeben hat, sondern die Fußreise nach dem Harz, von der er an Steinmann schrieb, mit einem Abstecher nach Oldesloe zu den Eltern und nach Hamburg zu seinem Oheim Salomon Heine verbunden hat. — Das „Männlein mit der Wünschelrute“ ist Straube, der Herausgeber der romantischen Zeitschrift „Die Wünschelrute“. Das Sonett hat Heine später unter die an Sethe gerichteten eingereiht, doch ist es wohl mit Elster als ursprünglich für Straube bestimmt anzusehen. — Vgl. diese Geständnisse von Heines Liebe zu Amalie mit denen im ersten Briefe an Sethe. — „Aqua Tofana“: ein berüchtigter Gifttrank.

11. Ende Februar 1821 war Heine nach Berlin gekommen. — Den „Rheinisch-westfälischen Musenalmanach“ auf das Jahr 1821 hatte Heine wohlwollend im „Gesellschafter“ vom 13. August 1821 besprochen. — Der Almanach für 1822 brachte die Biographie über Heine fast mit den Worten, wie H. hier vorschlägt, nur machte Raßmann aus dem „24 Jahre alt“ ganz entsprechend „geboren zu Düsseldorf 1797“ — ein Zeugnis für das viel umstrittene jetzt aber wohl unumstößliche Geburtsjahr 1797.

13. Müllners „Schuld“: die bekannte „Schicksalstragödie“.

14. Der „Pole“ ist Graf Eugen v. Breza, über den man den zweiten der „Briefe aus Berlin“ Heines vergleichen möge. — Die „Tragödie“ ist der „William Ratcliff“. Bernhard Klein, der Komponist der Oper „Dido“ war mit Heine in Berlin befreundet. — Die „Flegeljahre“ Jean Pauls.

15 ff. Die Briefe an Keller hat Hüffer in der „Deutschen

Rundschau", Bd. 86 (1896), S. 126 ff veröffentlicht und eingehend erläutert.

15. „Hartmann vom Rhein", ein von Keller als Schriftsteller gebrauchtes Pseudonym. — Die Rezension der Gedichte Heine's im Brockhaus'schen Konversationsblatt" in hämischem Tone, hatte Heines Freund Köchy, der dem Dichter gegenüber überhaupt eine sehr zweideutige Rolle spielte und mit dem es schon 1823 zum offenen Bruch kam, zum Verfasser. — „Der Ochs": vgl. die Anm. zum nächsten Briefe. — Die „Cabinets Ordre" bezieht sich augenscheinlich auf den Erlaß vom 9. Dezember 1821, in dem die im Mai d. Js. für den Brockhaus'schen Verlag, erlassene Zensurvorschrift erneut und den Verlag wegen seiner ausgesprochenen liberalen Richtung, einem besonderen Consens unterworfen wurde. Gerade im April 1822, zur Zeit der Abfassung unseres Briefes, traten aber Hardenberg und Fr. v. Raumer für Brockhaus ein, doch nach mancherlei Hin und Her, erst 1823 bezw. 1825 wurde die besondere Beschränkung aufgehoben. —

16. Die „Hochzeitsfeierlichkeiten" gelegentlich der Vermählung der Prinzessin Alexandrine mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin. — „Mein dritter Brief": der dritte der Briefe aus Berlin. „Schlumberg und Stuhr" waren gemeinsame Freunde Heines und Kellers. Stuhr hegte eine leidenschaftliche Liebe eben zu jener Prinzessin Alexandrine, auf die Heine („Letzterer hat sich nicht totgeschossen") anspielt. „Dem Ochs seine Frau", vgl. auch den nächsten Brief, ist die Freifrau Elise v. Hohenhausen, Tochter des Generals von Ochs, die viel aus dem Englischen, besonders Scott und Byron übersetzte. — „Fonk" war der Angeklagte in einem damals vielbesprochenen Prozeß.

17. Einer Einladung des Grafen Breza folgend, besuchte Heine im Spätsommer 1822 die Provinz Posen, die er in dem Aufsatz „Über Polen" schilderte. — „Schottky": (vgl. H's Aufsatz „Über Polen") war Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Posen, lebte später, mit historischen und kunstgeschichtlichen Studien beschäftigt, als Schriftsteller in Prag, München und Trier.

Bedeutsam sind seine Sammlungen österreichischer Volkslieder und seine Studien zum niederösterreichischem Dialekt. — Über die „Ochs“ vgl. die Anm. zum vorigen Brief. „Eduard Gans“, der Gegner des berühmtesten, damaligen Rechtslehrers der Berliner Hochschule, Savignys, war nebst Leopold Zunz und Moses Moser, 1819 Gründer des „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden“ gewesen, von dem in späteren Briefen noch häufig die Rede sein wird und für den Heine im August 1822 als Mitglied gewonnen wurde.

18. Die „Tragödien“ Immermanns: „Trauerspiele“, Hamm 1822. — Die „Papierfenster eines Eremiten“, ebenda 1822, eine „kleine Piece über Göthe und Pustkuchen“: „Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten in der zweiten Potenz. Ans Licht gestellet durch K. J. JEtum“. Münster 1822.

19. Die Maurersche Buchhandlung, die Heines erstes Buch verlegt hatte, war Heine so verleidet worden (vgl. den folgenden Brief an Immermann), daß er einen neuen Verleger suchte, es gelang ihm auch, Dümmler für den Verlag der „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo“ (1823) zu gewinnen.

20. Die „zwei Broschüren“ Immermanns sind die am Schluß der Anm. zu Brief 18 erwähnte und die in Münster 1823 erschienenen „Briefe an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Beilagen.“

24. David „Friedländer“ war ein Schüler Moses Mendelssohns und trat für eine einschneidende Reform des Judentums ein. — Das „idealische Auerbachtum“ ist auf J. L. Auerbach gemünzt, der für Predigt in deutscher Sprache im Tempel eintrat — „Der kleine Marcus“, Ludwig Marcus, den Heine im Kolleg kennen lernte. Vgl. die „Denkworte“ über ihn. Sämtl. Werke (Elster) Bd. VI, S. 111 ff. — „Ein Talles“, Gebetsmantel. — Das „aufgehobene Edikt“: Das Edikt von 1812, welches den Juden in Preußen bürgerliche Rechte einräumte, wurde 1823 zum Teil wieder aufgehoben. — Gohles (Golus): Exil. Friedländer richtete (Berlin 1820) ein Sendschreiben an Elise v. d. Recke: „Beitrag

zur Geschichte der Verfolgung der Juden im neunzehnten Jahrhundert durch Schriftsteller".

25. Die „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" Heines waren im April 1823 im Verlag von Dümmler erschienen.

26. „Freund V.": Varnhagen. — „Bruder der Frau von Varnhagen": Ludwig Robert.

27. Die Briefe an Varnhagen v. Ense, Rahel Varnhagen, Ludwig und Friederike Robert sind zuerst gedruckt in dem Buche von Ludmilla Assing: Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina v. Arnim ... Leipzig 1865. Der vorliegende Brief an Rahel war in ein Exemplar der „Tragödien" eingeschrieben.

31. Die Briefe an Moses Moser sind schon 1862 von Prof. Dr. Eugen Laur (vgl. Zeitschr. f. Bücherfreunde 1892, S. 192) u. d. T.: „H. Heines Briefe an seinen Freund Moses Moser" veröffentlicht worden. — Im Mai 1823 kehrte Heine in das Haus der Eltern zurück, die inzwischen nach Lüneburg gezogen waren. — „Rischeß": Judenhaß. — „Gibbon": Geschichte des Verfalls von Rom. — „Basnage": Histoire de la réligion des juifs . . 1707. — „Lehmann": Josef Lehmann, Herausgeber des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes". „Lulef benscht": lulab (der Palmzweig), über den am Laubhüttenfest der Segen ausgesprochen (jüd.-deutsch: gebenscht) wird. — Talles, der Gebetmantel, Tefillin, die Denkriemen, Kehilla (Kille), die Gemeinde (Karpeles). — „Ganz, Zunz . . ." waren wie Heine und Moser Mitglieder des „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden".

32. Aus den „Briefen an Fr. de la Motte Fouqué", Berlin 1848, S. 119 ff. „Das schöne Lied, womit Sie meine dunkeln Schmerzen verherrlicht" a. a. O. S. 108. Strodtmann in seiner Ausgabe druckt das recht schwache Gedicht in einer Anmerkung ab.

34. Der „Aufsatz über Göthe" ist nicht erschienen. — „Dr. Ulrich": Gymnasiallehrer in Hamburg, der später Heine in

literarischen Blättern befehdete. — „Robert und seine Frau:“ Ludwig Robert, der Bruder Rahel Varnhagens und seine Frau Friederike Robert, geb. Braun.

35. „Die Zeitschrift“ ist die „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums“, die der Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden zu Berlin herausgab. — „Cohen“: Gustav Gerson C., von Beruf Makler, streng orthodoxer Jude und dem Hause Salomon Heines befreundet. — Die „Menos“ war ein Scherzname für Immanuel Wohlwill. — „Das Traumgedicht“: Sämtl. Werke (Elster) I, 125.

37. „Eine ganze . . . Tragödie“: H. plante eine „venetianische Tragödie“, vgl. darüber Karpeles, H. Heine 1899, S. 81 f.

38. Der „Redakteur“ der Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums war Zunz selbst. — „Jostscher Geschichte“: die „Geschichte der Israeliten“, Berlin 1820 ff. — „Die Naturseite der Zeitschrift“: Anspielung auf den Aufsatz von Ludwig Marcus in der Zeitschrift: „Über die Naturseiten des jüdischen Staates“. Vgl. Heines „Denkworte“ auf Marcus. Sämtliche Werke (Elster) Bd. VI, S. 116.

40. Bald nach der Hochzeit seiner Schwester war Heine über Hamburg nach Ritzebüttel gegangen, um in Cuxhaven Seebäder gegen die beständigen Kopfschmerzen zu gebrauchen.

41. „Rühs, Fries . . .“ traten gegen die Emanzipationsbestrebungen der Juden auf.

44. „Kley und Bernays“: Zwei Hauptvertreter der rationalistischen Reformversuche innerhalb des Judentums, ebenso wie „Auerbach“. — „der Schuft Dr. G.“: Dr. Ludwig Gustorf [Kapeles]. „Mein Bruder“: Gustaf Heine. „Mein jüngster Bruder“: Maximilian Heine.

46. Die Briefe an Gubitz sind in dessen „Erlebnissen“, Berlin 1868—69, Bd. II, S. 275 ff enthalten. Dieser Brief ist bei Gubitz augenscheinlich fälschlich als 21. August 1823 datiert. „Ihren Schwager [Joh. Reinhold v.] Lenz“, unter dem Schauspielernamen „Kühne“ bekannt. „Lotz“ ist der Herausgeber der

Hamburger „Originalien". — „Lipke", Berliner Bankier, bei dem Heine die von seinem Oheim ihm bewilligten Geldsummen erhob.

47. „Anselmi" ist ein Pseudonym für Josef Lehmann. „In der dir geschickten Romanze": „Donna Clara", Heines sämtl. Werke (Elster) I, 140. — „Hohenhausen": die Dichterin Elise v. Hohenhausen und ihr Gatte, bei denen H. viel verkehrt hatte.

48. Mit Rudolf Christiani wurde Heine während seines Lüneburger Aufenthaltes sehr befreundet und blieb auch nach seiner Abreise von Lüneburg zunächst in regem Briefwechsel mit ihm (Brief 57 ff.).

49. „Die Macht der Verhältnisse": ein Trauerspiel Ludwig Roberts, wie auch „die Tochter Jephtas". — „die schöne Schwäbin": Friederike Robert, geb. Braun, Ludwig Roberts Gattin. — „ein Gedicht, das Sie durch Mosern zu Gesicht bekommen: „Donna Clara" (vgl. Brief 47). „Varnhagens Zusammenstellung über Göthe": „Göthe in den Zeugnissen der Mitlebenden" 1823. „Friederike": Frau v. Varnhagen. — „Prof. Schütz' dickes Buch . . .": „Göthe und Pustkuchen oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser". — „Die Schrift von Eckermann": „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Göthe".

50. „Nalus": carmen sanscritum e Mahabharata edid. latine vertit . . . Fr. Bopp, 1819. — „Nelkenbrecher": „Taschenbuch eines Banquiers und Kaufmanns . . ." — „Gans' Buch": „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung". — August „Böhringer": ein zu jener Zeit bekannter Improvisator (Karpeles).

51. „H. Anselmi": Pseudonym Lehmanns.

55. „Besorgung des Zeugnisses": des Abgangszeugnisses der Berliner Universität. — „Valmiki": der Verfasser des Rāmāyana. — „Schudras": die unterste Kaste in Indien. — Die „Ehe gandharva": Gans, Erbrecht I, 72: „Die Ehe heißt Gandharva, wenn sie aus bloßer gegenseitiger Neigung ohne weiteres entsprießt".

56. Auf der Reise nach Göttingen hielt sich Heine einige Tage in Hannover auf. — „Grab der schönen Cäcilie": Cäcilie

Tychsen, die von Ernst Schulze, dem Dichter der „bezauberten Rose“ geliebte Tochter des Göttinger Professors, liegt auf dem alten Kirchhof an der Weender Landstraße begraben. — „vide Rühs, Fries“: vgl. den Brief (41) an Moser vom 23. August 1823 und die Anm. dazu. — „Firdusi“: der berühmte persische Epiker. — „Isami“: ebenfalls Epiker. — „Saadi“: vorzugsweise durch Lyrik und Lehrgedichte bekannt. — „Hafi“: der berühmte Verf. d. „Divan“. — „Nisami“: romantischer Epiker. — „Karl Müchler“: Im kleinen Genre des Gelegenheitsgedichtes, des Epigramms, der kurzen Erzählung und als Herausgeber von Almanachen u. s. w. fruchtbarer Schriftsteller (1763—1857). — „Clauren“: Ein seinerzeit viel gelesener Romanfabrikant, der mit Glück auf die niederen Instinkte der Leser spekulierte (1771—1854). — „Auffenberg“: wandte sich, von Haus Jurist, dann Soldat, von Schreyvogel ermuntert, dem Drama zu. Seine vielen Stücke lehnen sich an Schillers Art an (1798—1857). — „Th. Hell“: ebenfalls zunächst Jurist, dann Vizedirektor des Dresdener Hoftheaters, Herausgeber der einflußreichen „Dresdner Abendzeitung“ (1775—1856). — „Laun“: Verf. vieler, namentlich komischer Romane und Erzählungen (1770—1849). — „Gehe“: Jugendfreund Th. Körners, schrieb eine große Reihe heute vergessener Dramen, Romane, Novellen (1793—1850). — „Houwald“: verdankt seinen Ruf hauptsächlich seinen Schicksalstragödien (1778—1845).

57. Die Briefe Heines an Christiani hat Elster 1901 (Bd. 107, 108) in der „Deutschen „Rundschau“ veröffentlicht und eindringend erläutert. — Im Januar 1824 verließ Heine Lüneburg, um in Göttingen das Studium der Rechte wieder aufzunehmen. — „Zwicker“: ein Göttinger Studienfreund Christianis und Mitarbeiter an der von jenem 1818 mit herausgegebenen literarischen Zeitschrift „Die Wünschelruthe“ (vgl. auch die Anm. zu Brief 11). — „Straube“: vgl. das Adressatenverzeichnis am Schluß und die Briefe 10 u. 11. — Auch „Arnswald“ gehörte zu dem Kreise der Göttinger Studenten, die an der Gründung der „Wünschelruthe“ mit beteiligt waren. — In „Falk“ sieht Elster (a. a. O.) wohl

mit Recht den Satirendichter J. D. Falk, der durch sein Buch „Göthe aus persönlichem Umgange dargestellt" (1832) bekannt geworden ist. — „Meyer": ein Studienfreund Heines aus der ersten Göttinger Zeit. — „Die Jochma": Meyers Schwester, die Frau des Oberamtmanns Jochmus zu Lüne bei Lüneburg. — „Zoraide": (nach Elster a. a. O.) die bildschöne Schwester des Königs Abu-Hassan, die Geliebte Abd-el-Hamets, welche in der Oper „Zoraide oder die Mauren von Granada" von Blum (in Berlin 1817 aufgeführt) die Hauptrolle spielt. — „Eichhorn": Orientalist und Historiker an der Göttinger Universität. — „Sartori": der Historiker Freiherr Sartorius von Waltershausen. — „Beneke": der Göttinger Germanist. — „Hauptstadt der Brennen": Berlin. Dem stürze ich einen dummen „Jungen". studentisch: Den fordere ich heraus, indem ich ihn einen dummen Jungen nenne. — „Der Philolog Heine" [Heyne]: der berühmte klassische Philologe Christian Gottlob Heyne.

59. „Unger! eine Notiz!": heißt wohl: eine Notiz für die „Vossische Zeitung", die noch lange nach dem Tode J. Fr. Ungers, der 1802—1804, Mitbegründer und Leiter der Zeitung war, die „Ungersche" genannt wurde (vgl. Buchholtz, die Vossische Zeitung 1904, S. 66).

60. „Die schöne Schwäbin": Friederike Robert, — „sein (des Gajus) großer Commentator": Eduard Gans.

61. „Ritter Hugo": der berühmte Begründer der historischen Rechtsschule, Professor Gustav Hugo. — „bei Gubitz": In Gubitz' „Gesellschafter" erschienen in den letzten Tagen des März 1824 „dreiunddreißig Gedichte von H. Heine" aus dem Cyklus „Die Heimkehr" (vgl. auch Brief 63).

62. „Der Jenaische Don Quixote": der Philosoph J. F. Fries, dessen Schrift „Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden" 1816 erschienen war, (Elster). — „Uhta": Uote, Kriemhildens Mutter. — „meine zwei Bücher": die „Gedichte" und die „Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo". — Die „dreiunddreißig Gedichte" veröffentlichte

Heine Ende März 1824 im „Gesellschafter“; nachher ist (Anfang 1826) nur noch die „Harzreise“ hier erschienen.

63. „Alles Gubitzens“: d. h. aller Veränderungen durch Gubitz, den Herausgeber des „Gesellschafter“.

65. „Therese Heine“, die jüngere Schwester Amaliens, die 1821 den Rittergutsbesitzer Friedländer geheiratet hatte. Therese hatte der Dichter bei seinem Abschied von Hamburg als Kind verlassen; 1823, bei seinem Besuch in Hamburg, fand er sie, die sechzehnjährige, als liebliches, verjüngtes Abbild der verlorenen Geliebten wieder und faßte eine leidenschaftliche Neigung zu ihr, worauf Elster zuerst in seiner Ausgabe des „Buchs der Lieder“ in Seufferts „Litteraturdenkmalen“ 1887 aufmerksam gemacht hat. — „Tante Jette“, die Frau von Henry Heine, war die Schwester von Moritz Embden.

66. Vgl. Brief 41 am Schluß. — Den Monat April 1824 verbrachte Heine in Berlin. — „Beiliegendes Blatt“: Fouqué an Heine: Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Briefe von Stägemann u. s. w. an Varnhagen von Ense. Leipzig 1865, S. 138: „Auf Verlangen des Herrn Heinrich Heine bezeuge ich, daß derselbe im Monat Julius, gleich nach Empfang eines Gedichtes, das ich an ihn gerichtet hatte, mir schrieb, er verlange zur Mitteilung desselben an seine Freunde noch meine besondere Erlaubnis, weil er nicht dafür stehen könne, daß nicht Einer oder der Andre das Gedicht abdrucken lasse. Berlin, am 10. April 1824. Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Major und Ritter“.

68. „Goles“: golus, (galût) hebr., „Verbannung“. — „Einliegendes Sonett“: „Verlaß Berlin mit seinem dicken Sande . . .“ Heines Werke (Elster) I, 254.

70. „Der Todesfall meines Vetters zu Missolunghi“: Lord Byron war am 19. April 1824 zu Missolunghi gestorben“. — „er ist von Clauren“: der Verfasser von „Mimili“.

71. „Berührung mit dem Rabbi“: dem Rabbi von Bacherach, an dem Heine seit längerer Zeit zu arbeiten begonnen hatte. — „Agade“: Hagada: dichterische, nicht gesetzliche Auslegung von

Bibelworten: „ein abenteuerliches Buch, das die Agade heißt, und dessen Inhalt eine seltsame Mischung ist von Sagen der Vorfahren, Wundergeschichten aus Ägypten, kuriosen Erzählungen, Streitfragen, Gebeten und Festliedern“ (Heine im „Rabbi von Bacherach“). — „Koha Lachma Anja“: sind die Anfangsworte der Liturgie für den Passahabend. — „Benjamin von Tudela“: ein jüdischer Reiseschriftsteller des 12. Jahrhunderts, der später (1840) wirklich von Zunz im Verein mit Aser herausgegeben wurde. — „Schudt“: Jüdische Merkwürdigkeiten . . . samt einer Frankfurter Juden-Chronik 1714 ff.

73. „Reinganum“: ein dem Heineschen Kreise befreundeter Berliner Arzt. — „Der kleine Marcus“: vgl. Brief 24 und 38. — „jontefstiger Branntwein“: jomtob-Feiertag. — „Wolf und die Stich“: die Schauspieler Pius Alexander Wolff und Auguste Stich-Crelinger. — „Basnage“: Histoire de la réligion des juifs, 1707. — „Eichhorn“: Orientalist und Historiker in Göttingen.

74. Göthe-Jahrbuch V, 182 f. — Im Herbst 1824 war Heine von Göttingen in den Harz (seine „Harzreise“!) und nach Thüringen gereist, wo er in Weimar bei Göthe vorsprach. Der Besuch verlief vor allem durch die Schuld Heines, der, wie Maximilian Heine in seinen „Erinnerungen“ wissen will, nach seinen litterarischen Plänen gefragt, allzu keck und unvorsichtig dem Dichter des „Faust“ den eigenen Faustplan entgegenhielt, unerquicklich (vgl. Elster: Heines Werke Bd I, S. 42). So gab Heine, der im Varnhagenschen Kreise und im Umgang mit Christiani zunächst halb widerwillig, dann immer freier und freudiger sich mit Göthe beschäftigt hatte und an ihm gewachsen war, in der Folge, selbst Freund Moser zunächst nur mit halben Worten und einer gewissen trotzigen Scham über den verfehlten Besuch Rechenschaft. — Erst in einem Briefe an Christiani vom Mai 1825 und besonders nach dem Tode des Dichters wußte Heine in der „Romantischen Schule“ den tiefen Eindruck, den Göthe auf ihn gemacht — von den verstimmenden Nebenerscheinungen der damaligen Situation befreit — richtiger zu schildern.

75. „Stillicidium": das römische Rechtsinstitut der „Dachtraufe". — „emphyteusis": das Erbpachtrecht. — „Der große Sartorius": der Göttinger Historiker Freiherr Sartorius von Waltershausen. — „Der Biograph Hoffmanns und Werners": der Kriminalrat Eduard Hitzig.

76. „Nach der Bell- und Lancasterschen Methode": jene eigentümliche englische systematisch-mechanische Methode vor allem des Volksschulunterrichts, die seit etwa 1790 von Andreas Bell zunächst in Indien erprobt wurde und später von Josef Lancaster in einer Vorstadt von London weiter ausgebildet wurde, und seit 1816 auch in Deutschland Beachtung und Nachahmung zu finden begann.

77. „Beccaria": dessen Schrift „dei delitti e delle pene" (1764) gegen die Todesstrafe Stellung nimmt.

78. „Die Rheinblüten": die Friederike Roberts Bruder, der Buchhändler Braun in Karlsruhe, herausgab.

79. „Das juristische Doktorexamen": Am 16. April 1825 meldete sich Heine bei Professor Hugo, der nun doch, wovor H. sich gefürchtet hatte, Dekan war; am 3. Mai bestand er das Examen; am 20. Juli verteidigte er beim Promotionsakt fünf Thesen (Strodtmann in seiner Ausgabe Bd. 19, S. 206ff und 220ff, druckt Bewerbungsschreiben, Thesen und Diplom ab) und bestand, wenn auch nur mit Note III (vgl. Elster, Heines Werke I, 43). — „Getauft": Noch vor der Promotion, am 28. Juni, trat Heine in dem unweit Göttingen gelegenen Heiligenstadt zur christlichen Kirche über.

80. Die „Harzreise" erschien nicht in den „Rheinblüten", sondern erst 1826, arg verstümmelt in Gubitz' „Gesellschafter".

81. „Carolina": die Halsgerichtordnung Karls V. — „Ulrichs Garten": ein viel besuchter Göttinger Kaffeegarten. — „Anfang eines Romans": der „Rabbi von Bacherach". — „Der selige Wolff": der berühmte Philologe Friedrich August Wolf. — „So bist du denn der Welt empfohlen etc. . . .": Schlußverse

eines Göthe'schen Spruchgedichts. (Werke, Weimarer Ausgabe VI, 72).

82. „Saphir": der bekannte Humorist und Satiriker.

83. „confarreatio": die, nur bei Patriziern gebräuchliche, feierlichste Form der Eheschließung bei den Römern.

84. „Nicht nur Dr. Juris, sondern auch —": Anspielung auf die Taufe. — „An den Zollenspiker gedacht": wo die Hochzeit der Schwester mit Moritz Embden stattgefunden hatte. — „Max" und „Gustav": die beiden Brüder Heines.

85. In den Monaten August und September 1825 war Heine in Norderney. Hier sah er seinen alten Freund Sethe wieder, verkehrte viel mit der „Fürstin Solms", einer Freundin der Varnhagens und einer „schönen Dame" aus Celle, einer Frau von Anderten.

87. Vgl. Anm. zu 79. — Den Oktober und die Hälfte des November 1825 brachte Heine in Lüneburg bei den Eltern zu, Mitte November geht er nach Hamburg mit der Hoffnung, sich dort als Advokat niederzulassen und seine Cousine Therese Heine zu heiraten. Beide Pläne scheiterten. Wohl aber gelang es dem Dichter, Campe, der nun der eigentliche „Heine-Verleger" wurde, für den Verlag der Reisebilder, die im Mai 1826 erschienen, zu gewinnen. Bis Juli, wo er wiederum nach Norderney ging, blieb Heine in Hamburg.

89. „Dr. Halle": der Rechtsanwalt Adolf Halle, der 1828 Therese Heine zur Frau gewann. — „Sie liebten sich beide . . .": Aus dem Cyklus „die Heimkehr", 33. Sämtl. Werke (Elster) I, S. 111. — „Peters": der spätere Professor der Mathematik, Adolf Peters, mit dem Heine in Göttingen zusammen studierte und dessen sentimentale Liebeslyrik er auf alle mögliche Art, wie z. B. „Adolf, das ist dein bestes!" verspottete.

90. „Johannes Kreisler": die bekannte Gestalt E. Th. A. Hoffmanns. — „Albert Methfessel": 1785—1869, Musikdirektor in Hamburg, später in Braunschweig, daneben fruchtbarer Komponist. — „Ries": Ferdinand R., 1784—1838, Schüler Beethovens,

Klaviervirtuose und Komponist in fast jedem Genre. — Kompositionen Heinescher Gedichte von ihm (so „Mädchen mit dem roten Mündchen", „Herz, mein Herz, sei nicht beklommen") werden heute noch gesungen.

94. Im Mai 1826 erschien der erste Band der „Reisebilder". — „das gegenwärtige Meisterstück dedizierender Beredsamkeit": Der Frau Geh. Legationsrätin Friederike Varnhagen v. Ense widmet die achtundachtzig Gedichte seiner „Heimkehr" der Verfasser. — „Ihrer Schwester": Varnhagens Schwester war an den Dr. Assing verheiratet.

98. „Christus auf dem Wasser": Das Gedicht „Frieden" im Cyklus „die Nordsee". Sämtliche Werke (Elster) I, 177.

99. „Die schöne Frau": vgl. Anm. zu 85.

104. „Den Schneidergesellen": der angebliche Schneidergeselle, dem Heine im Harz auf der Reise von Osterode nach Klausthal begegnete. Vgl. sämtliche Werke (Elster) Bd. 3, S. 6 ff. — „der schwarze Ungehenkte": der Makler Josef Friedländer in Hamburg. Vgl. Elster a. a. O., S. 6.

108. „Das Kurier-Reisebild im Mitternachtsblatt": hatte A. Müllner geschrieben. — „Die Morgan": Lady Sydney M. (1783—1859), die Verf. zahlreicher Romane, Novellen und Reiseschilderungen (ihr berühmtes „Italy", „France").

109. „Du mußt in den Seebildern": „Untergang der Sonne": Werke (Elster) I, S. 184, und „Die Götter Griechenlands": ebd. S. 188. — „der Schwarze: vgl. Anm. 104.

110. Am 15. Januar 1827 ging Heine, um den Druck des zweiten Bandes der „Reisebilder" zu überwachen, nach Hamburg.

111. Mitte April führte Heine die oft geplante Reise nach England aus. — „Canning": George Canning, der berühmte liberale Ministerpräsident.

112. „Ihre Schwester": Rosa Maria, die Schwester Varnhagens, hatte den Arzt und Schriftsteller Dr. Assing in Hamburg geheiratet.

114. Die Briefe Heines an Detmold hat zuerst Hüffer in

der „Deutschen Rundschau", Band 42, veröffentlicht. Nach Ramsgate hatte Heine einen Abstecher von London aus gemacht.

115. Von England ging Heine über Holland, Norderney (wo er 14 Tage blieb), das Nordseebad Wangeroog, Ende September nach Hamburg. — „an Lindner": seinen Mitredakteur der „Annalen" in München.

116. „Beantwortung meiner . . . Frage": ob Heine nach Berlin kommen könne. — „Dirksen": Professor der Jurisprudenz an der Berliner Universität. — In Hamburg war Heine mit dem Druck des „Buchs der Lieder" beschäftigt, das, eine neue Zusammenstellung früher bereits veröffentlichter Gedichtscyklen, noch 1827 erschien. — „Mad. Friedländer": Amalie Heine, die Jugendliebe des Dichters.

117. „durch deinen letzten Brief": in welchem Moser Heine mitgeteilt hatte, daß Goethe sich über seine Dichtungen abfällig geäußert hätte.

118. Über Lüneburg, Göttingen, Kassel, Frankfurt a. M., Stuttgart reiste Heine nach München, überall alte Beziehungen auffrischend, neue anknüpfend. — „die Schauspielerin Peche": Therese Peche, die Heine in verschiedenen Rollen in Hamburg bewundert hatte und mit der er, wie man fälschlich behauptete (gerade zu dieser Zeit hoffte er von neuem auf die Hand Therese Heines) ein Liebesverhältnis unterhalten haben soll.

120. „Witt": Wit von Dörring, der mit Heine in München verkehrte und im damaligen politischen Parteileben als eine Art Polizeispitzel eine recht zweifelhafte Rolle spielte. — „das Morgenblatt, dessen Redakteur": der Dichter Wilhelm Hauff. — „den Pastor": Dr. Pustkuchen, Verfasser der falschen „Wanderjahre". — „den Magister": Dr. Nikolaus Bärmann, der an Gubitz' „Gesellschafter" mitarbeitete, Heine's Gedichte abfällig beurteilt hatte und dessen eigene Reimereien bei Campe auf demselben eleganten Papier wie „Das Buch der Lieder" erschienen.

121. „Ihre Literatur": „Die deutsche Litteratur von Wolfgang Menzel. 1828.

123. „Therese Heine“: hatte sich mit einem Dr. Halle in Hamburg verlobt.

124. „Görres“: vgl. Anm. 119. — „M. Beer“: Dichter des „Paria“, „Struensee“ u. s. w. — „E. Schenk“: vgl. Anm. 119.

125. „Friedrich Förster“: redigierte mit Willibald Alexis das „Berliner Konversations-Blatt“. — „Maßmann“: Germanist und Organisator des Turnens. Vgl. Karpeles, H. Heine 1899, S. 107 ff.

126. Der Brief ist undatiert, nach einer Notiz auf der Rückseite wahrscheinlich aus Livorno den 27. August 1828 (Karpeles). — Mitte Juli war Heine von München aufgebrochen und reiste über Innsbruck, Verona, Mailand, Genua, Livorno nach den Bädern von Lucca und später nach Florenz. — „Die längst erwartete freudige Nachricht“: daß er vom König von Bayern zum Professor der Litteraturgeschichte in München ernannt sei, was man ihm in Aussicht gestellt hatte.

127. „von einem der besten Porträtmaler“: Reichmann. Augenscheinlich ist dieses Bild, von dem Strodtmann berichtet und das später bei dem großen Hamburger Brande 1842 umkam, gemeint und nicht das Theophil Gassen, ein Hausgenosse Heine's, mit dem er viel in München verkehrte, ausgeführt hatte.

128. „Tilly“: Mathilde Heine, eine Nichte Salomons, die wenige Monate zuvor gestorben war. — „Moritz Oppenheimer“: ein Schwiegersohn Salomon Heines.

129. „meine äußere Stellung zu sichern“: Schenk hatte sich ganz besonders darum bemüht, Heine die Münchener Professur zu verschaffen.

130. „lese jetzt Malthus und Bentham“: „Malthus“, der Verf. des „principle of population“, „Bentham“, der Begründer des sogenannten „Utilitarismus“.

131. Die Unruhe über die Münchener Professur, die Sehnsucht nach dem Vater hatten Heine Hals über Kopf nach Deutschland getrieben. Der Vater war, ohne daß der Sohn ihn noch lebend angetroffen, gestorben; die Verhandlungen wegen der Professur

hatten sich zerschlagen, so war er, voll Trauer und Bitterkeit, Anfang des Jahres 1829 wieder nach Berlin gekommen, von wo er Mitte April nach Potsdam übersiedelte, um in völliger Ruhe arbeiten zu können.

135. „Zu Ihrem Almanach": Stieglitz gab den „Berliner Musenalmanach" heraus.

136. Im August und September 1829 war Heine in Helgoland, von wo er Ende September nach Hamburg ging.

137. Von G. Droysen in der „Deutschen Rundschau", Bd. 111 (1902), S. 123, veröffentlicht. — Die „Stadträtin": Frau Mendelssohn-Bartholdy. — „Fanny" und „Rebekka": die beiden Töchter des Hauses.

138. „Ihr Trauerspiel": Das Trauerspiel in Tirol, das vorher den Titel „Andreas Hofer" führte. — „den Grafen Platen": Platen hatte auf einige Xenien Immermanns gegen ihn, die Heine in die dritte Abteilung der „Nordsee" aufnahm, in seinem „Romantischen Ödipus" in bittersten Ausfällen gegen Immermann und Heine geantwortet, bevor er die „Reisebilder" kennen lernte. Heine hat selbst später empfunden, in dem „Platenschen Kapitel" der „Reisebilder" über das Ziel geschossen zu haben und dachte sogar daran, es in späteren Auflagen „herauszuschmeißen".

139. Im Dezember 1829 erschien der dritte Band der „Reisebilder" im Druck. — Der Brief, dessen Schluß verloren gegangen ist, wird von Strodtmann und Karpeles in den Dezember 1829 gesetzt. — „Sein anonymer Aufsatz": erschien im „Morgenblatt" vom 21. November 1829, stammt aber nicht von Platen. — „Was Üchtritz betrifft": Fr. v. Ü., von Haus aus Jurist, Verf. zahlreicher Trauerspiele und Romane.

142. Von Elster in der „Deutschen Dichtung", Bd. 27, S. 11 veröffentlicht. — „Mein Bruder": Maximilian Heine.

144. „Die Macht der Verhältnisse": ein Trauerspiel Ludwig Roberts. — „außer Voß": der 1819 gegen den Grafen Fritz Stolberg, der zum Katholizismus übergetreten war, die Streitschrift „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier" richtete.

146. Ende März war Heine von Hamburg nach dem stilleren nahen Wandsbeck übergesiedelt, um die Folgen eines Bluthustens an dem er im Februar erkrankt war, zu überwinden und ungestörter arbeiten zu können. Hier blieb er bis Ende Juni, wo er wiederum nach Helgoland ging. — „die Übersendung des Zinzendorfs": In Varnhagens „Biographischen Denkmalen" 1824ff, Bd. 5.

147. „die Schröder": die große Tragödin Sophie Schröder (1781—1868).

148. „Mit dem großen Raupach": der Beherrscher der Berliner Bühne von etwa 1820—1840.

149. „Briefe des Verstorbenen": von Pückler-Muskau 1830.

150. „Die Sonntag": die berühmte Sängerin.

152. „Meinem *": meinem Oheim. — „Mein neues Buch": der vierte Teil der „Reisebilder". — „ein ehemaliger Seïde": eigentlich Großvater, dann überhaupt Verwandter, Freund. — „die Sonntag": vgl. 150. — „Ihre Novelle": „Die Berner und die Psitticher": Berlin 1831, vorher im „Gesellschafter" erschienen.

153. „W. Häring" (Willibald Alexis) gab die Zeitschrift „der Freimütige" heraus.

154. „Einleitung zu einer Adelschrift": gemeint ist das Vorwort, welches Heine im März 1831 zu „Kahldorf über den Adel" schrieb.

Adressaten-Verzeichnis.

Alexis, Willibald, s. **Häring**, Wilhelm.

Beughem, Friedrich von, Bonner Universitätsfreund Heines, wurde Referendar am Oberlandesgericht zu Hamm, starb in den sechziger Jahren als Oberstaatsanwalt zu Paderborn. Nr. 4. 7.

Brockhaus, Friedrich Arnold, der Begründer des bekannten Leipziger Verlagshauses. Nr. 6.

Campe, Julius, seit 1823 Inhaber der „Hoffmann und Campeschen" Sortimentsbuchhandlung, die er bald zum Verlag, vor allem auch als eigentlicher „Heine-Verleger", ausgestaltete. Nr. 120.

Christiani, Rudolf, geb. 27. Januar 1797 in Kopenhagen, seit 1810 in Lüneburg, studierte die Rechte in Göttingen, promovierte 1818, lebte zunächst als Advokat, später als Stadtsekretär in Lüneburg. Hier wurde er 1823 mit Heine bekannt.

Über Christiani und seine Beziehungen zu Heine handelt ausführlich, unter gleichzeitiger Veröffentlichung von fünfzehn Briefen Heines, **Elster** in der „Deutschen Rundschau" Bd. 107, 108 (1901). Nr. 57. 61. 62. 69. 81. 89.

Cotta, Johann Friedrich v. (1764—1832), der Reorganisator der alten Cottaschen Buchhandlung, Gründer der „Allgemeinen Zeitung" und der Schillerschen „Horen" (1795), der „Politischen Annalen", für deren Redaktion er 1828 Heine gewann. Nr. 130. 135.

bekannte Romanschriftsteller. Heine lernte ihn in Berlin als Student kennen, wo er zu jener Zeit als Redakteur des „Berliner Konventionsblattes“ lebte. Nr. 153.

Heine, Charlotte, verehelichte Embden, Heines einzige geliebte Schwester. Im Oktober 1800 geboren, verheiratete sie sich 1823 mit dem Hamburger Kaufmann Moritz Embden, als dessen Witwe sie hochbetagt starb. Nr. 3. 40. 43. 45. 48. 52—54. 58. 65. 67. 84. 103. 147.

Heine, Salomon, der Oheim des Dichters. Nr. 129.

Immermann, Karl. Immermann hatte 1822 die erste Gedichtsammlung Heines kritisch besprochen und damit für die Außenwelt vielleicht das Signal für seinen Dichterruhm gegeben. Bald nähert sich ihm Heine brieflich und es entsteht — trotz allem Gegensätzlichen in den Naturen — eine aufrichtige, treue Freundschaft, die, wenn auch der Briefwechsel nach etwa zehn Jahren aufhört, bis zum Tode Immermanns (1840) dauert. 1824 lernten die beiden sich in Magdeburg persönlich kennen. — Die Beziehungen Heines zu Immermann hat Karpeles, H. Heine 1899, S. 160ff., ausführlich dargestellt. Nr. 18. 20. 21. 26. 33. 106. 138—139. 143. 148.

Keller, Ernst Christian August (1797—1879), studierte Rechts- und Staatswissenschaften, wurde preußischer Regierungsreferendar in Berlin und Potsdam, wo er, vielfach literarisch interessiert, Heine kennen lernte. K. machte eine glänzende, rasche Karriere im Staatsdienst und konnte sein fünfzigjähriges Jubiläum als vortragender Rat im Kultusministerium feiern. Die Beziehungen zu Heine scheinen bald nach dem letzten der drei Briefe, die unsere Ausgabe bringt, abgebrochen zu sein. Ueber Keller und seine Verbindung mit Heine handelt ausführlich: Hüffer, „Deutsche Rundschau“ 86 (1896) S. 126ff. Nr. 15. 17.

Klein, Joseph, Komponist, der Bruder Bernhard Kleins, lebte (1802—62) in Köln und Berlin. Nr. 90.

Lehmann, Joseph (1801—73), lernte Heine als Berliner Student kennen. L. war lange Jahre Herausgeber des „Magazins für die Literatur des In- und Auslandes". Nr. 37. 42. 51.

Menzel, Wolfgang, 1798—1873. Kritiker, Literarhistoriker und Dichter. Bekannt ist sein Kampf gegen Göthe und seine Anhänger, den er in den „Europäischen Blättern" und in der „deutschen Literatur" (1828) hauptsächlich führte. Gab seit 1825 das Cottasche „Litteraturblatt" heraus. Nr. 121. 124—25. 151.

Merckel, Friedrich, ein junger Hamburger Kaufmann, mit dem Heine während seines Aufenthalts in Hamburg 1826 viel und intim verkehrte. Die beiden unterhielten über sechs Jahre einen regelmäßigen Briefwechsel. Nr. 99. 101. 102. 104. 108—111. 113. 115. 123.

Moser, Moses, 1796—1838, einer der Mitbegründer des „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden", dem Heine 1822 beitrat. Heine schloß mit Moser, den er treffend als einen lebendigen Epilog zu Nathan dem Weisen charakterisiert hat und der von Haus aus Bankier war, daneben aber allen möglichen philosophischen und geschichtlichen Studien und kulturellen Bestrebungen mit reiner Begeisterung und Liebe sich widmete, eine innige Freundschaft, die bis etwa 1830 dauerte und die in den wundervollen Freundesbriefen H.s an M., die unsere Ausgabe bringt, ihren lebendigen Niederschlag gefunden hat. Nr. 31. 35. 36. 39. 41. 44. 47. 50. 55. 56. 59. 60. 64. 68. 71. 72. 75—77. 82. 83. 88. 92. 93. 98. 105. 117. 127. 132. 136. 140.

Müller, Wilhelm, 1794—1827, der bekannte Lyriker. Nr. 97.

Müllner, Adolf, 1774—1829, der bekannte „Schicksalsromantiker". Hauptwerke: „29. Februar", „Die Schuld", „Ingurd". 1820—25 war er Redakteur des Cottaschen „Litteraturblattes". Nr. 13. 96.

Naßmann, Chr. Friedr. (1772—1831), zuerst Lehrer, seit 1800

als freier Schriftsteller lebend, entfaltete er eine vielseitige, unendlich fruchtbare poetische und journalistische Tätigkeit. Nr. 11.

Robert, Friederike, die Gattin Ludwig Roberts, die „schöne Schwäbin". Nr. 70. 80. 86. 133.

Robert, Ludwig, der Bruder Rahel Varnhagens, geb. 1778 als Sohn von Levin Marcus, der später den Namen Robert-Tornow annahm. Zunächst Kaufmann, dann nahmen seine literarischen Interessen ihn immer mehr in Anspruch. Vorübergehend Diplomat, widmete er sich später ganz der Literatur. Vor allem Dramatiker, zunächst als Bearbeiter Molières und Gozzis, dann in eigenen Versuchen. Er heiratete Friederike Braun, die „schöne Schwäbin". Nr. 49. 70. 78.

Schenk, Eduard von, Staatsmann und Dichter (1788—1841), seit 1828 Minister des Innern und Kultus in Bayern, wo er in München Heine näher trat. Von seinen Trauerspielen ist der „Belisar" das bekannteste. Nr. 126. 129.

Schottky, Maximilian (1794—1849), war Professor der deutschen Sprache und Literatur in Posen, wo Heine im Spätsommer 1822 auf einem Gute in der Nähe als Gast des Grafen Breza weilte. Schottky lebte später, mit mannigfachen geschichtlichen Studien beschäftigt, als Schriftsteller in Prag, München und Trier. Anerkennung verdienen besonders seine Sammlungen österreichischer Volkslieder und seine Studien des niederösterreichischen Dialekts. Nr. 29.

Sethe, Christian, geb. 19. Juli 1798, war mit Heine seit der gemeinsamen Schulzeit auf dem Düsseldorfer Lyceum befreundet. Obwohl der Briefwechsel schon 1825 abbrach, hat H. den Freund nicht aus den Augen verloren und ihn auch 1843, bei seinem Besuche Deutschlands, in Münster aufgesucht. Sethe starb am 31. März 1857 als Provinzial-Steuerdirektor in Stettin. Vgl. über ihn und sein Verhältnis zu Heine: Hüffer, Aus dem Leben H. Heines, Berlin 1878, S. 2ff. Nr. 1. 2. 14. 22. 85.

Simrock, Karl, 1802—76, Dichter und Germanist. Der Erneuerer des „Nibelungenliedes“ und „Walthers von der Vogelweide“ u. s. w. Er verkehrte mit Heine, als sie Bonner Studenten waren. Nr. 91. 95.

Steinmann, Friedrich, geb. 7. August 1801, bezog 1819 die Universität Bonn zum Studium der Rechte; Auskultator, später Sekretär am Oberlandesgericht zu Münster, 1854 seines Amtes enthoben, starb 1875. Vielgeschäftiger Journalist und Publizist ohne poetische Begabung. Die Freundschaft, die Heine ihm treu bis in seine Berliner Zeit erwies, hat St. schlecht genug gelohnt, der „durch die ebenso frechen wie törichten Fälschungen Heinescher Gedichte sein Andenken mit dauerndem Makel befleckt hat“ (Elster). Dasselbe gilt von den Publikationen Heinescher Briefe durch Steinmann. Nr 5. 8. 25.

Stieglitz, Heinrich, der Dichter (1801—49), der, selbst ein völlig unbedeutendes Talent, durch den tragischen Selbstmord seiner Gattin Charlotte, die ihn dadurch zu dichterischem Schaffen anzuspornen hoffte, bekannt geworden ist. Seit 1824 lebte er in Berlin, wo er Heine kennen lernte. Nr. 134.

Straube, Heinrich, war in Göttingen mit Heine bekannt geworden, wo er, bereits siebenundzwanzigjährig, nachdem er zunächst Bergbau studiert hatte, seine juristischen Studien beendete. Dabei hatte er starkes Interesse für Philosophie und Literatur. So hatte er 1818 die romantische Zeitschrift, die „Wünschelruthe“ mit herausgegeben. Später brachte er es als Jurist bis zum Oberappellationsgerichtsrat. Er starb bereits 1847. Heine und Straube haben sich noch 1824 und 1825 wiedergesehen, bei welchem Wiedersehen Heine von dem scheinbar „versauerten“ Freunde arg enttäuscht wurde. Vgl. über Straube Elster in der Deutschen Rundschau Bd. 107, S. 273 ff. und Februarheft 1906, S. 206 ff. — Nr. 9. 10.

Uhland, Ludwig. Über H.s Verhältnis zu Uhland vgl. Heines

„Romantische Schule". Sämtl. Werke (Elster) Bd. V, S. 344 ff. Nr. 30.

Varnhagen v. Ense, Karl August, geb. 1785, studierte zunächst Medizin, dann Philosophie und Literatur. War vorübergehend Offizier, seit 1814 Diplomat im preußischen Dienst. In demselben Jahre heiratete er Rahel Levin. Ihr Haus, in dem auch Heine als Berliner Student verkehrte, wurde ein geselliger Mittelpunkt des geistigen Berlins. — Als Dichter ist V. belanglos, als vielgeschäftiger Historiker, Herausgeber literarischer Denkwürdigkeiten und Kritiker beachtenswert. Nr. 34. 66. 94. 100. 107. 112. 116. 118—19. 141. 144—46. 149—150. 152. 154.

Varnhagen v. Ense, Rahel, geb. Levin (die Familie nahm später den Namen Robert an), Schwester des Dichters Ludwig Robert. Geb. 1771, war sie seit 1814 die Gattin des Schriftstellers und Diplomaten Varnhagen v. Ense. Ihr „Salon" war ein geistiger Brennpunkt des damaligen Berlin. Hier verkehrte auch Heine in seiner Berliner Zeit. Rahel starb 1833. Über Heines Beziehungen zu Rahel vgl. Berdrow, Rahel Varnhagen, Stuttgart 1900, S. 382 ff. Nr. 27. 131.

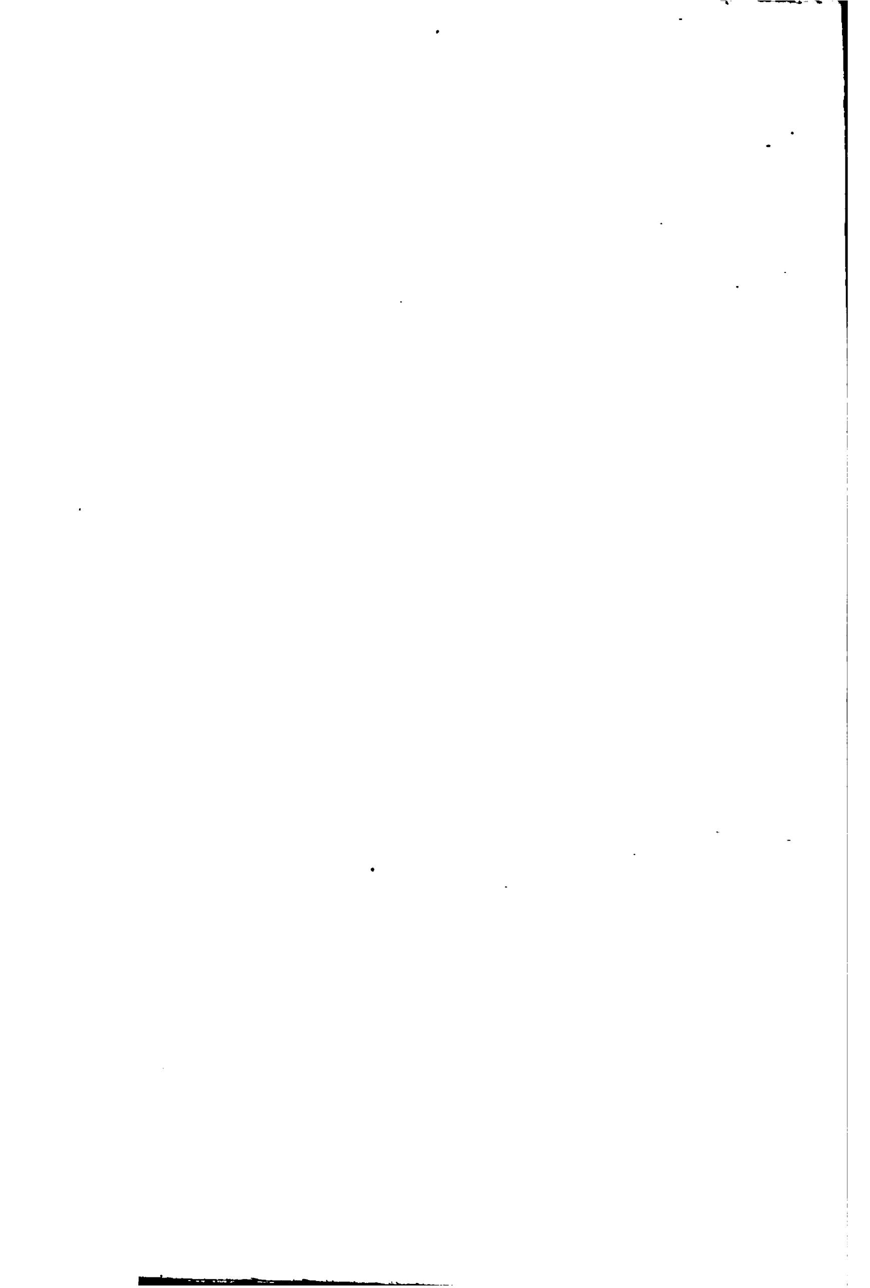
Wit, Johannes, gen. v. Döring, 1800—1863. Der berüchtigte politische und literarische Pamphletist und Abenteurer. 1828 verkehrte er in München reger mit Heine, den er von Hamburg aus kannte. Nr. 121.

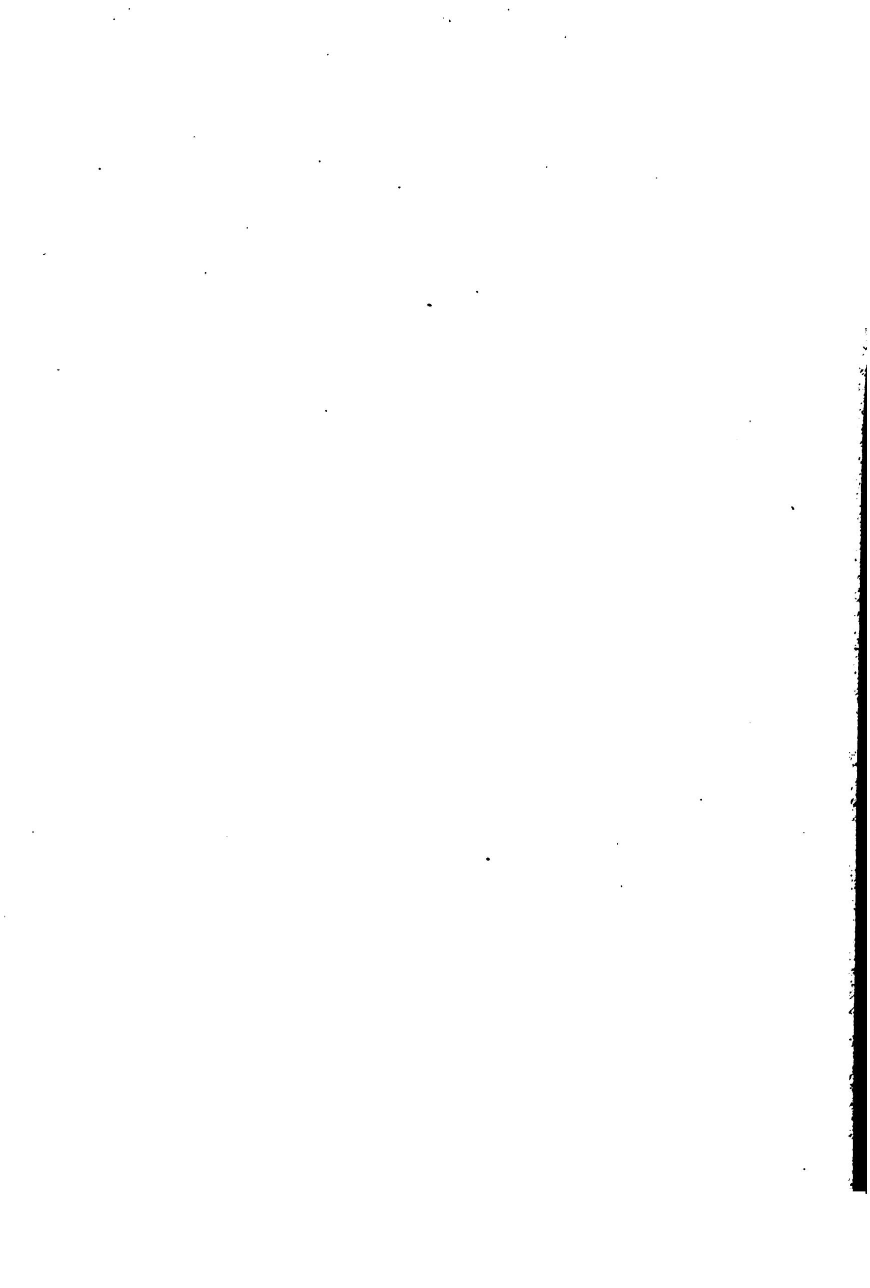
Wohlwill, Immanuel, lernte Heine im „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" kennen. 1822 vertauschte er seinen Namen Wolf mit dem Namen Wohlwill. Er studierte Philologie und Philosophie, wurde Leiter einer israelitischen Schule in Hamburg, wo er Heine wiedersah. Er schrieb neben allerlei Pädagogischem über die Geschichte der Juden, über Armenwesen, endlich die bekannten „Grundsätze der religiösen Wahrheitsfreunde". Er starb 1847 zu Seesen als

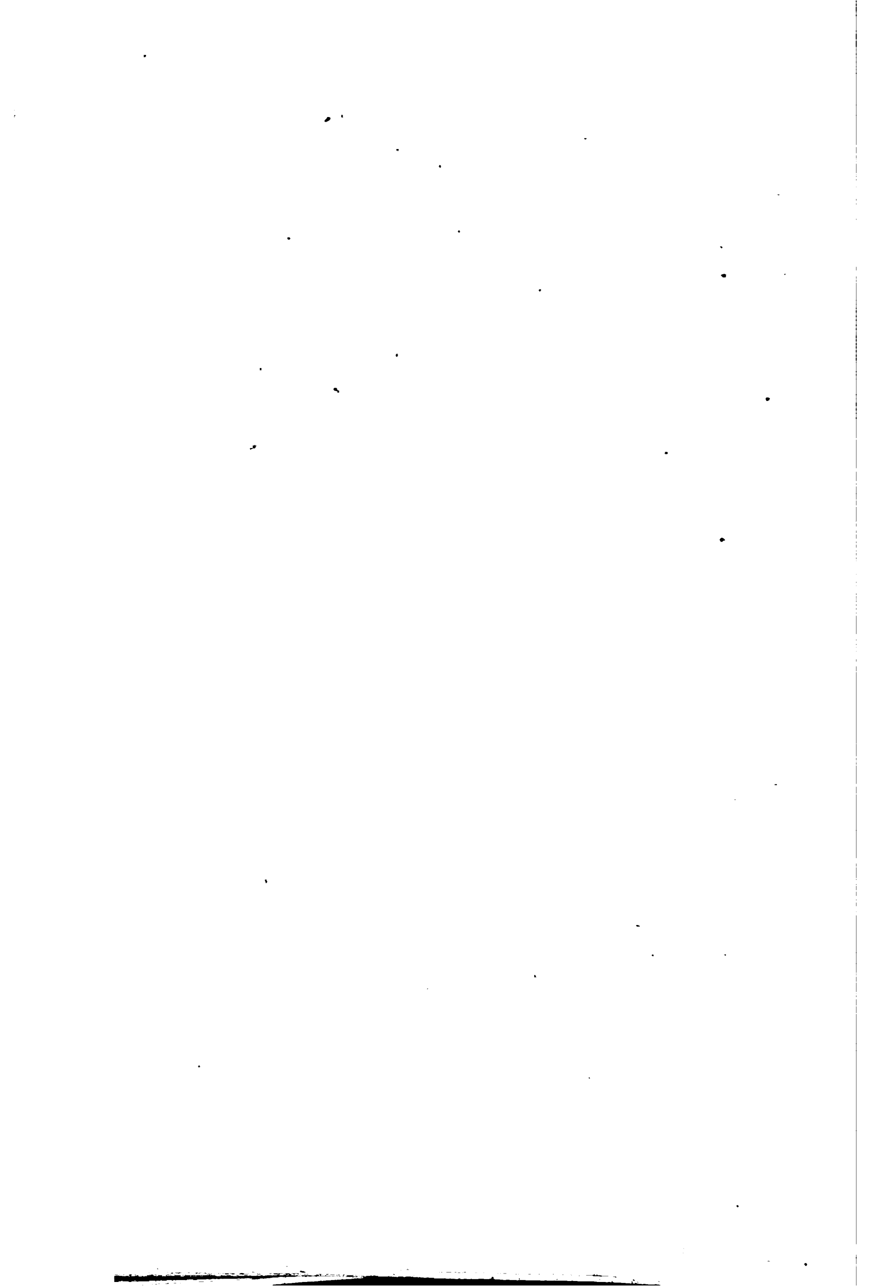
Leiter der Jacobsonschen Erziehungsanstalt, der er einst selbst als Schüler angehört hatte. Nr. 24.

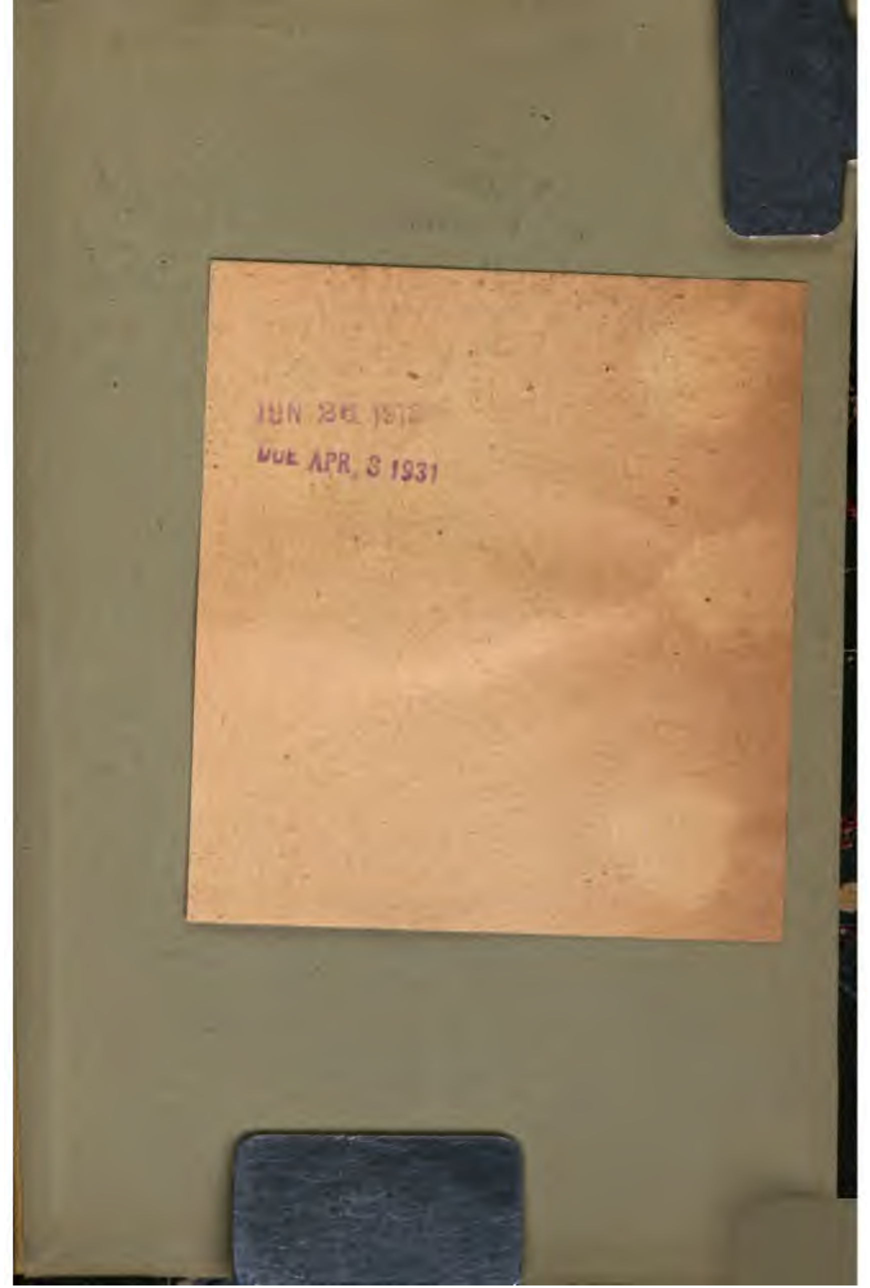
Wolf, Immanuel, s. **Wohlwill**, Immanuel.

Zunz, Leopold. Einer der Mitbegründer des „Vereins für die Kultur und Wissenschaft der Juden", dem Heine seit 1822 angehörte, und Redakteur der von dem Verein herausgegebenen Zeitschrift. Vielfach um die soziale Gleichstellung und geistige Aufklärung der Juden bemüht und Bahnbrecher einer wissenschaftlichen Behandlung der jüdischen Geschichte und Literatur. Nr. 38.








DUE APR, 8 1931

